

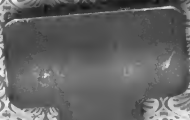
Schweder

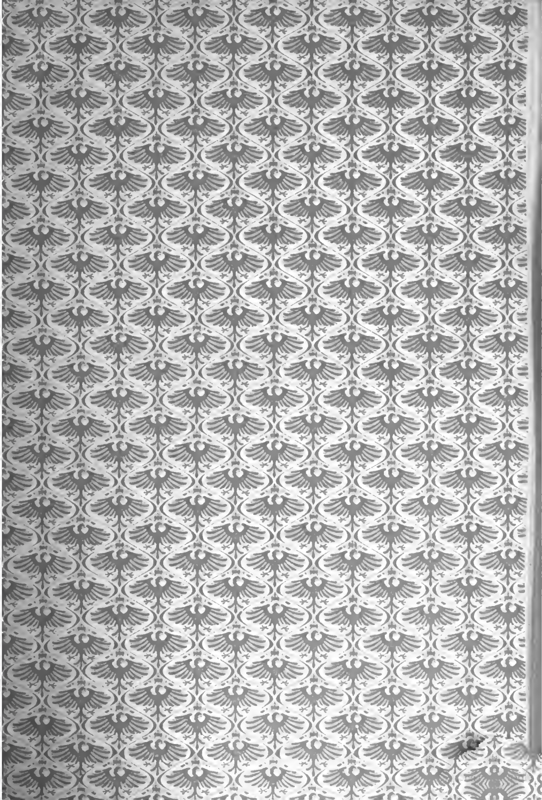
Im Kaiserlichen Hauptquartier



Hesse & Becker Verlag Leipzig

14094
.91
.845
v.2

Princeton University.




Paul Schweder

Im Kaiserlichen Hauptquartier

II

Digitized by Google



Kronprinz Rupprecht von Bayern

Digitized by Google

Im Kaiserlichen Hauptquartier

Deutsche Kriegsbriefe

von

Paul Schweder
Kriegsberichterstatter

Zweiter Band

Von den Vogesen zur Nordsee

Mit einem Titelbilde und Buchschmuck von Carl Alexander Brendel-Weimar, sowie 44 Bildbeigaben nach Original-Aufnahmen

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON N.J.



Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1915

Digitized by Google

Copyright 1915 by Hesse & Becker Verlag in Leipzig

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON.N.J.

Erstes bis zehntes Tausend

Digitized by Google

Inhalt

I.

Seite

II.

III.

IV.

14094
.91
.845
APR -3 1916 365185
v.2
Digitized by Google

Seite

V.

VI.



I

Beim Kronprinzen von Bayern zu Gast

(Der ruhende Löwe. — Ein Gedicht in Weiß und Gold. — Bayerns Königlicher Hof im Felde. — Das Märchenschloß am Boulevard Carnot. — An der Hoftafel. — Je bunter, desto besser! — Der „bayerische Hausschlüssel". — Im tausendjährigen Reich.)

Lille, Anfang Dezember 1914.

Breit und mächtig liegt auf Flanderns Fluren der bayerische Löwe. Sein Blick ist gen Westen gerichtet. Sein Auge sprüht, und mit dem Schweif schlägt er den blutgetränkten Boden, daß feurige Grüße hinüberfliegen nach Arras, Ypern und Armentières. Ungeheuer ist die Kraft seiner Lenden. Noch liegt er in verhaltener Ruhe. Aber wehe seinen Feinden, wenn zu gewaltigem Sprunge Bayerns Löwe sich anschickt.

* *
*

Digitized by Google

Seit dem 12. Oktober 1914 besitzt das weißblaue Königreich neben der lieben alten Münchnerstadt eine zweite Kapitale. In Lille, Nordfrankreichs schöner Hauptstadt, herrscht sein Thronfolger, Prinz Rupprecht, der Heerführer der tapferen Bayern von St. Avold bis zum Yser-Kanal. Am prachtvollen Boulevard Carnot, der Lille mit den gewerbfleißigen Schwesterstädten Roubaix und Tourcoing verbindet, bauten sich in den letzten Jahren die millionenschweren Liller Kaufleute und Fabrikanten ihren Kurfürstendamm. Mit derselben überladenen Pracht, denselben architektonischen Geschmacklosigkeiten und der gleichen unvorsichtigen Finanzgebarung wie in Berlin WW. Eines der schönsten Heime, ganz in Louis-Seize-Stil gehalten, ein Gedicht von Weiß und Gold, von Sevres-Lyrik und Gobelinwundern, die den Besitzer trotz seiner vielen Millionen in Zahlungsschwierigkeiten geraten ließen, ist heute Bayerns Königlicher Hof im Felde.

Der Wittelsbacher Thronerbe hat seine Armee von St. Avold nach Lagarde, nach Saarburg und über Lothringens Grenzen hinaus in heißen Schlachten bei St. Quentin und Douai bis nach Lille hinaufgeführt. Und überall erklingt das Lob der Bayern, der Männer aus Franken und der Oberpfalz, vom Main und von der Isar, aus den Hochlandstälern bis zum Königssee und Watzmann hinauf und aus der fröhlichen Rheinpfalz. Sind sie auch im Laufe des gewaltigen Feldzuges vielfach durcheinandergewürfelt und schließlich sogar mit Sachsen und Preußen, Württembergern und Hessen zusammengeschweißt worden, die weißblaue Flagge weht hoch über allen in Ehren, und der alte Bayerntrotz, die ungestüme Bayernstärke harren in ungeschwächter Kraft neuen Taten und neuen Siegen entgegen.

Der gleiche Geist herrscht auch in dem Märchenschloß

am Boulevard Carnot. Wir wissen, daß wir eine zweite chinesische Mauer, mächtiger als sie, von der Schweizergrenze bis zur Nordsee erbaut haben, und daß wir hinter dieser gewaltigsten Befestigungslinie der Welt sicher und geborgen sind. Aber wir wissen auch, daß wir zu gelegener Zeit darüber hinwegstürmen werden, und daß der Zeitpunkt, da dies geschehen wird, die Bayern wieder an der Spitze der deutschen Heerhaufen finden wird.

Von Weißenburg und Wörth, von Paris und Orleans her leuchtet aus den 70er Jahren der Ruhmesglanz der bayerischen Heldentaten zu den Tagen von Lagarde, St. Quentin, Douai und Lille hinüber. Aber niemand spricht an der Hoftafel, die den bayerischen Kronprinzen mit seinem ernsten kommandierenden General v. Kraft, dem liebenswürdigen Herrn Generalquartiermeister, dem klugen, bayerischen Generalstäbler und Träger des stolzen Namens v. Xylander und mich, den Kriegsberichterstatter vereinte, von den vergangenen Tagen. Unser aller Blick ist auf die Zukunft gerichtet. Kronprinz Rupprecht, in der blauen, bayerischen Offizierslitewka mit den Abzeichen eines Generaloberſten daran, erzählt von den Indern, die seine Truppen in unausgesetzten Kleinkämpfen dem englischen Gegner abnehmen. Er hat gelegentlich seiner großen Indienreise von den Ufern des Ganges bis hinauf zu den Himalayatälern die verschiedenen Volksstämme kennen gelernt, deren buntes Gemisch uns jetzt in Auswahlsendungen der unköniglichste aller Kaufleute gegenübergestellt hat. Er erkennt gern ihren Mut, ihre Tapferkeit und ihre Zähigkeit an, mit der sie sich als Englands Söldner schlagen. Aber er hat sie ebenso wie ich in den Kasematten von Lille wiedergesehen und glaubt mit mir nicht an ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber dem häßlichen, regen- und nebelreichen nordfranzösischen Winter.

Auch in Japan hat der Kronprinz längere Zeit geweilt, und gemeinsam eilen unsere Gedanken nach dem fernen Osten, wo das geriebene England mit dem noch geriebeneren Volk der Gelben erst ganz handelseinig werden muß, ehe wir mit einer kriegerischen Mitwirkung der Japaner in Europa zu rechnen haben. Aber es ist, als ob man Märchen spinnt, wenn man in dem Kreise der bayerischen Heerführer in diesem Zusammenhange überhaupt von den „Preußen des Ostens" spricht. Denn was fragen die Weißblauen am Boulevard Carnot gleich denen da draußen in den Schützengräben von Arras bis zum Yserkanal viel danach, ob Rothosen oder Khakileute, Senegalneger oder Inder, Portugiesen oder Japaner ihnen jenseits der 200 Kilometer-Front gegenüberliegen. Je bunter, desto besser! Das war schon immer die Losung der heimatlichen Kirchweih, und der Floßknecht von der Isar wie der Rebbauer von der Haardt, der Holzfäller von Lenggries wie der Goldschläger von Fürth, sie alle schlagen gemeinsam mit dem Münchener Bräuburschen, dem Nürnberg-Augsburger Maschinenschlosser, dem Würzburger Handwerksmann und dem Hofer Fabrikarbeiter kräftig drein, wie es schon in Urvätertagen Sitte war.

Der „bayerische Hausschlüssel", das griffeste Messer, die altberühmte Schießkunst und die Schlagkraft der Masse überhaupt, sie alle warten mit Sehnsucht auf den nächsten großen Kirchweihtag ihrer Armee. Und diese Sehnsucht kristallisiert sich in den Männern der Tafelrunde am Boulevard Carnot zu ernster Entschlossenheit und verantwortungsvoller, strategischer Vorarbeit. Sie sprechen es nicht aus, daß sie ebenso ungeduldig warten wie all die anderen, bis es endlich wieder vorwärts geht. Aber als ich beim Scheiden dem Kronprinzen die Hand

gab, sah ich in ein offenes und freundliches Gesicht voll heiterer Ruhe und gewinnender Herzlichkeit, aber auch voll von verhaltenen Gedanken und festen Entschlüssen. Und ich dachte daran, daß es ein Sproß des ältesten Königsgeschlechts der deutschen Stämme war, der da vor mir stand, eines Geschlechts, das mit dem Bayernvolk durch Not und Tod, aber auch durch Kampf zum Sieg gegangen ist, das sich den Löwen zum Wappentier erkor, das 1870/71 den deutschen Kaiserthron mit wuchtigen Schlägen zimmern half und das uns helfen soll und helfen wird, auch das tausendjährige Reich des Friedens zu schaffen, in dem wir uns als Kinder eines Stammes und eines Volkes daseinswohl fühlen wollen in alle Zeit.



Breit und mächtig liegt auf Flanderns Fluren der bayerische Löwe. Sein Blick ist gen Westen gerichtet. Sein Auge sprüht, und mit dem Schweif schlägt er den blutgetränkten Boden, daß feurige Grüße hinüberfliegen nach Arras, Ypern und Armentières. Ungeheuer ist die Kraft seiner Lenden. Noch liegt er in verhaltener Ruhe. Aber wehe seinen Feinden, wenn zu gewaltigem Sprunge Bayerns Löwe sich anschickt!

Digitized by Google

Mit dem König von Sachsen in Lille

1.

(Das nordfranzösische Manchester. — Im grün-weißen Zeichen. — Der Weihnachtszug der Sachsen. — 1265 zerstörte Häuser. — Nach uns die Sintflut. — Königsparade auf dem Freiheitsplatz. — „Guten Tag, Jäger!" — Ein sächsischer Flieger. — „Untern Linden — Untern Linden!" — Feldgrauer und Khakimann.)

Lille, 9. Dezember.

Lille ist der Mittelpunkt der französischen Textilindustrie und die schöne Hauptstadt des gewerbfleißigen Nordfrankreichs.

Von hier aus floß in Friedenszeiten ein breiter Goldstrom hinüber ins Sachsenland, dessen gewaltige Woll- und Baumwollwarenindustrie in Chemnitz, dem sächsischen Manchester, ihren Hauptsitz hat. Aber trotzdem waren wir dem nordfranzösischen Gebiet von Lille, Roubaix und Tourcoing tributpflichtig, da seine millionenschweren Fabrikanten einen großen Teil unserer Textilindustrie finanziert haben, um Englands Konkurrenz abzuwehren. So kommt es, daß hier oben für Sachsen eine gute Meinung ist, daß zahlreiche bessere Leute sehr gut Deutsch sprechen, daß sächsische und schweizerische Kaufleute hier bis zum Kriegsausbruche rege geschäftliche Beziehungen unterhielten und daß mancher brave sächsische Krieger sich fast in die erzgebirgische Heimat zurückversetzt glaubt, wenn er an den mächtigen Wollspinnereien und Webereien der drei Schwesterstädte des riesigen Textilgebiets vorbeimarschiert.

Und heute kam nun gar noch der König Friedrich August nach Lille, um von hier aus in den nächsten Tagen sächsische Truppenteile zu besuchen. Es war also alles auf die

grünweiße Farbe eingestellt, obgleich sonst der bayerische Löwe hier die Stunde regiert. Aber Sachsen und Bayern haben ja seit alter Zeit stets treue Waffenbrüderschaft gehalten, und so war Sachsens Herrscher auch den Weißblauen ein lieber Gast. Und noch einen willkommenen Besuch aus Sachsen brachte der festliche Tag, den aus 23 vollbeladenen Eisenbahnwagen bestehenden Weihnachtszug der Sachsen.

In den letzten Tagen und Wochen hatten die sämtlichen Städte des Sachsenlandes, in denen Beziehungen zur sächsischen Armee bestehen, Liebesgabensammlungen zur Weihnachtsbescherung veranstaltet, und so kam dieser Extrazug zusammen, der in noch nicht 48 Stunden von Leipzig aus durch das Rheinland und Belgien unter Führung der Stadträte Seifert-Leipzig und Fiedler-Chemnitz hierher gelangte.

Das Land der größten Organisationen hat damit erneut sein wundervolles Organisationstalent bewiesen, denn sein Weihnachtszug ist der erste an der Front und wird die Herzen der sächsischen Truppen als ein mächtiger Huldigungsgruß der grünweißen Heimat doppelt erfreut haben.

Doch die Sachsen sind nicht nur tapfere Soldaten, gute Turner (Sachsens Turnerschaft ist die größte der Welt) und großzügige Organisatoren, sondern auch tüchtige Geschäftsleute, und so kam es, daß ich hier auch einigen tonangebenden Industriellen des Sachsenlandes begegnete, die als Mitglieder des für Nordfrankreich eingesetzten Deutschen Ausschusses zum Studium der wirtschaftlichen Verhältnisse tätig sind und die dafür zu sorgen haben, daß nach Möglichkeit Handel und Wandel ihren Fortgang nehmen, nachdem die Kriegsfurie ihre Tätigkeit weiter nach Westen verlegt hat. Der segensreichen Arbeit dieses Ausschusses begegnet man auf Schritt und Tritt.

Oben im Kohlenrevier wird schon wieder stramm gefördert und hier im Textilgebiet drehen sich bereits wieder die Spindeln im Takt. Der Umstand, daß weibliche Arbeitskräfte eingestellt werden können, erleichterte die Wiederaufnahme der Betriebe ungemein und so sucht man hier vergeblich das Elend, das weiter südlich im Okkupationsgebiet den Unsern im Winter noch viel zu schaffen machen wird. Dabei hat Lille in der Zeit bis zum 12. Oktober durch die Beschießung und Straßenkämpfe, sowie durch einen letzthin ausgebrochenen Brand ziemlich gelitten. Man zählt 1265 zerstörte Häuser in der Stadt der Millionäre, und gerade die Altstadt mit ihren großen Geschäften aller Art und den prächtigen Kaffeehäusern hat Millionenverluste aufzuweisen. Allein innerhalb weniger Wochen ist Lille wieder die alte, rührige, geschäftstüchtige und lebenslustige Stadt geworden. Auch greift das Leben der umliegenden Generalkommandos und der ungehinderte Verkehr bis tief in die Schützengräben einerseits und mit dem benachbarten Belgien anderseits kräftig in den wirtschaftlichen Betrieb des großen Gemeinwesens ein. Dazu gesellt sich das Lebensbedürfnis der umliegenden gewerbereichen Ortschaften, die mit Lille durch ein ausgedehntes und vollkommen normal arbeitendes elektrisches Straßenbahnnetz verbunden sind.

So vereinigen sich denn auf dem auch geschichtlich interessanten Boden Lilles die Lebensinteressen von fast einer halben Million Menschen. Menschen, die vor kaum zwei Monaten dem Himmel näher waren als der Erde, Menschen, die tagelang an allen Gliedern zitternd in dumpfen Kellern saßen und den Augenblick erwarteten, da eine feindliche Granate das Haus über ihrem Kopf zusammenwerfen oder zu wilder Feuersbrunst entzünden würde. Menschen, die damals wie Kinder weinten, die wie Wahn-

sinnige sich gebärdeten, und die in Sack und Asche Buße tun wollten, wenn sie der Himmel noch einmal sein strahlendes Gestirn sehen ließe. Menschen, die heute lustig plaudernd und lachend wieder die Boulevards und Kaffeehäuser bevölkern, ihre Geschäfte machen, schöne Frauen mustern, die ihre letzten Pariser Toiletten, ihre trotz der Kälte hauchdünnen Seidenstrümpfe und ihre im Grauen der feindlichen Beschießung nur interessanter gewordene Blässe auf der altberühmten Flaneurstraße Lilles, der Rue Nationale, zur Schau tragen — mit einem Worte: Menschen!

Dabei donnern von drüben, von Armentières, von Arras und vom Yserkanal her noch immer laut und vernehmlich die Kanonen, bringen die Automobillastzüge Verwundete und Kranke heran, ziehen immer neue Kämpferscharen gen Westen, dahin, wo die Hauptstadt der Republik, das Herz des Landes, liegt. Gleichviel — wir sind in Sicherheit und nach uns die Sintflut! denken die schönen Lillerinnen und blicken schon verlangend nach den hochgewachsenen, stolzen Söhnen des Erbfeindes, die in dienstlichen Angelegenheiten durch die Straßen eilen oder wie heute zum Empfang des sächsischen Königs befohlen sind. — König Friedrich August hatte Dresden vor wenigen Tagen verlassen und zunächst die sächsischen Truppenteile einer anderen Armee besichtigt. Nun kam er nach Lille, die Helden zu begrüßen, die in den blutigen Oktobertagen mit den Bayern zusammen die Stadt gestürmt hatten. Freilich, Lille ist heute ein geordnetes, deutsches Gemeinwesen, und die Hauptmasse der Truppen, die damals an der Porte Douai und anderen kritischen Punkten sich den Einmarsch in die alte Festungsstadt erzwangen, liegt heute draußen in den regennassen Schützengräben. Aber doch langte es zu einer eindrucksvollen Parade auf

der Place de la Liberte, einem der schönsten Plätze der Stadt, der von den mächtigen Gebäuden der Präfektur und des interessanten Stadtmuseums eingerahmt wird. Nach der Stadtseite zu schließt ein Schmuckplatz mit dem schönen Standbilde des Generals Faidherbe den Platz ab. Und zu den Füßen des großen Franzosengenerals marschierten die strammen Jägerbataillone, eine Maschinengewehrabteilung, sächsischer Landsturm, Flieger, Radfahrer und die Mannschaften des Autokorps mit Musik auf. Der weite Platz war abgesperrt, aber rings säumten ihn die Bürger mit ihren Frauen und Kindern, denn eine sächsische Königsparade in Nordfrankreichs Hauptstadt war ein Ereignis nicht nur für uns Deutsche, sondern auch für die Bewohner der ehemaligen Festungs- und Garnisonstadt Lille.

Während man noch auf den König wartete, marschierte gerade eine Kompagnie sangesfroher Bayern vorüber, und mit gewaltigem Echo scholl ihr Lied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" über den Platz und in die Stadt hinein. O ja, es gibt in diesem Kriege immer wieder Augenblicke, wo man sich räuspern und zur Seite sehen muß, damit die anderen nicht merken, daß einem solche Eindrücke noch nahe gehen. Und wenn man dann wieder aufblickt, merkt man, daß es den anderen geradeso geht. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Es schallt über all die zerschossenen und verbrannten Häuser hinweg, an den Kirchtürmen vorüber, hoch in die Nebelwolken dieses trüben Dezembertages hinein und zieht mit ihnen über den Rhein nach der Heimat hinüber. Fest steht und treu die Wacht am Rhein und überall, wo in diesen Tagen Deutsche kämpfen und siegen.

An der grünen Menschenwand drüben wird es lebendig. König Friedrich August ist mit seinem Gefolge angekommen und schreitet die Reihen seiner Getreuen ab. Guten

Digitized by Google

Tag, Jäger! ruft sein freundlich lächelnder Mund. Und: Guten Tag, Majestät! antworten die Jäger. Hoch oben in den Lüften zieht ein sächsischer Flieger huldigend seine Kreise. Gerade ist der König bei den Fliegeroffizieren angelangt. Ich sehe keinen ohne das Eiserne Kreuz oder einen sächsischen Orden und höre, wie das den König freut. Bald setzt die Musik mit dem Parademarsch ein und mit dröhnendem Schritt ziehen die grünen Jäger, die Maschinengewehrabteilung mit dicken, gemütlichen, belgischen Zottelpferden und dann die Radfahrerkompagnien, glänzend ausgerichtet, an dem König vorüber. Er hat nur gute, freundliche Worte für sie alle, die den Parademarsch vor langer, langer Zeit zum letztenmal geübt haben, und freudig erregt ziehen die Truppen durch die Stadt, wieder ihren Quartieren zu. Erst singen sie für sich ihr Leib- und Magenlied: Schwarze Jäger woll'n wir sein! Dann aber in der Rue Nationale, der Friedrichstraße Lilles, stimmt die Musik das alte, leichtfertige Metropoltheaterlied: „Untern Linden, Untern Linden, da spazier'n die Mägdelein!" an und der ganze Chorus singt es mit. Der ganze Chorus nicht nur, nein, auch die kleinen Midinettes, die in den Ladentüren stehenden Nippesfiguren der Verkäuferinnen in den eleganten, schwarzen Kleidchen und den lächerlich winzigen Lackstiefelchen, sie alle singen das Lied, nur nach dem Pariser Text, der noch etwas gaminhafter klingt, der aber ganz in diese Stadt paßt, obwohl mitten in den Gesang hinein Kanonen donnern, Militärkraftwagen kreischen und drüben auf der anderen Seite ein feldgrauer Ulan einen englischen Khakimann, der gestern draußen in unsere Schützengräben lief, vor sich her der Zitadelle der Stadt zutreibt. Tommy Atkins hat für sie alle, die jetzt mit glänzenden Augen den schmucken deutschen Soldatenzug an sich vorüberziehen lassen, für die

lustwandelnden Liller Fabrikanten wie für die Geschäftsleute der Stadt, für die lustigen, aber armen Mädchen der Straße, für den zur Fabrik strebenden Weber und Spinner gekämpft, aber niemand schenkt ihm auch nur einen Blick. Nur von unseren „Landsern" sieht manch einer hinüber, denn wir haben ja selbst mit dem gefangenen Engländer Mitleid, wir „Barbaren".

2.

(In der Zitadelle. — Unbelehrbar. — Die Zuchtlosigkeit der afrikanischen Hilfstruppen. — Der Geist des ersten Napoleon. — Ein Huldigungsgruß der Stadt Mailand. — Die Lagerstatt der 10 Geiseln. — Bei den Indern. — Vor dem „Maharadscha" von Sachsen. — Kein Wort englisch. — Die Fleischtöpfe der Türkei. — Bajaderenträume. — Im sinkenden Nebeltag.)

Durch die Porte Douai sind die Sachsen am 12. Oktober in Lille eingezogen, nachdem die bayerische Artillerie ihnen kräftig vorgearbeitet und die Festung sturmreif geschossen hatte. Mußte schon vorher Haus um Haus in den langgestreckten Weber- und Spinnervororten Lilles gekämpft werden, so galt es, auch die Straßenzüge in Lille selbst einzeln zu nehmen, bis endlich die Besatzung das Nutzlose ihres Widerstandes einsah, sich in die Zitadelle der Stadt zurückzog und hier die Waffen streckte. Auf dieser Zitadelle weht heute die schwarzweißrote Flagge zu Ehren des Königsbesuches. Wir treten durch ein wundervolles altes Tor in das Innere der ehrwürdigen Feste. Sie hat heute keinerlei strategische Bedeutung mehr und auch die Franzosen haben sie während der Belagerung nur als Kaserne und Waffenplatz benutzt. Ihre alten Kanonen sind aber vorsichtshalber in Stellung belassen, nur

daß sie heute ihre Mündungen drohend auf die Stadt selbst gerichtet halten, in deren Mauern auch jetzt, nach zwei Monaten, noch mancher Patriot davon träumt, daß eines Tages der gallische Hahn wieder von Lille Besitz ergreifen wird.

In dieser Beziehung sind die sonst sehr freundlichen und entgegenkommenden Liller unbelehrbar. Sie sind fest davon überzeugt, daß Berlin längst eine russische Stadt ist, daß sich unsere Armeen auf der Flucht vor den Russen bis nach Nordfrankreich durchgeschlagen haben, und daß wir hier in Lille, umdrängt von Russen, Engländern, Belgiern und Franzosen nebst ihren gelben und schwarzen Hilfsvölkern, förmlich in der Mausefalle sitzen. Wir tun ihnen fast leid und die Deutschsprechenden unter ihnen raten zur schleunigen Flucht. Daß der deutsche Zeitungsmann ihnen nun auch noch das Gegenteil erzählen will und mit berechtigtem Stolze von unsern neuesten Erfolgen im Osten berichtet, stimmt sie fast heiter. Sie sind von ihrer Lügenpresse derart hinters Licht geführt worden, daß sie nun, ernüchtert, gar nichts mehr glauben, am allerwenigsten aber die wohlgemeinten Mitteilungen eines Journalisten.

Auf dem weiten Hof der Zitadelle von Lille hat es bei der Einnahme der Stadt wüst genug ausgesehen. Ganze Berge umhergeworfener Waffen und Munition, Pferdekadaver, Uniformstücke, Lagerstroh, Speisereste, Kisten und Gerümpel aller Art mußte tagelang in großen Kastenwagen durch unsere Landwehrleute beiseite geschafft werden, ehe ein Durchkommen möglich war. Die alte französische Liederlichkeit, die wir schon in den Festungen Givet, Maubeuge, Longwy und Montmédy schaudernd miterlebten, hat auch hier in Lille wahre Orgien gefeiert. Dazu kam aber hier auch noch die Zuchtlosigkeit der afrikani-

2*

schen Hilfstruppen, der Spahis und Turkos, die den letzten Schein von Ordnung in der Zitadelle umstießen und im Augenblick der Übergabe bereits zu plündern begannen.

Noch heute riecht es in den dunklen, bombensicheren Kasematten wie nach Katzen. Aber es sind nur die letzten Parfümreste dieser famosen afrikanischen Reiterhorden, die trotz aller Wasch- und Scheuerfeste unserer Landwehr- und Landsturmleute nicht zu beseitigen sind.

Auf dem Hofe und in den Kasernen herrscht heute überall die musterhafteste Ordnung. Mit Stolz erzählt mir der jetzige Beherrscher des kleinen Reiches, ein Rentier aus Eberswalde, der auf seine alten Tage mit freudiger Begeisterung noch einmal die Majorsuniform angezogen hat, daß es möglich geworden sei, aus dem ehemaligen Schweinestall „fast" schon eine deutsche Kaserne zu machen. — Und dabei hat bis zum Kriege ein Regiment mit großen Erinnerungen in diesen Räumen gehaust. Das französische 43. Infanterieregiment hat bei Marengo, Jena, Sebastopol, Montebello und Magenta entscheidend mitgekämpft und der Geist des ersten Napoleon schwebt über diesen Räumen, in denen der große Korse wiederholt geweilt hat. Von ihm sind auch zwei schöne Radierungen der Schlacht bei Marengo für die Kommandantenwohnung gestiftet worden, die auch sonst einige sehr interessante Kleinigkeiten aufweist. So kennzeichnet es gewiß den Vorgänger des jetzigen Kommandanten ein wenig, daß neben den Napoleonsbildern ein paar sehr flotte, aber auch sehr leichtfertige Fabianos aus „La vie Parisienne" hängen. Wir wandern dann in die ehemalige Kapelle der Zitadelle, die zuletzt eine Art Ruhmeshalle des 43. Regiments bildete. An der Eingangstür fällt mein Blick auf eine Huldigungsadresse der Stadt Mailand, die in den Septembertagen des Jahres 1909

Digitized by Google

sich daran erinnerte, daß 50 Jahre zuvor das 43. Regiment bei Montebello, Palestra, San Fermo und Magenta mitgekämpft hatte und in Erinnerung an die damalige französisch-italienische Waffenbrüderschaft durch ihren Sindaco schwungvolle Töne nach Lille hinüber erschallen ließ.

Hoch über dem Altarraum, da, wo ursprünglich ein paar Bibelverse gestanden haben mögen, stehen heute die Worte: Honneur. — Patrie. — Valeur. — Discipline. — Die Worte umrahmen das Bild des gallischen Hahns, der sieghaft einer gemalten Sonne entgegenkräht. Darunter hängt eine große Photographie Poincarés. Und über ein paar zu Bajonettiergewehren umgearbeiteten Lefaucheux lese ich wieder die vier Worte, von denen eins in unserer Seele brennt: Marengo. — Jena. — Zapachta. — Sebastopol.

Drüben an der anderen Wand die schwarze Tafel weist die Namen der Gefallenen des Regiments 43 im Kriege 1870/71 auf. Die andere Wand ist noch frei. Und doch erzählt sie bereits ein wenig von den Ereignissen von 1914. Denn in langer Reihe stehen hier zehn bessere Feldbetten — die Lagerstätten der zehn Geiseln der Stadt Lille, die jeden Abend hier erscheinen müssen und die Nacht über im deutschen Gewahrsam bleiben, um die Sicherheit der Unsern zu verbürgen. Neben ihnen gelten auch der Präfekt, der Maire und der Erzbischof von Lille als Geiseln, doch haben sie sich nur zu bestimmten Zeiten und zu bestimmten Besprechungen einzufinden. Denn man weiß es deutscherseits hoch zu schätzen, daß die Stadt und ihre Besatzung unsere Verwundeten und Gefangenen bis zum Tage der Einnahme gut gepflegt und behandelt hat. Unsere Offiziere konnten sich frei in der Stadt bewegen und waren Gäste ihrer französischen Kameraden in deren Ka-

Digitized by Google

sino. Unsere gefangengenommenen Mannschaften erhielten durchweg gute Kost und wurden abends mit französischen Karabinern bewaffnet zum Schutze gegen die Spahis, vor denen die Franzosen selbst sich auch nicht ganz sicher gefühlt haben sollen.

Auf der Empore der Kirche fanden wir ganze Stöße von Karten und Plänen des Yser-Ypern-Gebiets und der Festungen Calais und Dünkirchen — ein Zeichen, daß das 43. Regiment dort oben liegen wird oder doch wenigstens dort oben verwendet werden sollte.

Während wir noch auf der Empore stehen, steigt der liebliche Geruch frischgebackenen Brotes zu uns herauf, und wir erfahren, daß sich nicht allzu entfernt eine Bäckerei befindet, in der nun deutsche Bäcker täglich 1000 Brote für unsere Besatzung herstellen können, wodurch unsere Feldbäckereien wesentlich entlastet werden. Auch einige Bäckereien in der Stadt selbst haben wir mit Beschlag belegt, und so leiden die Unsern an diesem wichtigsten Nahrungsmittel keine Not, zumal wir auch noch wohlgefüllte Kornmagazine vorfanden.

Von der Bäckerei ging es in das Arrestgebäude der Zitadelle. Hier hausen verschiedene Sorten von Kriegsgefangenen, die vorn in den bayerischen Schützengräben in den letzten Tagen gemacht worden sind. Wir sehen Turkos und Zuaven, Senegalneger und Inder, — kurz eine wahre Hagenbeckschau, für die sogar ein wissenschaftlicher Beirat in Gestalt eines Geheimen Legationsrats vom Auswärtigen Amt in Berlin (für die französische und englische Abteilung) und eines Professors aus Magdeburg für die indische Menagerie vorhanden ist.

Mich interessierten vornehmlich die Inder, von denen ich ja schon einiges erzählen konnte. Allein das ferne Wunderland ist so unendlich vielseitig und speit immer

neue Völkerscharen aus, daß man mit dem Schauen fast nicht und mit dem Lernen schon gar nicht fertig wird. Steht doch selbst der hiesige Sachverständige für das Hindostanische fast täglich neuen und überraschenden Dingen gegenüber. Da ist allein schon das Sprachengemisch ein interessantes Thema für sich, ganz zu schweigen von den religiösen, den Kastenfragen, der Frage der Ernährung usw. usw.

Hier in Lille sind gegenwärtig lauter Prachtexemplare der verschiedenen indischen Mannschaften versammelt, darunter auch zwei Sikhs, Anhänger jener Religionsgemeinschaft, die kein Messer an Haar und Bart kommen lassen und die somit längere Zeit für ihre Toilette nötig hatten, ehe sie vor König Friedrich August, dem „Maharadscha" von Sachsen, wie er ihnen, um seinen hohen Rang kenntlich zu machen, bezeichnet wurde, erscheinen konnten. Dann aber zeigten sie sich als wahre Musterexemplare des schönen, unglücklichen Indervolkes, von einem bescheidenen Stolze und mit jener unnachahmlichen Würde und Grazie in Haltung und Benehmen, die sie turmhoch über die in müder, lässiger Haltung stehenden kleinen, tückisch blickenden Turkos, den lümmelhaften Khakiengländer und den blassen, hustenden Piou-Piou vom 41. französischen Infanterieregiment heraushob. Namentlich einer unter ihnen, ein Angehöriger der Kriegerkaste, sechs Fuß hoch von Gestalt und von persischem Typus, erregte unser aller Bewunderung. Mit fabelhafter Geschwindigkeit malte er mir die Namen seiner Mitgefangenen in mein Tagebuch, rechnete und schrieb überraschend gut und hat bereits so große Allgemeinbildung an den Tag gelegt, daß wir hoffentlich durch ihn noch mancherlei von drüben erfahren werden, was unsere Heeresleitung besonders beschäftigt.

Digitized by Google

Bezeichnenderweise sprechen alle diese Inder, durchweg Brahmaniten, kein Wort englisch, obwohl sie fünf bis zwölf Jahre als Soldaten im Dienste Englands stehen. Man kann sich also ungefähr ausmalen, wie bei dem ohnehin drüben schon vorhandenen Sprachen und Völkermischmasch die Kommandos gegeben und verstanden werden mögen. Die Inder sind jedenfalls am übelsten dran, denn abgesehen davon, daß sie auf einem ihnen ganz fremden Boden, unter einem gänzlich anderen Klima und gemeinsam mit sprachfremden Truppenteilen kämpfen müssen, beanspruchen sie mit Rücksicht auf ihre religiösen Lehren eine ganz besondere Verpflegung, die ihnen bereits drüben auf die Dauer nicht gewährt werden konnte, und die wir ihnen zu liefern naturgemäß keinerlei Interesse haben.

Also schauen sie, wenn die Unsern zu essen bekommen, trübselig drein, da ihr eigenes Kochtalent nicht sehr ausgebildet ist, zumal wir ihnen nicht Ziegen, Schafe und sonstige Leckerbissen, die sie auf besondere Art schlachten und zubereiten, liefern können. Aber vielleicht gibt es eine Möglichkeit, ihnen klarzumachen, daß sie ihren Volksgenossen einen großen Dienst erweisen, wenn sie die Aufklärung über Englands Banditenpolitik bis weit ins Herz Indiens hineintragen, und inzwischen gibt es vielleicht eine Gelegenheit, sie an die Fleischtöpfe der Türkei heranzubringen.

Sie haben von England nichts weiter auf den Weg mitbekommen, als das bewußte Soldbuch, einen sehr gut geschneiderten Khakianzug, die gleichfarbige Turbanbinde und die Wickelgamaschen. Wer also diese Söldner besolden kann, der hat sie. Also sage ich ihnen beim Abschied: Auf Wiedersehen, vielleicht in Konstantinopel! Und der eine der beiden Sikhs dreht lächelnd seinen schönen,

Digitized by Google

schwarzen, fast einen Meter langen Schnurrbart, während die andern die Hand, militärisch grüßend, an den Turban legen.

Der hindostanische Sachverständige erzählt mir noch des längeren, daß die Gegner die indischen Söldner inzwischen aus der ersten Linie zurückgezogen haben, weil ihr Gesundheitszustand infolge der Nässe und Kälte zu wünschen übrig läßt, daß die braven Inder nicht wissen, bevor die Sonne aufgegangen ist, wo Osten und Westen ist, und daß ihre Disziplin ausgezeichnet ist. Allein ich höre ihn kaum, denn mein Sinn fliegt in diesem Augenblick weit über Länder und Meere hinüber zum fernen Wunderland, wo irgendeine märchenschöne Bajadere vergeblich der Rückkehr dieser armen Kinder einer anderen Sonne entgegenharren mag.

Ein paar kurze, scharfe Kommandoworte, eine Reihe blinkender Bajonette, ein Festungstor rasselt auf, ein deutscher König schreitet sinnend hinaus in den sinkenden Nebeltag — ach ja, wir sind noch immer in Lille und die Regenschauer wehen vom englischen Kanal herüber.

In der „Liller Kriegszeitung"

(Das germanisierte „Echo du Nord". — Die Redaktion im Kanonendonner. — Aus den Schützengräben in den Setzersaal. — Der feldgraue „Simplizissimus-Zeichner. — Soziale Mißstände. — Ein Triumph der deutschen Gutenbergjünger. — „Gott grüß' die Kunst!" — Ein Weihnachtswunsch.)

Es war auf dem schönen, alten Marktplatz von Lille. Ich hatte eben den Aufmarsch einer württembergischen Landsturmkolonne mit ihrer neugebildeten Musikkapelle beobachtet, mich über den schneidgen Marschschritt der

vielfach schon graubärtigen Schwaben und die vollkommene Ordnung bei der Wachablösung gefreut und wollte nun in einem der Kaffeehäuser des Platzes ein wenig die Ansicht der Liller Kaufleute und Industriellen über unsere „Alten Herren" zu erforschen suchen, als ich plötzlich den Baron Georg v. Ompteda, unseren berühmten Romanschriftsteller, in einem Kraftwagen vorüberfahren sah. Der Wagen hielt, und gleich darauf war der schlanke, hochgewachsene Johanniterritter in einem Hause verschwunden, an dessen Front in breiten Lettern die Inschrift prangte: „Echo du Nord".

Bald darauf steuerte der Schriftsteller Björnson, der in der schwedischen Presse unsere Kriegführung schildert, mit einem der Gebrüder Mannesmann, der hier ein neues System von Lazarettkraftwagen ausprobiert, auf das Haus zu, und fast in demselben Augenblick erschien oben auf dem Balkon der „Daheim"-Redakteur Paul Oscar Höcker und winkte grüßend herab. Wir hatten uns beide das letztemal auf der „Vaterland" gelegentlich ihrer ersten Ausreise nach Neuyork gesehen und trafen uns nun hier, abermals fern der Heimat, wieder. Höcker, der in der feldgrauen Uniform eines Landwehrhauptmanns vor mir stand, hat zunächst an der Säuberung Belgiens vom Franktireurgesindel teilgenommen, beteiligte sich dann an den Gefechten bei Douai Ende September und marschierte in der ersten Oktoberhälfte nach schweren Kämpfen mit unseren Truppen in Lille ein. Den ganzen November hindurch lag er im Schützengraben bei Messines und hieß mich jetzt als Schriftleiter der „Liller Kriegszeitung" willkommen, deren erste Nummer gerade an diesem Tage das Licht der Welt erblicken sollte. Das ist bekanntlich keine ganz leichte Sache, und der Laie bekommt einen rechten Begriff von den Schwierigkeiten eines solchen Un=

ternehmens, wenn er bedenkt, daß das Kind der Muse von so hervorragenden Kollegen inmitten feindlichen Gebietes, in einer fremdländischen Setzerei, unter der „passiven Resistenz“ des einheimischen Maschinenpersonals und — ohne Inserate aus der Taufe gehoben werden sollte. Dazu donnerten die Kanonen von Arras, Armentières und Ypern ihren Gruß herüber. Aber man war der Schwierigkeiten dennoch Herr geworden.

Zunächst wurde der „Bestand“ aufgenommen. Und da ergab es sich, daß das gute alte „Echo des Nordens“ einen ganz hübschen Schalltrichter gehabt hatte. In etwa 200000 Exemplaren war es täglich in den ganzen Pas de Calais hinausgeflattert, und stolz konnte es verkünden, daß es die größte Zeitung Nordfrankreichs sei. Aber dann kam ein Tag, wo der Redaktionsdiener keine Gelegenheit mehr fand, den Wandkalender abzureißen, und so hängt noch das Blatt vom 9. Oktober daran, zum Zeichen, daß an diesem Tage das „Echo du Nord“ den Mund schließen mußte für lange Zeit. Aber am 9. Dezember, also genau zwei Monate später, feierte es als „Liller Kriegszeitung“ eine fröhliche Urständ.

Freilich hatte es einen ganz anderen Bezieherkreis erhalten, und wenn auch nur wenige Zahler für die neue Zeitung in Frage kommen, dankbarere Leser wird kaum je eine Zeitung haben als die „Liller Kriegszeitung“, die nach wochenlanger Ungewißheit den Truppen der mächtigen Armee des Kronprinzen von Bayern mit einem Male und auf die schnellste Weise die neuesten Nachrichten aus aller Welt übermitteln sollte. Daß dies möglich wurde, verdankte die Armee neben ihrem Führer, der sich von allem Anfang an für das Unternehmen besonders interessierte, vornehmlich dem Leiter ihrer Nachrichtenabteilung, dem Hauptmann Lübke, der die Mitarbeiter heran-

Digitized by Google

holte, die Setzer zum Teil in den Schützengraben ermittelte und die Druckerei wieder in Gang bringen ließ.

Zunächst wurden nur die notwendigsten Akzidenzarbeiten für die Heeresleitung hergestellt und die wichtigeren Zeitungsdepeschen als Extrablatt herausgegeben, aber schließlich wurde man so kühn, an ein wöchentlich dreimal erscheinendes Blatt zu denken, und der Zufall wollte es, daß ich gerade in die erste „Redaktionskonferenz" der neuen Zeitung hineinplatzte. Sie fand im Zimmer des bisherigen Schriftleiters statt, eines würdigen alten Herrn, der sich hier oben ein geradezu entzückendes Plätzchen geschaffen hatte. Und nun: Welch ein Bild! Auf dem Chefredakteursessel der größten Zeitung Nordfrankreichs ein preußischer Landwehrhauptmann und um ihn die Großen des „K. f. K. u. W." (Kommandos für Kunst und Wissenschaft), wie ein loser Schalk vom A. O. K. (Armeeoberkommando) die Runde getauft hatte. Draußen aber auf hohem Balkone saß der Münchener Maler Prof. v. Heyek und zeichnete für die Illustrierte Beilage des neuen Blattes den Marktplatz von Lille mit dem Prachtgebäude der Alten Börse und der Gedenksäule „La Deesse", die den Sieg der Liller über die österreichische Herrschaft verherrlicht. Und unten in der Setzerei begrüßte mich der famose „Simplizissimus"- und „Jugend"-Zeichner Arnold, der Sohn eines bayerischen Landtagsabgeordneten, im rauhen Gewande des Kriegers, mit einer Zeichnung für das neue Blatt im Arm, die einen biederen bayerischen Landsturmmann vor seinem Quartier darstellt, mit der Unterschrift: „Des hätt' i a net 'glabt, daß i no amal an Hausherrn macha kunnt in Frankreich!"

Der freundliche Faktor und Metteur Brommer aus München, jetzt ein Kanonier, erzählte mir von den mancherlei Schwierigkeiten, die das Unternehmen zu überstehen

hatte, ehe man an die Herausgabe des Blattes selbst schreiten konnte. Die französischen Setzer und Drucker leisteten jeder Anordnung passiven Widerstand, so daß die ersten Nummern der Extrablätter mit den neuesten Kriegsnachrichten ziemlich kläglich aussahen. Am 3. Dezember rückten daher neun uniformierte Buchdrucker an, die zum Teil aus den Schützengräben um Lille, aus Munitionskolonnen usw. herausgezogen worden waren, und ihrem flotten Zusammenarbeiten gelang nicht nur die prompte Lieferung der Kriegsnachrichten, sondern man konnte auch an die Zusammenstellung der ersten Nummer einer ordentlichen Zeitung mit vier Textseiten und einer zweiseitigen illustrierten Beilage herantreten. Die Arbeit war zunächst noch dadurch erschwert, daß verschiedene Sachen von den Franzosen beseitigt oder unbrauchbar gemacht worden waren und man daher selbst die Winkelhaken, die Pinzetten, Ahlen und dergleichen mehr in einer anderen Druckerei „requirieren" mußte. Auch die Setzerkästen waren anders eingeteilt, Stege und Regletten fehlten vollkommen, und ebenso mußten die acht Setzmaschinen des Betriebes erst wieder zugerichtet werden. Auch mußte zum Teil umgelernt werden. Doch mit Feuereifer machten sich Maschinen- und Handsetzer an die Arbeit. Die letzten Kriegsnachrichten erschienen bereits täglich in einer Auflage von 18000 Exemplaren, und die neue Zeitung wird sogar in einer Auflage von 30000 Exemplaren hergestellt. Daneben werden die für die Armee des Kronprinzen von Bayern erforderlichen Broschüren, Plakate u. a. m. täglich in dem Betriebe nebenbei gedruckt. Zum Drucken der Zeitung dient die gewaltige Rotationsmaschine des „Echo des Nordens", die in der Stunde 18000 Stück gefalzte Zeitungen auswirft. Für die übrigen Arbeiten stehen ein Setzersaal mit Akzidenz- und Plakatschriften

und mehrere Schnellpressen zur Verfügung. Die doppelseitige Gießmaschine ist englisch-amerikanischen Ursprungs.

Damit ist aber auch die Großartigkeit des Betriebes erschöpft. Denn was ich sonst noch sah, war traurig genug und eines solchen großen Betriebes durchaus unwürdig. Ein Arbeitereingang von kaum einem Meter Breite, dunkel und auf ein Höfchen mündend, das gerade Raum für eine Retirade bietet, an der die über 200 Mann des Betriebes ihre Bedürfnisse verrichten mußten, während gleichzeitig die „Camelots" gezwungen waren, hier und draußen auf der Straße auf das Erscheinen der Zeitung zu warten. Kurzum, wieder einmal hygienische und sozialpolitische Verhältnisse, die jede deutsche Polizeiverwaltung zur sofortigen Sperrung des Betriebes wegen Unsauberkeit und Feuersgefahr veranlaßt hätten. Dazu in den Arbeitsräumen ein unendlicher Schmutz und keine Spur von Ordnung, weshalb es die erste Tätigkeit der „Barbaren" aus dem Reiche Gutenbergs war, „ihre" Bude in einen einigermaßen erträglichen Aufenthaltsraum zu verwandeln.

Aus allen Teilen Deutschlands sind sie hier zusammengekommen und haben bereits als getreue Mitglieder ihrer Organisation einen „Ortsverein Lille" ins Leben gerufen. Vor ihrer Einberufung stand einer der Setzer bei der „Kölnischen Zeitung", zwei in der „Göttinger Zeitung", ferner je einer in der „Auerbacher Zeitung", im „Tecklenburger Kreisblatt" und in einer Münsteraner Buchdruckerei in Arbeit. Auch ein Buchdruckerprinzipal aus Schalksmühle in Westfalen befindet sich unter den feldgrauen Gutenbergjüngern und legt tapfer mit Hand an, damit auch die deutsche Zeitung im fremden Land dem deutschen Namen Ehre mache.

Oben aber in der Redaktion sitzt Baron von Ompteda

Digitized by Google

und schreibt unter Verzicht auf Honorar und Urheberrecht eine schöne Kriegsnovelle für die Weihnachtsnummer. Draußen in den Schützengräben haben die Weihnachtsdichter und Feldpostbriefschreiber den Bleistift nachdenklich in die Hand genommen, um „ihre" Zeitung füllen zu helfen. Und als dann um die Dämmerstunde die ersten Nummern der neuen Zeitung hinausschwirrten, gab ich ihnen in Gedanken den guten alten Buchdruckergruß mit auf den Weg: „Gott grüß die Kunst!"



Für die Weihnachtsnummer der „Liller Kriegszeitung" habe ich dann noch den folgenden kleinen Beitrag gestiftet:

Rausche auf mit tausend Zungen,
Trautes, altes Weihnachtslied,
Daß es unsern grauen Jungen
Mächtig durch die Seele zieht,

Die in Nacht und Stille liegen
Gleich den Hirten auf dem Feld,
Die da kämpfen, die da siegen,
Gegen eine ganze Welt.

Füll' die Herzen aller Müden
Mit dem Sang aus alter Zeit.
Deutsche Weihnacht, bring' uns Frieden,
Bring' uns Sieg nach langem Streit!



Inzwischen hat die deutsche Presse in den besetzten Teilen Frankreichs eine weitere Ausdehnung erfahren. So wurde in Lille selbst neben der „Liller Kriegszeitung" auch noch der „Liller Anzeiger" ins Leben gerufen. Sein Leiter ist der frühere Verleger des „Pfälzischen Kurier"

in Neustadt a. H. Treutler. Der „Liller Anzeiger“ ist das amtliche Organ für das Okkupationsgebiet und enthält die offiziellen Bekanntmachungen der deutschen Behörden. Notgedrungen muß er daher auch von der feindlichen Bevölkerung gelesen werden. — In Vouziers erschien zunächst der „Moniteur von Vouziers“. Diesen vornehmen Namen hat er aber bald mit dem einfacheren „Der Landsturm“ vertauscht. Er wird von sächsischen Landsturmleuten redigiert, gesetzt, gedruckt und vertrieben und rühmt von sich selbst, daß er „das einzige deutsche Wochenblatt auf Frankreichs Flur“ sei. Seinen Ruhm macht ihm einigermaßen streitig „die erste deutsche Zeitung in dem okkupierten deutschen Gebiet an der lothringischen Grenze“. Diesen etwas lang geratenen Untertitel hat sich „Der Landsturmbote aus Briey“ beigelegt. Zahlreich sind die „Zeitungen“, deren Verbreitungsgebiet sich auf Truppenunterverbände beschränkt und die vielfach nur auf hektographischem Wege vervielfältigt werden. Es ist ein Zeichen für das Mitteilungsbedürfnis unserer Truppen, daß sie keinerlei Mühe scheuen, um einen wenn auch nur unbedeutenden Nachrichtendienst aufrecht zu erhalten. Derber Kriegshumor spricht aus dem Titel „Die lustigen Mörser“, den eine elsässisch-lothringische Mörserbatterie ihrem Blättchen beigelegt hat. — Eine große Rolle spielt die „Gazette des Ardennes“, die in Mezieres-Charleville erscheint und früher „Le petit Ardennois“ hieß. Sie hat eine verhältnismäßig sehr große Auflage, und die deutschen Behörden benutzen sie, um mit der französischen Bevölkerung mehr Fühlung zu erlangen und die Wahrheit ins französische Volk zu tragen. Zu diesem Zweck werden jetzt in jeder Nummer die deutschen Gefangenenlisten veröffentlicht, damit die französische Bevölkerung endlich erfährt, einmal wie hoch überhaupt die Zahl



Berliner Illustrat.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Die Bahnhofsstraße



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Das Stadttheater und die neue Börse im erstürmten Lille

Digitized by Google



Photothek, Berlin

Auf einer Tenderlokomotive in Feindesland



Photothek, Berlin

„Steh' ich in finstrer Mitternacht“

der Gefangenen ist, und dann, ob sich dieser oder jener Gatte, Sohn, Bruder oder sonstiger Verwandter in deutscher Gefangenschaft befindet. Die französische Regierung hat bekanntlich bisher noch nicht gewagt, Vermißtenlisten herauszugeben. Literarisch sehr anspruchsvoll repräsentiert sich die „Laoner Kriegszeitung". In ihr erschien u. a. der bekannte Roman von Conan Doyle, der in so prophetischer Weise die England von den Unterseebooten drohenden Gefahren schildert. Daneben kommt in dieser Kriegszeitung in erfreulicher Weise der Humor zu seinem Recht durch die aus der „Jugend" her bekannten Figuren des Grande-Bouche, Lausikoff usw. Einen offiziellen Anstrich hat die „Deutsche Soldatenpost", die von der deutschen Zivilverwaltung in Belgien an unsere Truppen geliefert wird.

Selbstverständlich hat auch der Osten seine Kriegszeitungen, die den dortigen besonderen Verhältnissen angepaßt sind. Die erste Stelle nahm hier die Kriegszeitung der kleinen Feste Boyen ein. Sie erschien auch, als die Feste von den Russen eingeschlossen war, und entwickelte in verschiedenen Aufsätzen einen ganz prächtigen Humor. In den rein russischen Gebieten ist es naturgemäß unmöglich, eine Zeitung für deutsche Leser zu setzen, da die russischen Typen von unseren Soldaten nicht verstanden werden. Es haben zwar in Russisch-Polen einige deutsche Zeitungen bestanden; die Herausgeber und Redakteure stellten sich aber auf Seite der Russen und flohen bei Annäherung der Deutschen. So lag es z. B. in Lodz. Hier hat die deutsche Verwaltung eingegriffen und die „Neue Deutsche Lodzer Zeitung" erstehen lassen, die unter der Leitung des bekannten Herausgebers der Grenzboten Cleinow sich überaus vorteilhaft entwickelt.

Das Schiff auf Rädern

(Die „Königin der Nordsee. — Auf der Jungfernfahrt nach England. — Hamburgs große Liebesgabe. — Schiffskabinen im Eisenbahnwagen. — An der Schiffsbar. — Hamburger Küche und Hamburger Liebe.)

Vor unseren größten deutschen Handelshafen, den zweitgrößten Europas überhaupt, hat Mars mit gewaltiger Faust den schweren eisernen Riegel vorgeschoben. Hamburg, die Königin der Nordsee, liegt, ebenso wie Bremen, gefesselt am Boden, denn seine stolzen Handels- und Kauffahrteischiffe können nicht mehr den Ozean pflügen, sondern müssen still im verödeten Hafen liegen, bis dieser Weltkrieg ein Ende hat.

Was das für unser zweitgrößtes Gemeinwesen, für unseren ganzen Handel und Wandel, vor allem aber für jeden Hamburger, vom millionenschweren Reeder herab bis zum letzten Schauermann bedeutet, wissen wir alle zu würdigen. Ging nicht jedesmal eine tiefe Woge der Erregung durch ganz Deutschland, wenn das Schreckbild eines Seemannsstreiks an die Wand gemalt wurde, oder wenn auch nur ein Ausstand der Hafenarbeiter in Sicht war? Und wie haben wir um Hamburg gezittert, als der Würgengel der Cholera durch die engen, winkligen Straßen des Hafen- und St. Pauli-Viertels wanderte. Aber diese Stadt, deren Sinnbild die jungfräuliche Hammonia ist, liegt nicht umsonst am ewig sich erneuernden Meer. Sie hat den großen Brand, die trüben Zeiten der Napoleonischen Kontinentalsperre, das Cholerajahr und manches andere Unglück mit der ruhigen Würde eines ehrbaren Kaufmanns überstanden und zeigt sich auch in diesen schweren Tagen so, wie es Alldeutschland von jeder-

mann und nicht zuletzt von seinen stolzen Hanseaten erwartet.

Hamburgs „Vaterland" liegt heute in Neuyork, aber der „Imperator" ist daheim. Damit tröstet sich unsere größte Reederei, der Uncle Sam schon ein nettes, rundes Sümmchen wird zahlen müssen, ehe man ihm das für uns heute überflüssige Schwesterschiff des „Imperator" überläßt, auf dem ich seinerzeit die Jungfernfahrt nach des falschen England schöner Insel Wight mitmachte.

Und wie die Hamburg-Amerika-Linie, so können auch die anderen großen Hamburger Reedereien in aller Ruhe abwarten, was die Zeit bringen wird. Großzügig, wie Hamburgs Kaufmannschaft es immer war, hat sie auch nach Ausbruch dieses Krieges sich den kühlen Kopf bewahrt.

Gewiß, der stillgewordene Hafen ist für diese Leute ein trüber Anblick, und nach Millionen zählen die Verluste der Reeder- und Handelskreise. Aber darum schlug man nicht in der ersten Aufregung die Kleinen und Allerkleinsten tot, sondern nach Möglichkeit wurden die Zahlungsfristen hinausgeschoben, die Kredite verlängert und Wankende gestützt. Dann aber dachte man sofort an das große Ganze und in aufopferungsvoller, emsiger Arbeit entstand Hamburgs große Liebesgabe für diesen Krieg: das Schiff auf Rädern.

Der Krieg hat unsere Handelsschiffe aufs Trockene gesetzt, also setzte Hamburg sie zum Zwecke der Bekämpfung des Krieges auf Räder. Das ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Denn den deutschen Eisenbahnverwaltungen ist es wohl möglich gewesen, eine Person von dem gewaltigen Gewicht der „fleißigen Berta" zu befördern, obwohl sie auch noch gerade von Essen kam, aber etwa den „Imperator", die „Eleonore Woermann" oder auch

3*

nur das Prachtschiff der Hamburger Flotte, die nach Helgoland sich schlängelnde und ewig schlingernde „Cobra" zu verladen, war natürlich für sie vollkommen ausgeschlossen.

Aber wozu haben wir unsere famosen Schiffsbautechniker, die Raum auch in der kleinsten Kajüte schaffen, wenn sie nicht die Schiffseinrichtungen auch auf die Eisenbahn übertragen könnten? Und so kam es, daß ich auf dem Hauptbahnhof in Lille, dank einem freundlichen Hinweis des Generaloberarztes der bayerischen Armee, Exzellenz v. Reh aus München, der mich in seinem Kraftwagen hinführte, das Schiff auf Rädern direkt nach seiner Ankunft in Feindesland besichtigen konnte. Einer der Gesellschafter der Woermann-Linie, Herr Eduard Amsinck, ein bekannter Hamburger Mäzen, hat das Schiff auf Rädern erfunden. Er nahm dazu etwa 50 Eisenbahnwagen, ließ die bisherige Inneneinrichtung herausreißen und baute nun Schiffskabinen ein, wie wir sie von den großen Überseedampfern der Woermann-Linie, die ja in Friedenszeiten den Verkehr mit unseren afrikanischen Kolonien pflegte, her kennen. In jeden Wagen legte er zehn Betten, je zwei und zwei übereinander, und zwar so, daß sie beim Antransport von Verwundeten schnell herausgehoben und diese draußen eingebettet werden können. Sie liegen dann auf dicken, schönen, weichen Matratzen und haben alle die Bequemlichkeiten zur Hand, die der im Bett liegende Schiffsreisende auch zur Verfügung hat, als da sind: Eß- und Lesepult, Lampe, Telephon, filtriertes Trinkwasser und den — „Steward", der Speisen und Getränke heranbringt und alle die vielen kleinen Handreichungen besorgt, die uns in anderen schöneren Zeiten die Fahrt von Kontinent zu Kontinent so sehr erleichtert und verschönert haben.

Für die Nichtraucher unter den Kranken sind besondere Wagen vorhanden; sie können sich jedoch durch das von Wagen zu Wagen laufende Telephon jederzeit verständigen. In jedem Wagen ist außerdem ein freiwilliger Pfleger des Roten Kreuzes vorhanden, das die Oberleitung der Sache in die Hand genommen hat. Freiwillige Ärzte der großen Hamburger Krankenanstalten begleiten den Zug, so daß die Verwundeten auch unterwegs ständig ärztlich versorgt sind. Professor Stargardt vom St.-Georg-Krankenhause in Hamburg führte mich durch den ganzen Zug, der sogar eine kleine Schiffsmaschine in einem besonderen Wagen zur Heizung und Beleuchtung des Lazarettzuges mit sich führt. Für den Stifter des segensreichen Werkes ist in einem Güterwagen ein einfaches Arbeitszimmer eingebaut, während die Ärzte ein eigenes Kasino und in Wagen 1. Klasse hübsch eingerichtete Wohn- und Schlafkabinen haben. Selbstverständlich ist eine Tag- und Nachtwache eingerichtet, und da der Zug jedesmal 280 Kranke befördert, so hat jeder der mitreisenden vier Ärzte 70 Patienten zu versorgen. Und wie sie versorgt werden! Da fehlt weder die Schiffsapotheke mit einem reichen chirurgischen Hilfsmaterial an Schienen, Verbandsmaterial und Apparaten, noch der Magazin- und Vorratswagen für die Schiffsküche, in der ein behäbiger Schiffskoch gerade das Essen anrichtet.

An der Schiffsschenke muß ich meinem liebenswürdigen Führer Bescheid tun, und ein weißgekleideter „Bar-Keeper" (ich gebrauche die Fremdwörter wahrhaftig nur, um das ganze „Milieu" zu schildern) „mixt" mit würdiger Miene die Getränke. Ach, es ist mir ganz so, als ob ich wieder irgendwo da oben im alten, lieben Hamburg bei Ehmcke am Gänsemarkt oder tief unten bei Coelln im Keller säße, wenn es hier auch nicht ganz so lukullisch zu-

geht und die Krankenkost nur Hühner, Tauben, Spargel und Marmelade kennt. Aber man merkt es doch, daß Hamburger Küche am Werke ist und Hamburger Liebe freudig sich betätigt.

Da pendelt ein Steward durch den Laufgang, der in Friedenszeiten ein Einkommen von 16000 Mark hat; der Inhaber eines großen Hamburger Handelshauses putzt jeden Morgen die Stiefel und ein Regierungsbauführer hilft die Krankenbahren schleppen. Sie alle sind freudig hinzugesprungen, obwohl sie schon graue und weiße Haare tragen, um zu helfen, wo es ging, und sie machen das Wort von den „fischblütigen" oder gar hochmütigen Hamburgern glänzend zuschanden.

Inzwischen sind draußen auf dem Bahnsteig die Kraftwagen des Liller Militärlazaretts aufgefahren, und sorgsam werden die meist unmittelbar aus den Schützengräben kommenden Kranken und Verwundeten in das Schiff auf Rädern gebettet. Die lehmbeschmutzten Uniformen wandern sofort in den Desinfektionswagen. In Hamburg werden sie gereinigt und einer Militärschneiderei übergeben, die sie wieder instand setzt. 48 Stunden dauert die Überführung der Feldgrauen. Dann sind sie auf dem Hannoverschen Bahnhof in Hamburg, wo sie wiederum sorgende Liebe erwartet, pflegt und heilt. — Und als dann der Transportzug langsam aus der Halle zieht, gebe ich ihm viele Wünsche mit, für seine Insassen, für eine gute Fahrt und für die ganze seegewaltige „Stadt Hamburg an der Elbe Auen". Denn so schön ihr Schiff auf Rädern auch ist, uns ist nur wohl, wenn ihre Flagge auf allen Meeren weht.

Der Weihnachtsmann im Schützengraben

1.

(Hundewetter. — Im Schlamm-Meer. — Wie die Liebesgaben wanderten. — Die Weihnachtszüge. — Organisationskunst. — Die Paketdepots.)

Lille, 18. Dezember.

Der liebe, gute, alte Weihnachtsmann hatte es sich auch nicht träumen lassen, daß er im Winter 1914 fast von der Schweizer Grenze hinauf bis nach der Nordsee laufen müßte, um alle seine Gaben an den Mann zu bringen. Und was sie ihm nicht alles aufgepackt hatten. Dabei herrschte ein Hundewetter, wie es nun einmal der nordfranzösische Winter so mit sich bringt. Kein ordentlicher Schnee, sondern endlose Regengüsse mit heftigen, kalten Böen und dichten Nebelschwaden. Kurzum, ein Wetter, bei dem man zu Hause nicht einmal den Hund auf die Straße zu jagen pflegt.

Und die Straßen und Landstraßen haben in Nordfrankreich schon zu gewöhnlichen Zeiten nicht sehr besonders ausgesehen. Aber jetzt war Freund und Feind mit endlosen Kolonnen und schwerer Artillerie darüber gezogen, so daß sie von Rissen, Sprüngen und Löchern nur so klafften. Dazu kam ein schöner, weicher, grundloser Lehm- und Kalkbrei, in dem man draußen auf der Landstraße fast versank, während in den Städten der durch den lebhaften Kraftwagenverkehr geölte und geschwärzte Schlamm dem Publikum von jedem vorüberfahrenden Wagen auf die Kleider und ins Gesicht gespritzt wurde. Trotzdem habe ich den Weihnachtsmann auf seinen mancherlei Gängen begleitet, und ich hatte es nicht zu bereuen. Ich sah ihn, von der Heimat kommend, bei den Bayern und Sachsen, bei den Badensern und Württembergern, beim Berliner

Gardekorps und bei den Hessen und nicht zuletzt beim Landsturm, der die Städte, Dörfer und Landstraßen bewacht, in voller Tätigkeit.

Er kommt in ganz verschiedener Gestalt. In langen Weihnachtssonderzügen, in einzelnen Wagen, in Last- und in Personenkraftwagen, in Postpaketen und in Feldpostbriefen. Aber wie er auch kam, er war willkommen und wird an diese Weihnachten noch lange, lange zurückdenken.

Wie war doch diesmal alles so ganz anders als sonst. Zuerst daheim. Da hatten sie seit Wochen die Kisten gepackt und die Pakete verschnürt, die den Lieben im Felde draußen die Gaben der Heimat zum ernstesten Weihnachtsfeste ihres Lebens bringen sollten. Die Geschäfte wurden gestürmt, die Postämter umlagert, und manch einer lernte vor den umdrängten Postschaltern das Leben in den Schützengräben, die lange und bange Zeit des Wartens auch ohne eine Reise an die Front kennen. Der gewöhnliche Postpaketverkehr konnte selbstverständlich die Massen der aufgelieferten Weihnachtsgaben bei weitem nicht bewältigen. Es setzte daher die Militärverwaltung mit den bekannten Weihnachtstransporten ein, die während einer bestimmten Zeitdauer einen großen Teil der Weihnachtssendungen für unsere Feldgrauen im Gewichte bis zu fünf Kilogramm entgegennahmen und an die Front führten. Und drittens hatten die stellvertretenden Generalkommandos in der Heimat besondere Abgabestellen für Liebesgaben für die einzelnen Korps eingerichtet, die es ermöglichten, daß man diese Massensendungen unmittelbar an diese gelangen lassen konnte.

Von den Abgabestellen gingen die Liebesgaben an die Sammelstellen, von denen jede Armee eine besitzt. Außerdem hat auch das Generalgouvernement in Brüssel eine solche für die in Belgien befindlichen Truppen eingerichtet.

Einer jeden solchen Sammelstation waren nun Vertreter der freiwilligen Krankenpflege beigegeben worden, die den Weitertransport der Liebesgaben und ihre richtige Verteilung übernahmen. Sie leiteten die Sachen zum nächsten Etappentransport, und von hier aus gingen die Gaben an die verschiedenen Truppenteile weiter. Die Überwachung der Verteilung lag in den Händen der Etappeninspektion.

Welche Mengen von Liebesgaben zu verteilen waren, erhellt vielleicht schon aus einer Zahl. Der bekannte Kriegsausschuß für die Sammlung wollener Unterkleidung hat allein für 15 Millionen Mark Wollwaren zusammengebracht. Und was sonst in unendlich langen und vollgefüllten Eisenbahnzügen in den vorweihnachtlichen Tagen die Grenzen von Belgien, Luxemburg und Frankreich überschritten hat, wird überhaupt in Zahlen nicht genau festzustellen sein. Die Mitwirkung der Militärverwaltung bei der Liebesgabenverteilung ist ebenso unerläßlich wie dankenswert gewesen. Denn sie hatte nicht nur alle Betriebsmittel in der Hand, sondern sie allein wußte auch den jeweiligen Standort der Truppen, die mit den Gaben bedacht werden sollten.

Es hat nun vielfach Verstimmung erregt, daß früher nicht immer die in Aussicht genommenen Truppenteile mit den gesandten Liebesgaben erfreut worden sind. Man hat behauptet, daß es sich doch unbedingt machen lassen müsse, daß die von Garnisonen und Städten, Zeitungen und Privaten für bestimmte Truppenteile gesammelten Gaben auch diesen zugeführt würden. Aber die fortgesetzten Truppenverschiebungen, die im Interesse des Heeres selbst unbedingt geheimgehalten werden müssen, die zeitweise Geheimhaltung der neuen Standorte u. a. m. schlossen jede Gewißheit für eine sichere Ankunft der Gaben bei einem bestimmten Truppenteile aus. Erst als

unsere Westarmee zu einer gewissen Ruhe und die einzelnen Truppenteile zu einigermaßen festen Standorten gelangt waren, hat man, zumal das Weihnachtsfest in Frage kommt, eine Abweichung von der starren Regel versucht und es zugelassen, daß bestimmte Sendungen an die besonders dafür ausersehenen Truppenteile gelangten. Es handelt sich auch hierbei natürlich um die großen, allgemein gehaltenen Liebesgabensendungen, die zum Weihnachtsfeste von Städten, Vereinen usw. an diesen und jenen kleineren oder größeren Truppenteil aufgegeben wurden, um das Zusammengehörigkeitsgefühl der Truppe mit dem Garnisonort oder der Heimat überhaupt zu stärken. Im allgemeinen aber wird man wieder zu dem Gesichtspunkte zurückkehren müssen, die Massenliebesgabensendungen über die ganze Armee möglichst gleichmäßig zu verteilen, damit nicht ein aus diesem oder jenem Grunde bevorzugter Truppenteil alles und ein anderer gar nichts bekommt, wobei noch zu bemerken ist, daß doch eine ganze Reihe von Formationen neu gebildet worden sind, von denen man in der Heimat noch gar nichts weiß und die unter diesen Umständen überhaupt leer ausgehen würden. Schließlich kam auch noch die leichte Verderblichkeit gar mancher Sachen in Betracht.

Die Liebesgabenorganisation ist längst vorher in Friedenszeiten geregelt gewesen, und sie war auch seit Jahren in unseren Mobilmachungsplänen enthalten. Aber es ergaben sich doch unvorhergesehene Schwierigkeiten infolge der Überlastung unserer Bahnen durch die Truppen-Hin- und-Hertransporte. So nahm man denn auch zahlreiche Privatkraftwagen zu Hilfe. Allein sie sind nun, wo die Bahnen wieder normal verkehren, überflüssig geworden, und so werden sie von jetzt ab nicht mehr zugelassen, da sie im Operationsgebiete stören und außerdem die ohnehin

durch Munitions- und Proviantkolonnen sehr in Anspruch genommenen Straßen überlasten. Nur in der Weihnachtszeit drückte man auch hier noch ein Auge zu.

Was nun die Zuführung der für einzelne Truppenteile bestimmten Liebesgaben anlangt, so hat es dabei unendliche Schwierigkeiten zu überwinden gegeben. Was für gewaltige Mengen von Liebesgaben lagen nicht zuletzt an den Grenzen, und welches Kopfzerbrechen hat es nicht gemacht, jedem einzelnen Truppenteil gerade die Sachen zuzuführen, die für ihn gedacht waren. Man hatte nach Möglichkeit schon an den Grenzen die Wagen sortiert und für jedes Armeekorps einzelne Weihnachtszüge zusammengestellt, so daß die Korps dann selbst die Verteilung der Gaben vornehmen konnten. Um den Spendern die Freude zu machen, der Verteilung möglichst beiwohnen zu können, war für jeden Wagen einem Begleiter die Mitreise gestattet worden, der dazu allerdings einer besonderen Erlaubnis des stellvertretenden Generalkommandos bedurfte.

An der Verteilungsstelle angekommen, wurden die Sachen dann auf Militärkraftwagen verladen und den Begleitern auch hier die Mitfahrt gestattet. Wenn man erfährt, daß auf einem Etappenhauptort während der sechs Tage, die allein für die Absendung von Postpaketen durch die sogenannten „Paketdepots" bestimmt waren, 109 Eisenbahnwagen mit solchen 5-Kilo-Paketen eingelaufen sind, so kann man sich schon ungefähr vorstellen, welche Zahlen für die gewöhnlichen Postsendungen, vor allem aber für die allgemeinen Liebesgabensendungen in besonderen Eisenbahnwagen in Frage kommen. Natürlich wird vieles geschickt worden sein, was bereits in gewissen Mengen vorhanden war, und manches fehlen, was man notwendig braucht. Zu diesem Zwecke sind nach dem Feste

Bekanntmachungen erschienen, damit man sich bei künftigen Liebesgabensendungen, die ja immer willkommen und notwendig sind, danach richten kann. —

2.

(Tanzsaalerlebnisse. — Das Echo aus dem Grunewald. — Die „Liebesgabenonkel". — Dankopfer eines ganzen Volkes. — Grüße einer Mädchenschule. — Tante Lottchens „Herzenswunsch". — Weihnachtsselige „Feldgraue". — Von Afrika und Zabern. — Der am Kreuze.)

Gegenüber der Zitadelle von Lille liegt ein kleiner alter, düsterer Tanzsaal. Hier haben an den Sonntagen die Piou-Pious die schönen Mädchen von Lille herumgeschwenkt, und mancher von ihnen mag, als er oben vor Dixmuiden im nassen Schützengraben lag, mit Sehnsucht an jene besseren Zeiten zurückgedacht haben. Auch die beiden jungen Wirtstöchter waren mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge gar nicht zufrieden. Mit flackernden Augen erzählten sie mir von einem schmucken Sergeanten und einem nicht minder schmucken Unteroffizier des 43. französischen Infanterieregiments, die beide nach dem Kriege mit ihnen zur Mairie gehen wollten — wenn! Und ihre schwarzen Augen füllten sich mit Tränen. Inzwischen war draußen ein Lastkraftwagen vorgefahren, und der Fahrer meldete dem mich begleitenden Geheimen Kriegsrat von der Feldintendantur: Ein Wagen mit Liebesgaben der Kolonie Grunewald bei Berlin zur Stelle! Und mit großen runden Augen sahen nun die beiden niedlichen Französinnen den deutschen Weihnachtsmann in ihren Tanzsaal einziehen, der von der Militärverwaltung als Liebesgabendepot requiriert war. Rasch wurde noch

Digitized by Google

ein kleines Schwesterchen herbeigerufen, und das klatschte freudig erregt in die Hände, als bunte, lieblich duftende Kisten und Pakete von stämmigen deutschen Feldgrauen aus den fast unergründlichen Tiefen des Kraftwagens in den Saal hineingetragen und dort zu hohen Bergen aufgestapelt wurden.

Nach der Grunewaldkolonie, die auf Betreiben des Redakteurs Kohut vom „Grunewaldecho" gesammelt hatte, kamen einige Wagen der „Tägl. Rundschau" in Berlin, ferner der „Deutschwehr", die der Direktor Ohlrich-Berlin begleitete, ein Wagen der Berliner Gemeindeschulen, einer der Münchener Gesangvereine, einer aus den Hohenzollernschen Landen, den Geheimer Regierungsrat Longard-Sigmaringen überbrachte, einige Wagen aus Baden, die der Syndikus der Mannheimer Handelskammer und ein freundlicher Herr aus Lahr, der Stadt des „Hinkenden Boten", zur Stelle schafften, und so ging es den ganzen Vormittag hindurch, bis kaum die Saaltür noch geschlossen werden konnte. Und alle diese Weihnachtsgaben waren nur für die in und um Lille stehenden Truppenteile bestimmt.

Keiner von all den lieben Spendern und Spenderinnen in der Heimat drüben hat wohl geahnt, daß an diesem trüben, kalten und regnerischen Dezembertage der Fleiß ihrer Hände, die Güte ihrer Herzen und alles das, was sie in Treue für Treue gaben, hier in diesem schlichten französischen Tanzsaal zu einer Weihestunde herrlichster Art Veranlassung geben würde. Denn schon erschienen, direkt von der Front, aus schmutzigen Schützengräben und feuchten Artilleriestellungen kommend, die zur Entgegennahme der Liebes- und Weihnachtsgaben bestimmten Offiziere und Mannschaften und schauten mit feucht glänzenden Augen auf das bunte, weihnachtliche Bild. Kom-

Digitized by Google

pagnie für Kompagnie, Bataillon für Bataillon und Regiment für Regiment erhielt seine Berge von Paketen, und herzliche Dankesworte wurden überall laut. Die „Liebesgabenonkel" werden fast erdrückt, und schmunzelnd sieht der liebenswürdige Geheime Kriegsrat, der die Verteilung leitet, in das Gewühl. Er hat einige der Sendungen für mich öffnen lassen, damit ich sehe, was alles deutsche Herzen sich für unsere Feldgrauen zum Feste ausgedacht haben. Aber was soll ich viel davon erzählen! Weiß doch jeder, der dies liest, am besten, womit er die Schützer deutscher Erde und deutscher Heimat beschenkte. Aber es war nicht nur für des Leibes Nahrung und Notdurft in den Kisten und Kasten vorgesorgt. Das haben die drüben auf der anderen Seite zur Not auch erhalten zu ihrer „Noel". Sondern mit dem Weihnachtsmann aus der deutschen Heimat kam auch in vielen Fällen ein Zweiglein deutschen Tannenbaums, ein kleines Gedicht, ein einfacher Spruch, ein liebes deutsches Wort, vor allem aber deutscher Sinn und Geist. Es war, als entstiege allen diesen Sendungen ein heimlicher, zarter Duft von freundlichen, feinen Frauenhänden, als erklinge ein leise gesungenes Weihnachtslied von Kinderlippen, und selbst bei den von einer schweren Männerhand genagelten Kisten erschien es mir, als ob ein bärtiger Mund einen stillen Gruß an die Tapferen im fernen Feindesland hineingemurmelt habe. Das Dankopfer eines ganzen Volkes in seinen vielerlei Verzweigungen, mit seinen oft auseinanderstrebenden und doch in diesen Tagen fest zusammenstehenden Massen stieg aus diesen großen und kleinen Paketen zum Himmel empor.

Da las ich Grüße einer ganzen Mädchenschule aus einem Städtchen an der Ostbahn, denen die Lehrerin ein hübsches Gedicht angefügt hatte an den großen Unbe-

Digitized by Google

kannten im Schützengraben. Und ein Lehrer schrieb: Das packten meine beiden Mädel von sechs und sieben Jahren ganz allein bis um 1/2 12 Uhr nachts! Und jedes der kleinen Päckchen in der Kiste trug ein feinverschlungenes schwarzweißrotes Bändchen.

Dann wieder ein Kommerzienrat aus dem Grunewald, der um die Regimentsnummer bittet, da er gern einen ganzen Wagen Gaben schicken möchte, wenn er nur erfahren könnte, was am nötigsten gebraucht werde. Eine „Tante Lottchen" schickte allerlei warmes Unterzeug und teilte mit, daß sie „erst" 37 Jahre alt sei. Ob der Liebesgabenempfänger wohl nach dem Kriege zu heiraten gedenke. Ja, auch eine Batterie Flaschen mit Rum, Arrak und ähnlichen schönen Sachen vom „Onkel Emil" fehlte nicht. Natürlich waren auch gutgemeinte, aber schlecht verpackte Sachen dabei, und der Weihnachtsmann mußte wiederholt die darob sehr erfreuten Überbringer bitten, mit den traurigen Resten solcher Sendungen ihre Kameraden in der Stadt glücklich zu machen, da sie den Weg in die Schützengräben doch nicht überstehen würden. Auch das kleine Wirtstöchterlein erhielt sein gut Teil Honigkuchen von den weihnachtsseligen Feldgrauen zugesteckt, worauf wir uns zu einer Fahrt an die Front rüsteten. Ein Militärlastkraftwagen folgte unseren Spuren, da das für diesen Teil der Liebesgaben bestimmte Regiment keine Abholer schicken konnte.

Wir fuhren durch die trübseligen Vororte von Lille und gewannen dann das freie Feld. Rings breitet sich die weite, verlassene flandrische Ebene. Nur drüben am Horizont nach Ypern zu sieht man hügeliges Gelände, von dem aus Schuß auf Schuß zu unseren Stellungen herüberdröhnt. Nach mehrstündiger, oft durch Truppen-, Munitions- und Proviantransporte unterbrochener Fahrt

stoßen wir auf die Unterstände eines Artillerieregiments, wo der Transport von einem liebenswürdigen Hauptmann aus Berlin begrüßt wird. Er zeigt uns neidlos den Weg zu dem in Aussicht genommenen Regiment, und schon rasseln die Motoren, als plötzlich der schwere Lastwagen zur Seite rutscht und rettungslos in einen Wassergraben einsinkt. Sein Führer hatte einem „Gulaschkanonen"-Transport ausweichen müssen und saß nun für die nächsten zwei Stunden fest. Die Dunkelheit war längst hereingebrochen, als sich noch immer „Kanonier" und „Füsilier" um den Unglückswagen bemühten und wir mit weisen Ratschlägen den biederen Sachsen am Steuer fast zur Verzweiflung brachten. Dann kam der inzwischen abgelöste Hauptmann und schleppte uns in seinen „Wigwam". Der befand sich hinter einem kleinen Wäldchen, und wir mußten knietief durch Straßenschlamm und Wiesenmorast waten, bis wir zu der Ferme kamen, wo ein Stabsveterinär unsere erstarrten Glieder mit Kognak und anderen scharfen Getränken wieder beweglich machte. Dann setzte sich der Hauptmann zu uns und erzählte ein wenig von Afrika, wo er sechs Jahre gewesen und nun herübergekommen war, um hier vor Ypern mit seiner Batterie zu zeigen, daß er drüben nichts verlernt hatte. O, er wußte eine ganze Menge neuer und schöner Sachen, aber der Kriegsberichterstatter ist nun einmal nicht dazu da, so etwas weiter zu erzählen. Er sprach auch von einem deutschen Regiment, das er in der zweiten Hälfte des September in dem Hügelgelände Lothringens mit einem geradezu unglaublichen Heroismus anstürmen sah und dessen Mannschaften förmlich den Tod zu suchen schienen. Und er nannte die Nummer 99 und das Städtchen Zabern.

Später schilderte er mir sein einsames Leben hier drau-



Aus der „Liller Kriegszeitung"

In der Redaktion der „Liller Kriegszeitung"

P. O. Höcker als Redakteur (rechts) und seine Mitarbeiter

Digitized by Google

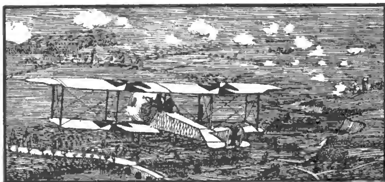


Aus der „Liller Kriegszeitung"

In der Setzerei der „Liller Kriegszeitung"

In der Mitte P. O. Höcker mit dem Faktor Brommer-München

ßen und den Schmutz und die Unordnung, die er auch hier in Flandern überall vorgefunden habe. Auf der Ferme hat er sofort den Besitzer, dessen Frau, Knecht, Magd und Kind sich waschen heißen und durch die Mannschaften das ganze Haus säubern lassen. Jetzt sieht alles ganz freundlich aus. Draußen in einem von den Mannschaften wahrhaft künstlerisch durchdachten und gearbeiteten Stallgebäude stehen die 140 Pferde der Batterie, und nachdem einige von ihnen den Lastkraftwagen endlich wieder auf den festen Boden zurückgebracht haben, lassen wir die Weihnachtssendungen hier mit der Bitte, sie am nächsten Tage in die Schützengräben tragen zu lassen. Und vom Hauptmann herab bis zur letzten Stallwache freut sich alles darauf, den Kameraden den Weihnachtsmann spielen zu können. Denn auch hier erscheint Geben seliger denn Nehmen. Stall und Stube hatten sich allmählich mit den Kisten und Paketen gefüllt. Da kam ein Kanonier noch mit einem ganz kleinen Päckchen an, das er bei der letzten gründlichen Durchsuchung des Wagens in einer Ecke gefunden hatte. Der Hauptmann las: „Von einem 81jährigen armen Manne, der sich diese 30 Zigarren absparte, um damit einen unbekannten Soldaten an unserer Westfront zu erfreuen. Wenig, aber von Herzen!" Keine Adresse oder nähere Angabe, wie ich sie sonst wohl gefunden hatte, um eine freundliche Nachricht von dem Empfänger zu bekommen. Wir saßen alle schweigend da. Und plötzlich war mir, als würde die kleine Wohnstube der Ferme licht und weit. In den Kanonendonner von draußen her klang Glockenton hinein, und der am Kruzifix über dem Feldbett an der Wand hob das schmerzerfüllte Haupt und lächelte.



Im Fliegerlager*)

(Was aus einem Kraftwagenomnibus werden kann. — Erinnerungen an Armand Zipfel. — Unsere Fliegerbomben. — Ein Fliegerkönig. — Luftkämpfe. — Feindliche Täuschungsversuche. — Fliegerphotographien. — In der Luftkutsche.)

Auf einer großen Wiese ist über Nacht eine bunte Zeltstadt aufgebaut, und wenn wir nicht im Kriege lebten, könnten die Einwohner des benachbarten freundlichen Städtchens wohl denken, es solle in den nächsten Stunden eine lustige Kirchweih beginnen oder ein Zirkus seine Künste zeigen. Denn nicht weniger als sechs große Zelte sind in langer Reihe nebeneinander aufgebaut und ein Reisewagen, der mitgekommen ist, sieht ganz so aus, als wenn er äußerst interessante und geheimnisvolle Dinge berge. Aber dann wird er seiner schützenden Hüllen entkleidet, und siehe da, es erscheint ein Berliner Kraftwagenomnibus, der in ein Bureau der Fliegerabteilung umgewandelt ist, die hier von heute ab Dienst tun will.

*) Das gesamte Flugwesen im Weltkriege behandelt das von einem Flugtechniker bearbeitete Buch „Der Luftkrieg 1914—1915". (Hesse & Becker Verlag, Leipzig. 278 S. Mit vielen Textbildern und vier Tafeln in Kupfertiefdruck. 2,50 M., geb. 3 M.)

Rasch hat ein Soldat der Telegraphenabteilung das im Innern des Wagens befindliche Telephon fertiggestellt, und schon nimmt ein Fliegeroffizier die Befehle des Generalkommandos entgegen. Wenige Minuten später wird der Vorhang von einem der Zelte fortgezogen und ein schöner neuer Flugapparat herausgebracht. Fliegeroffizier und Begleiter besteigen das mächtige Fahrzeug, das als Doppeldecker mit einem hundertpferdigen Mercedesmotor der Daimlerwerke in Cannstadt-Stuttgart ausgerüstet ist, und pfeilschnell geht die Fahrt nach oben und in die Ferne, wo der Feind steht. Es gilt die Auffindung einer gegnerischen Artilleriestellung, und nachdem der Flieger wohlbehalten zurückgekehrt ist, meldet er seine Beobachtungen sofort der schweren Artillerie der Unsern, die darauf in einem mörderischen Feuer den Feind aus der bisherigen Stellung vertreibt.

Wer von uns, der seinerzeit den ersten unglücklichen Flugversuchen des Franzosen Armand Zipfel auf dem Tempelhofer Felde beiwohnte, hat damals geahnt, daß wenige Jahre später schon das Flugzeug eine der gefürchtetsten Waffen im Zukunftskriege sein würde! Was wir dann erlebten, den großartigen Aufschwung der französischen Flugzeugindustrie und die gewaltigen Erfolge der französischen Flieger, ließ mancherlei Befürchtungen in uns wach werden. Aber dann kamen, kurz vor dem Kriege, die überraschenden Weitflüge unserer Zivil- und Militärflieger, und zähneknirschend mußten die Gegner uns die Überlegenheit in bezug auf den Weitflug und die Sicherheit der Flüge zugestehen. Allerdings hofften sie, durch den anerkannten Elan ihrer Flieger und die leichtere Bauart ihrer Fahrzeuge uns überlegen zu bleiben.

Allein was wir bisher in dieser Beziehung erlebt haben, kann uns nicht veranlassen, den Franzosen irgendwelche

4*

Digitized by Google

Komplimente zu machen. Gewiß — sie haben zuerst die Fliegerbomben und Fliegerpfeile zur Anwendung gebracht und Maschinengewehre in ihre Apparate eingebaut, wodurch aus der Erkundungsmaschine zugleich eine gefährliche Waffe wurde. Aber diesen Mangel haben wir sofort beseitigt und die Bomben, die ich heute in einem unserer Flugzeuge verstaut sah, beruhigten mich durchaus darüber, daß sie nicht minder wirksam sein werden als die der feindlichen Flieger.

Ich will nun erzählen, was mir einer unserer ersten und besten Offizierflieger, der Hauptmann v. Jena, über die Arbeit unserer Fliegerstationen mitteilte. Ihm untersteht der Flugzeugpark auf der frostharten Wiese, zu der wir vom Großen Hauptquartier aus in stundenlanger Fahrt gekommen waren, und auf der sich gerade mehrere Flugzeuge zur Abfahrt bereit machten. Was zunächst den famosen Reisewagen anlangt, so dient dieser allen Anforderungen, welche an ein gewöhnliches Bureau gestellt werden, als da sind: Schreibgelegenheit, Telephon, Bücher- und Aktenschränke, Kartengelasse, Schreibmaschine, Wasch- und Sitzgelegenheit. Man sollte gar nicht glauben, was alles in so ein Gefährt hineingeht, in dem in Friedenszeiten stets drangvoll fürchterliche Enge herrschte.

Gleich neben dem Wagen erhebt sich ein Zelt, in dem Benzin, Öl, Ersatzteile, mechanische Gerätschaften usw. bereit gehalten werden. Die übrigen fünf Zelte aber sind ausschließlich für die Flugzeuge bestimmt, von denen im Lager des Herrn v. Jena solche der Berliner Luftverkehrsgesellschaft und der Euler-Gesellschaft in Darmstadt vorhanden sind. Beide Systeme sind Doppeldecker und ähneln sich in der Bauart durchaus, da beide Gesellschaften Hand in Hand arbeiten. So benutzen sie auch beide die schon erwähnten Mercedesmotoren und ferner Benzmotoren,

und beide haben fast dieselben außerordentlich festen und widerstandsfähigen Drahtverspannungen an den Tragflächen angebracht. Die durchschnittliche Geschwindigkeit beider Arten von Flugzeugen ist etwa 100 Kilometer in der Stunde, also die gleiche Geschwindigkeit, die auch die Flugzeuge unserer Gegner zu entwickeln pflegen. Auch diese haben vorzügliche Fabrikate, wie Herr v. Jena anerkennend hervorhob, doch kommen die verschiedenartigsten Systeme in Frage, weil drei verschiedene Nationen ihre Flugzeuge gegen uns vorschicken.

Neu ist ein Schalldämpfer an unseren Apparaten, der das Motorengeräusch abfangen soll. Der Betriebsstoff, den unsere Flugzeuge mitnehmen, reicht durchschnittlich für vier bis sechs Stunden. Außerdem ist in einem Behälter oberhalb der Motoranlage noch 19 Liter Fallbenzin untergebracht, damit der Flieger nach Möglichkeit einen geeigneten Landeplatz aufzusuchen vermag. Motor und Propeller befinden sich bei unseren Apparaten vorn, bei den Franzosen dagegen hinten, so daß der Beobachter bei den Franzosen vorn sitzt. Man hat das bisher als einen Vorteil angesehen, bis ein Luftkampf, den seinerzeit in Belgien der Flieger Steffens mit einem französischen Flieger auszufechten hatte, uns davon überzeugte, daß wir durch dauernd höheres Steigen dem Gegner dennoch überlegen waren, da es Steffens gelang, den feindlichen Flieger zu überhöhen und darauf durch den Beobachter herunterschießen zu lassen. Der einfache Karabiner tat in diesem Falle genau dieselben Dienste wie ein Maschinengewehr. Die Franzosen haben geglaubt, daß sie mit dem Maschinengewehr größere Treffsicherheit haben würden. Es hat sich jedoch gezeigt, wie uns auch gefangene Flieger selbst erklärten, daß das Maschinengewehr unendlich viele Schwierigkeiten in der Bedienung

macht, und daß es auch mit der Treffsicherheit sehr hapert, während ein guter Schütze mit dem Karabiner durchaus gute Erfolge aufzuweisen hatte.

Die hauptsächlichsten Systeme der Gegner sind im gegenwärtigen Kriege Farman-, Bleriot- und Duperdussinapparate. Sie alle aber sind mehr für den Luftsport als für die Kriegführung geeignet und versagen daher, sobald es sich um lange und große Sicherheit beanspruchende Fahrten handelt. Vereinzelt ist es vorgekommen, daß die Franzosen und anscheinend auch die Engländer an ihren Flugzeugen unser Eisernes Kreuz anbringen, um unsere Truppen zu täuschen, wenn sie, namentlich des Abends, über unseren Stellungen zu erscheinen pflegen.

Ganz außerordentliche Anforderungen hat die Militärbehörde an die Tragflächen unserer Apparate gestellt. Es wurde die sechzehnfache Sicherheit gefordert, und so sind die ursprünglich ganz federleicht gedachten Tragflächen heute von einer Festigkeit, daß eine ganze Kompagnie Soldaten darauf stehen kann. Die Motoren machen in der Minute bis zu 1400 Umdrehungen. Die Propeller sind von verschiedenen Firmen geliefert worden, und sie stellen den Flugzeugführer vor manche technisch interessante Aufgabe. So verlangt fast jeder Motor einen anderen Propeller. 16 bis 20 Proben sind nötig, um den passenden herauszufinden.

Herr v. Jena zeigte mir dann noch die Fliegerbomben, die in zwei verschiedenen Arten ausgegeben werden. Die eine kann ganze Häuser in die Luft sprengen, während die andere besondere Zwecke verfolgt. Die Bomben werden durch ein am Vordersitz befindliches Gleitrohr in die Tiefe geworfen.

Sehr interessant waren die Photographien, die Herr v. Jena auf seinen Flügen über Paris aufgenommen hat,

und zwar mit einer Kamera, die wie ein kleines Maschinengewehr ausgestattet ist und sehr scharfe Aufnahmen ergibt. Da sie nur auf unendlich eingestellt ist, so kann sie auch jeder Laie ohne weiteres handhaben.

Unsere Verbündeten in Österreich-Ungarn haben in der Hauptsache Albatros- und Etrichapparate in den Heeresdienst eingestellt. Auch die A. E. G., die einen ganz neuartigen Typ herstellt, der sich dadurch auszeichnet, daß der Apparat bei der Landung auf ungünstigem Gelände nicht mehr abgerüstet werden muß, sondern ohne weiteres abgefahren werden kann, hat nach Österreich geliefert. Ihr Apparat erscheint vor allem um deswillen sehr kriegsbrauchbar, weil er im Feindesland sehr leicht zu verstecken und bei gelegener Zeit abzuholen ist.

Von den feindlichen Flugzeuggeschwadern, von denen in der französischen Presse eine ganze Zeit hindurch die Rede war, hat Herr v. Jena noch nicht das geringste bemerkt. Auch von den Riesenapparaten der Engländer und Russen, die als „Aeroomnibusse" eine Zeitlang umherspukten, und die acht Personen und mehr auf einmal befördern konnten, ist in diesem Kriege noch nichts zu sehen gewesen. Ich selbst sah kurz vor dem Kriegsbeginn auf dem Flugplatze von Hendon bei London eine solche Karosse mit acht Personen aufsteigen, hatte jedoch nicht den Eindruck, als ob diese „Luftkutsche" in einem Kriege von irgendwelcher Bedeutung sein würde, da sie sich viel zu schwerfällig erhob und schon nach wenigen Minuten eines Motordefektes wegen wieder landen mußte.

Hoffen wir also mit unseren kühnen Fliegern, daß wir auch auf dem Gebiete des Flugzeugwesens, das in diesem Weltkriege seine Feuerprobe als Kriegswaffe zu bestehen hat, den endlichen Sieg über unsere Gegner erringen.

Das Tuskulum des Spielhöllenfürsten

(Die verödete Côte d'Azur. — Croupiers im Waffenrock. — Eine Idylle im Feindesland. — Der Geldfürst im Bourbonenschloß. — Kostbare Bibliothekschätze. — Die Autogrammwände im Chateau Marchais. — Der rote Salon. — 500 000 Francs Kriegsentschädigung. — „Mon ami Guillaume!“ — Die unterirdischen Gänge von La Bove. — Der moderne Ariadnefaden. — Die Geheimnisse von Sissonne.)

An den beiden Rivieren drunten am blauen Mittelmeer ist es in diesem Jahre still und leer. Sonst zogen um diese Zeit der ersten nordischen Wintertage die Erholungs- und Vergnügungssuchenden in Scharen Italiens und Südfrankreichs sonnigen Küsten entgegen und an der Côte d'Azur, besonders aber im lebenslustigen Monte Carlo, dem Spielerkönigreiche des Fürsten Albert von Monako, herrschte um diese Jahreszeit eitel Lust und Wonne. Leider waren es in den letzten Jahren zu vier Fünftel Deutsche, die ihr sauer verdientes Geld in das Miniaturfürstentum hinunter trugen und dadurch auch einen, wenn auch nur ganz nebensächlichen Gegner Deutschlands in diesem Weltkriege unterstützen halfen.

Denn auch Fürst Albert hat uns als guter Freund des vor seinen Toren liegenden Frankreich „den Krieg erklärt“ und schon am nächsten Tage wurden die bis dahin gern gesehenen Deutschen durch die über Nacht in Uniform gesteckten Croupiers der allerfürstlichsten Spielhölle über die Grenze geschafft. Auch die zahlreichen deutschen Hotelangestellten in Monte und Condamine, die Empfangschefs, Ober- und Zimmerkellner, ja sogar die Kammer-, Zimmer- und Küchenmädchen deutscher Herkunft mußten ins neutrale Italien hinüber, und mit einem Schlage war das Paradies an der Côte d'Azur verödet.

Die Spielsäle, in denen wegen Mangel an Gästen das Trente et Quarante, das Rouge et Noir und andere schöne Unterhaltungsspiele nicht mehr gespielt werden konnten, schlossen schon wenige Stunden nach der Kriegserklärung ihre Pforten, und die Croupiers, die sonst mit nachlässiger Grazie in Frack und weißer Binde ihr „Faites votre jeu, Messieurs!“ in die parfümgeschwängerten Säle hineinriefen, sind jetzt rauhe Krieger geworden und rufen höchstens noch: „Qui vive?“, wenn sich ein unwissender Fremdling den unheiligen Hallen auf der weißen Höhe am blauen Mittelmeerstrand nähert. Fürst Albert aber hat nun Zeit, den großen Selbstmörderfriedhof Monakos mit frischen Blumen zu schmücken und seinen zahlreichen Besitzungen im Fürstentum selbst und im benachbarten Frankreich Besuche abzustatten. Nur eine wird er ausnehmen müssen, das ist das schöne Chateau Marchais, heute eine Idylle in Feindesland, die wir vorläufig annektiert haben.

Im Jahre 1542 erbaute der damalige Kardinal von Lothringen auf der beherrschenden Anhöhe von Marchais etwa 20 Kilometer in nordöstlicher Richtung von dem durch die Unsern in den Novembertagen 1914 heißumstrittenen Laon entfernt, ein Schlößchen, von dem aus er in kürzester Zeit den noch heute in ganz Frankreich hochberühmten Wallfahrtsort Notre Dame de Liesse erreichen konnte, der im 15. und 16. Jahrhundert auch die Wallfahrtskirche der französischen Könige war. 1715 ging dann der stets ausgebaute und verschönerte Palast, zu dem auch ein herrlicher Park gehört, in den Besitz der Grimaldis über, und mit Hilfe des Spielsaalpächters Blanc wurde dann unter dem Fürsten Albert das Schlößchen ein wahres Museum und mit Kunst-, Bücher- und anderen Schätzen fast bis unter das Dach angefüllt. Wie

kostbar auch dem Fürsten selbst dieser nordfranzösische Besitz bisher gewesen ist, erhellt u. a. daraus, daß kein profanes Auge jemals in die Geheimnisse dieses herrlichen Besitztums hineingesehen hat, so daß wir Kriegsberichterstatter die ersten Zivilisten waren, die es nach der Besitzergreifung durch die Unsern besichtigen konnten. Auch mit den Bewohnern des anschließenden Ortes Marchais hatte sich der Fürst für alle Fälle verständigt und ihnen über eine Million Francs geboten für die Schonung seines Eigentums seitens der Franktireure, vor denen er also auch einen ganz heilsamen Respekt zu haben scheint.

Was die deutschen „Barbaren" anlangt, so hat der Fürst vor ihnen lange nicht so gezittert wie vor seinen Adoptivlandsleuten. Er mußte ja auch auf Grund seiner vielfachen Beziehungen zu deutschen Gelehrten und Künstlern sich sagen, daß wir solche unersetzlichen Werte, wie sie das Chateau Marchais beherbergt, niemals ohne Not zerstören oder auch nur berauben würden, wie es die braven Engländer z. B. in diesem Kriege in den Schlössern und Besitzungen ihrer Verbündeten in Nordfrankreich schon zu wiederholten Malen getan haben.

Es war daher ein törichter Streich des fürstlichen Schloßverwalters, die kostbaren, von unseren Kunstsachverständigen auf über eine Million geschätzten altfranzösischen Gobelins im Treppenhause und die nicht minder kostbaren Gobelinüberzüge der Sessel und Stühle im Schlosse beim Anrücken der Deutschen eiligst im Schloßpark zu vergraben. Denn sie sind dadurch nicht schöner geworden, und so dumm sind wir denn auch nicht, daß wir nicht vorher eine ungefähre Übersicht der kostbaren Besitztümer in Händen hatten. Danach ist denn auch eine genaue Zusammenstellung der Kunstschätze des Château Marchais möglich gewesen, und wir wissen heute, daß

neben mehreren Watteaus, einem Rubens und vielen anderen wertvollen Gemälden das Schloß auch die wundervollen Gobelins, eine Bibliothek mit Originalhandschriften des Christoph Kolumbus, eine der schönsten und seltensten Autographensammlungen der Welt und dazu ein ornithologisches Museum besitzt, das durch die Vorliebe seines fürstlichen Besitzers für ozeanographische und antarktische Forschungen zugleich eine der vollkommensten Sammlungen auf diesem Gebiete darstellt.

Seltsamerweise ist auf den Ausbau des Schlößchens im Innern wenig Wert gelegt worden, und man hat nur die Erklärung dafür, daß der sonst an so viel Glanz und Prunk gewöhnte Fürst hier in der Einsamkeit des nordfranzösischen Hügellandes keine großen Empfänge liebte, vielmehr seinen Studien und Betrachtungen leben wollte. So fehlt trotz des reizenden und malerischen Schloßhofes jede Eingangshalle, weshalb man nach dem Betreten eines schmalen Korridors sofort unmittelbar vor dem Bibliothekszimmer des Fürsten steht. An einem der Mittelfenster hängt eine Glasmalerei, den Vater des Fürsten darstellend. Prächtig ist die holzgeschnitzte Decke des Zimmers und die lange Reihe der mächtigen, ebenfalls schön geschnitzten eichenen Bibliotheksschränke.

Geradezu imposant aber wirkt der große Speisesaal, geschmückt mit mehreren Gemälden bourbonischer Könige, die in irgendeiner Beziehung zu den Grimaldis gestanden haben. Wertvolle Ledertapeten bedecken die Wände, und auch hier ist die Decke ein Meisterstück der Holzschnitzerei. Das Entzücken eines jeden Jägers bildet das daranstoßende Jagdzimmer des Fürsten, in dem er einst Nansen nach seiner Heimkehr von der großen Polarfahrt empfing und durch dessen Erzählungen zur kräftigsten Unterstützung der antarktischen Forschungen angeregt wurde. Ein mäch-

tiger Ebenholzschrank mit eingelegten seltenen Hölzern und vielen Geheimfächern ist das Prachtstück dieses Raumes.

Besondere Sorgfalt ist natürlich auch dem Spielzimmer des Schlosses zugewendet worden. Die holzgeschnitzte Decke ist wundervoll, und hier hängt einer der schönsten Watteaus der kostbaren fürstlichen Gemäldesammlung. Die Wände schmücken in diesem Zimmer wieder mächtige Gobelins. Wir treten nun in das Treppenhaus, das die berühmten Millionengobelins schmücken. Sie sind sofort nach ihrer Bergung und Reinigung durch unsere Truppen wieder an Ort und Stelle gebracht worden. Ihre Farbenpracht ist trotz der Nässe berauschend.

In der ersten Etage befindet sich das Schlafzimmer des Fürsten, das — eine seltsame Marotte — rings an den Wänden mit Photographien aus aller Herren Länder und aus den Anfängen der Daguerretophie bis auf die heutige Zeit behängt ist. Über dem Bett selbst hängt ein Bildnis der ersten Frau des Fürsten, die später eine ungarische Gräfin Festetits wurde. Bilder der beiden andern Frauen, von denen die eine bekanntlich eine geborene Heine war, konnte ich nicht entdecken. Dagegen fand ich Bilder unseres Kaiserpaares, die der Fürst, ein eifriger Amateurphotograph, selber aufgenommen hat, ferner eine Photographie der Prinzessin Heinrich mit ihrem Autogramm und die eigenhändig unterzeichneten Photographien des Königs Ferdinand von Bulgarien, des belgischen und des englischen Königspaares, des Herzogs Theodor von Bayern, des Königs Oskar von Schweden und dann unendlich vieler Leute vom Theater, zu denen der Fürst als Besitzer der Oper und des Schauspiels in Monte Carlo noch bis in die letzte Zeit hinein gute Beziehungen unterhalten hat. Ich sah u.a. Lola Beeths, Sarah Bernhardts, Massenets und Saint Saëns' Bilder und Autogramme.

Auch von Darwin und Nansen besitzt der Fürst persönlich gezeichnete Photographien.

In dem Bücherschrank des Schlafzimmers entdeckte ich ein zweibändiges Werk: „Le Rouge et le Noir“ eines nicht genannten Verfassers und daneben den stenographischen Bericht über den Dreyfußprozeß. — Die langen Korridore des Schlosses sind von Kästen mit ausgestopften Polartieren aller Art angefüllt, während schöne Rivieraaufnahmen die Wände schmücken. Auch ein Bild der fürstlichen Jacht „Hirondelle“, mit der sich der Fürst an den Kieler Regatten zu beteiligen pflegte, hängt hier, ebenso eine große Reihe Aufnahmen von der Nansenschen Polarfahrt sowie der Spitzbergenreise, die der Fürst seinerzeit unternommen hat. Ein wahres Schmuckkästchen ist dann noch ein weiteres Schlafzimmer, das, mit wundervollen Gobelins und prächtigen Teppichen ausgestattet, für die Fürstin bestimmt war. Alle drei Gattinen des Fürsten hat das Märchenschloß im Parke von Marchais gesehen, aber keine fühlte sich in der Nähe des gelehrten Sonderlings auf die Dauer glücklich trotz des Reichtums und Glanzes, der sie umgab.

Ganz zuletzt betraten wir den sogenannten „Roten Salon“ des Schlosses. Hier wurde uns beim Scheine der scheidenden Sonne durch deutsche Ordonanzen der Tee gereicht. Denn da Fürst Albert uns nicht selbst empfangen konnte, so begrüßte uns hier als stellvertretender Hausherr ein schlanker, großer, deutscher Hauptmann. Er haust hier gemeinsam mit einer großen Anzahl genesungsbedürftiger deutscher Offiziere und Mannschaften, die als Leichtverwundete in dem Schlosse und seinen Anbauten untergebracht sind.

Und alles zeigte sich bemüht, den Prunk und Glanz des Schlosses nicht nur zu schonen, sondern auch zu pfle-

Digitized by Google

gen. Das sah man schon in der Behandlung der Gobelins, mehr noch aber in der peinlichen Sauberkeit, die in allen Räumen des Schlosses herrschte, sowie in der Behandlung der Kunstwerke. Von der Dienerschaft des Schlosses ist ein Teil zurückgeblieben und von unserer Militärbehörde zur weiteren Instandhaltung des Schlosses verpflichtet worden. Neben der Kunstkommission, welche den Wert des Schlosses und seines Inventars abschätzte, ist auch bereits eine solche zur Abschätzung der von Fürst Albert zu zahlenden Kriegskontribution zusammengetreten. Sie hat den Betrag von 500000 Mark festgesetzt, und der Fürst hat einen Teil davon bereits bezahlt, in bezug auf den Rest jedoch erklärt, daß er sich darüber mit seinem Freunde, Kaiser Wilhelm, „mon ami Guillaume", wie er sich ausdrückte, verhandeln werde.

Ein scherzhafter Stabsarzt setzte, als wir den Roten Salon betraten, das Pionola vor dem französischen Klavier des Salons in Tätigkeit, und zur allgemeinen Heiterkeit ertönte Paul Linkes sattsam bekanntes „Schlösser, die im Monde liegen, bringen Kummer, lieber Schatz!" Die Mehrzahl der Musikstücke war überhaupt deutschen Ursprunges, mit Ausnahme der „Traviata" und eines Opernfragments von Raoul Guensbourg, des langjährigen Leiters der Oper von Monaco, der bekanntlich die dritte Frau des Fürsten entführte.

Im Abenddämmern besichtigten wir dann noch den stillen Park. Ein kleines Flüßchen durchzieht ihn und ist zum Teil abgeleitet, um breite Gräben damit zu füllen, die sich rings um das Schloß ziehen. Eine mächtige Fasanerie und schön angelegte Fasanenhecken lassen darauf schließen, daß der Fürst hier vornehmlich der Fasanenjagd obgelegen hat. Das ganze Gelände ist weicher Tuffboden, der in alter Zeit zur Anlegung gewaltiger unterirdischer

Gänge benutzt wurde. Kilometerweit ziehen sich diese geheimen Gänge unter dem hügeligen Terrain hin, erweitern sich mehrfach zu hohen, saalartigen Hallen und verbinden die Schlösser befreundeter Besitzer untereinander. Ein ganzes Netz solcher unterirdischer Gänge haben wir namentlich in dem benachbarten Schlosse La Bove entdeckt, wo treppenartige Leitergänge in die Unterwelt hinab- und fast bis in die feindlichen Schützengräben hineinführen sollen. Zurzeit sind unsere Soldaten noch mit einer unendlich langen Zuckerschnur als modernem Ariadnefaden bewaffnet, dabei, die Geheimnisse dieser großartigen Gänge zu ergründen.

Aber noch ein anderes Geheimnis hatten unsere Truppen in dieser interessanten Gegend in der letzten Zeit zu lösen, und zwar gelegentlich der Eroberung des festen französischen Militärlagers bei Sissonne. Sissonne ist dadurch bekannt geworden, daß dort vor einiger Zeit ein feindlicher Flieger eine Bombe herabwarf und die Schwester v. Falkenhausen und ein zehnjähriges Mädchen tötete. Als unsere Truppen nun in das Lager einzogen, staunten sie über eine Häusergruppe, die mitten im Lager steht, und die so gar nicht zu dem sonst dort herrschenden kriegerischen Leben und Treiben zu passen schien. Es waren mehr Boudoirs schöner Damen, die in großer Hast und Unordnung von ihren Besitzerinnen verlassen waren. Inmitten der Häusergruppe entdeckte man einen Lichthof nach Art eines eleganten Tanzsaales, in dem es eben noch lustig hergegangen zu sein schien. Hätte nicht an den Häusern gestanden, daß es sich hier um militärisches Eigentum, beziehungsweise um eine organische Angliederung der ganzen Anlage an das Militärlager selbst handelte, so wären den Unsern wahrscheinlich die merkwürdigsten Gedanken gekommen. Auf alle Fälle aber hat man die

Digitized by Google

Häuser verschlossen und versiegelt, während das Militärlager selbst zu einem Lazarett für unsere Verwundeten eingerichtet wurde.

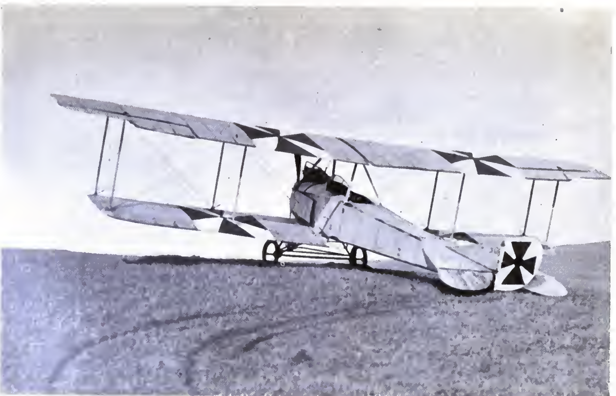
Welcher Wertschätzung sich übrigens Fürst Albert in der ganzen Gegend erfreute, erhellt unter anderm daraus, daß die Gemeinde des Lagers Sissonne inzwischen 125000 Francs der dem Fürsten auferlegten Kriegskontribution an die Deutschen abgeführt hat. Und wie die deutsche Militärverwaltung, so wird auch die Bewohnerschaft der Umgegend gewiß bemüht bleiben, dem Fürsten Albert, dessen ungebetene Gäste wir mit unserm Besuch waren, sein schönes Eigentum ungeschmälert zu erhalten.

II

Die moderne Kriegschirurgie

(Im Kriegslazarett der kronprinzlichen Armee. — Eine Vorlesung im Felde. — Wie die Geschosse wirken. — Die Wundversorgung. — Der gefahrvolle Bauchschuß. — Gegen den Starrkrampf. — Die Kugel in der Hosentasche. — Ein Wort über die Fliegerbomben. — Vom Komfort der Lazarettzüge.)

Inmitten einer halbzerschossenen Stadt im nördlichen Frankreich befindet sich ein großes Kriegslazarett einer der Westarmeen. Wie durch ein Wunder ist gerade das französische Militärhospital erhalten geblieben, obwohl in allernächster Nähe des ausgedehnten Gebäudekomplexes kein Stein auf dem andern geblieben ist. Die Genfer Flagge hat wie überall so auch hier die Wut des Kriegsgottes abgelenkt, und so liegen heute Freund und Feind friedlich vereint in den hellen, luftigen Räumen des



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Ein deutsches Militär-Flugzeug

Digitized by Google



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Sanitätssoldaten mit ihren Hunden



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Das neue Lazarett-Automobil im Felde

Digitized by Google

Hospitals, in liebevoller Weise behandelt und verpflegt von den Ärzten und Schwestern der Armee und des Roten Kreuzes. Man hat hier das unmittelbare Bild der Tätigkeit unseres Militärsanitätswesens, denn hierher kommen die Verwundeten sogleich, nachdem sie auf dem Schlachtfelde den ersten Verband erhalten haben. Und in diesem Kriegslazarett wirkt einer unserer bedeutendsten Chirurgen, der früher in Greifswald und Straßburg tätig gewesene Geheimrat Professor Payr-Leipzig, der uns Kriegsberichterstattern in einem zum Hörsaal ausgestatteten Raume des Hospitals einen höchst lehrreichen Vortrag über die Erfahrungen der Chirurgie in diesem Kriege bot. Er führte aus:

In einer Zeit, in der die deutsche Jugend und die deutsche Manneskraft für die nationale Ehre des Deutschen Reiches im Felde steht, erschien es angezeigt, daß auch die moderne Chirurgie zu den durch diesen Krieg heraufbeschworenen Verletzungen Stellung nahm. Es handelt sich für sie dabei um drei Gesichtspunkte. Sie hatte einmal die im Frieden gesammelten Erfahrungen für diesen Krieg nutzbar zu machen, zum andern die geschlagenen Wunden zu heilen und zum dritten neu zu lernen.

Denn es ist mit Nachdruck zu betonen, daß die Kriegschirurgie unter wesentlich anderen Gesichtspunkten zu arbeiten hat, als die Chirurgie im Frieden. Wir mußten uns in diesem Kriege ganz besonderen Verhältnissen anpassen, die einmal durch den Krieg selbst und zum andern durch die Massenhaftigkeit der Verletzungen gegeben waren. Vor allem handelte es sich auch darum, möglichst einfach und sicher zu arbeiten. Einfach, weil wir hier nicht die Einrichtungen der Hospitäler wie im Frieden haben. Sicher, weil wir damit rechnen müssen, die Kranken nicht in der Hand behalten zu können, sondern sie

so bald wie möglich an die rückwärtigen Lazarette weitergeben zu müssen. Das bedingt ihre sorgfältigste Behandlung und ebenso ihre Sicherung gegenüber allen Zufälligkeiten des Transportes. Aber der Krieg bietet uns auch manche ganz neue Erfahrungen, die studiert sein wollen. Wir wissen vielfach gar nicht, wie unsere Maßnahmen ausfallen werden. So ergeben sich für den aktiven Arzt zwei Gefahren: Das ist 1. die Untätigkeit für jene, welche hier nicht so aseptisch arbeiten können wie daheim, 2. die der Vielgeschäftigkeit für jene, welche auch an Stellen, wo es nicht am Platze ist, eingreifen und dadurch alles verkehrt machen. Deshalb haben wir das Militärsanitätswesen in der Armee geschaffen, damit es beiden hilft, von dem Gesichtspunkt aus: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Und helfen können und müssen wir.

Die Projektile, durch welche in diesem Kriege Verletzungen heraufbeschworen werden, sind die Infanteriegeschosse, die Schrapnellkugeln, Bomben- und Granatsplitter und Fliegerpfeile. Dazu kommen die Verletzungen durch die Dumdum-Geschosse, die sog. „Querschläger", wenn das Infanteriegeschoß in einer anderen Richtung als mit der Spitze aufschlägt, und schließlich das Infanteriegeschoß, das explodiert, wenn es aufschlägt und fremde Körper mit sich reißt. Überhaupt ist die Laufbahn des Projektils so wichtig, wie die Körperbeschaffenheit des davon Getroffenen, denn beides bedingt ganz verschiedenartige Komplikationen. — Was zunächst das französische Infanteriegeschoß anlangt, so ist es aus verhältnismäßig weichem Metall hergestellt. Seine Spitze verbiegt sich schon beim geringsten Widerstande, so daß beim Aufschlagen des Geschosses, z. B. auf eine Mauer, seine Gestalt sich ungefähr in der Form einer Schiffsschraube verändert. Die Bleigeschosse verschieben sich naturgemäß

Digitized by Google

noch weit mehr. Die Schrapnellkugeln, die Bomben- und Granatensplitter sind in ihrer Wirkung ganz verschieden. Der Fliegerpfeil bildet ein ganz neues und nicht ungefährliches Projektil. Er ist aus den Abbildungen in den Zeitungen her bekannt als eine etwa zwei Finger lange hohlgeschliffene und vorn zugespitzte Waffe, die vorn schwerer ist als am Ende und vom Flugzeugführer mittels einer mechanischen Vorrichtung andauernd aus großen Höhen herabgeworfen wird. Der Pfeil kommt ganz senkrecht herab und hat bei einer Abwurfhöhe von z. B. 1800 Metern eine Ankunftsgeschwindigkeit von 200 Sekundenmetern, demnach also die Geschwindigkeit einer älteren Büchsenkugel. Die Verletzungen, die der Pfeil hervorruft, sind demnach sehr schwere. Wir haben z. B. einen Fall behandelt, wo der Pfeil die Oberschlüsselbeingrube getroffen hatte und der Mann uns unter den Händen verblutete, weil das Projektil von der Einschlagstelle weiter durch die linke Brust, das Zwerchfell, den linken Beckenknochen und durch die Hüfte ins Bein gegangen war, dieses der ganzen Länge nach durcheilt hatte und erst an der Ferse wieder ausgetreten war.

Im Anschluß an diese Ausführungen zeigte uns der Redner diesen Pfeil und anschließend daran eine Reihe anderer seltsamer Geschosse bzw. eigenartiger Deformationen von solchen. Wir sahen da Gedenkmünzen von Soldaten, an denen eine Kugel abgeprallt war, Geldstücke, die sie in den Taschen getragen hatten und die Verletzungen durch Geschosse verhindert oder doch gemildert hatten, und sogar eine Kugel, die an dem Taschenmesser des Soldaten in der Hosentasche abgeplattet war und darauf in der Tasche verblieb, wo sie der Unverletzte mitsamt dem verbogenen Messer wiederfand.

Der Redner fuhr dann fort: Was die Geschoßwirkun-

5*

gen anlangt, so unterscheiden wir den Prellschuß, den Steckschuß, den Durchschuß, den Streifschuß, den Abschuß, wo ganze Körperteile wegfallen, und die durch Explosivkörper und -stoffe bewirkten Zermalmungen. Die Schädigungsgefahr für die verschiedenen Organe durch alle diese Arten von Schüssen hängt von einer Reihe von Zufälligkeiten ab und vor allem auch davon, in welcher Weise die verschiedenen Organe darauf reagieren, je nachdem sie mit Blut und anderen Stoffen gefüllt sind. Das moderne Infanteriegeschoß durchschlägt die Blutgefäße glatt. Infolgedessen müssen wir mit einer größeren Zahl von Schlagaderverletzungen rechnen als in früheren Kriegen. Das Infanteriegeschoß bahnt sich seinen Kanal durch alle Körperteile, und das bedingt die große Gefahr, daß Adern in der Tiefe getroffen werden. Nun quillt bekanntlich nach jeder Verletzung der Muskel in der Umgebung der Verletzung sofort auf, und davon hängt es ab, ob die Blutung bald zum Stehen kommt. Dabei kann man die verschiedensten Beobachtungen machen, je nachdem der betreffende Muskel stärker oder schwächer mit Blut gefüllt ist. Die dabei zustande kommenden Hämatone sind unsere wichtigsten Bundesgenossen. Auch die Nervenstränge werden von dem modernen Infanteriegeschoß glatt durchschlagen. Ganz besonders schwer waren hierbei die Verletzungen, die durch Dumdum-Geschosse hervorgerufen wurden, wie dies bei Givet beobachtet werden konnte. — Wichtig sind die Knochen- und Gelenkverletzungen durch das moderne Infanteriegeschoß. Je größer die Entfernung war, um so größere Neigung zeigten die Geschosse, durch die Knochen durchzuschlagen, wobei sie nur wenige Sprünge hervorriefen. Je näher jedoch die Kugel traf, um so größer wurde die Zahl der Sprünge in den Knochen. Dabei spalteten sich auch die elfenbein-

harten Knochenteile des menschlichen Körpers noch auf eine Entfernung bis zu 1800 Metern, während die schwammigen Knochenteile auch bei dieser Entfernung noch meist glatt durchschlagen wurden und leichter zu heilen waren. Besonders schlimm sind die durch Geschosse mit Explosivwirkung hervorgerufenen Verletzungen, ganz besonders aber bei Verletzungen der Niere, der Leber und der Milz, weil es sich hierbei um Organe handelt, welche nicht einfach nachgeben, sondern je nach der Stärke ihrer Füllung reagieren. Man denke sich z. B. ein Briefkuvert, das geschlossen und mit Druckluft gefüllt ist. Je nach der Stärke des Schlages wird es verschieden reagieren. Die Geschoßwirkungen sind ebenfalls sehr verschiedenartig. Wir unterscheiden Blutung, Schmerz, Chok, Verstümmelung und Tod. Unsere erste Aufgabe ist es, allen Verletzungen möglichst bald die Wohltat der Schmerzlinderung zuteil werden zu lassen, wozu wir in der Hauptsache Morphiuminjektionen benutzen. Die Blutungen unterbinden wir in zweckentsprechender Weise. Der Chok ist der Wundschreck, den wir oft auch bei den allerleichtesten Verletzungen wahrnehmen können. Der Patient ist blaß, die Pupille weitet sich, der Puls ist klein und das Bewußtsein halb abwesend. Diese Choks werden bei allen nur möglichen Verletzungen beobachtet. Auch die Verstümmelungen sind allerverschiedenster Art, am schlimmsten aber bei Explosionen von Geschossen, Minen und dergleichen.

Der Tod auf dem Schlachtfelde tritt ein bei der Verletzung der großen Blutadern und bei den sogenannten Kopfschüssen. Doch haben wir auch Kopfschüsse erlebt, bei denen der Schuß quer durch den Schädel ging und der Patient sich schon wieder völlig wohl befindet.

Außerordentlich wichtig ist es, daß die Schußverletzun-

Digitized by Google

gen nach den Körperzonen beurteilt werden, die durch sie betroffen werden.

Die Kopfschüsse sind im modernen Kriege besonders häufig, weil der Soldat nicht mehr wie früher in der offenen Feldschlacht kämpft, sondern sich vorwiegend in den Schützengräben aufhält und beim Hinaussehen abgeschossen wird. Einen erschwerenden Umstand in der Wundbehandlung bilden die sogenannten Tangentialschüsse, weil bei ihnen schwere Infektionen insofern vorkommen können, als Stoff- und Knochenteile mitgerissen werden. Die da drohende Vereiterung der Wunde bekämpfen wir zweckmäßig durch einen Schnitt, der die Ein- mit der Ausschußöffnung verbindet. Auf diese Weise sind wir in der Lage, den Schußkanal fortlaufend auszuwischen und offen zu behandeln.

Was die Bauchschüsse anbelangt, so sind die Japaner seinerzeit so weit gegangen, daß sie die derart Verletzten schon nach acht Tagen wieder in die Front einstellten. Aber auch wir haben schon Fälle erlebt, wo die Verletzungen nach 10 bis 14 Tagen verheilt waren, beziehungsweise der Weitertransport erfolgen konnte. Bedenklicher ist es, wenn die Lunge getroffen wurde, was sich durch Bluthusten bemerkbar macht. Aber auch in diesen Fällen sind schon wiederholt schnelle Heilungen erfolgt, und so zeigen uns vor allem diese Brustschüsse deutlich, wie human die modernen Geschosse sind gegenüber den alten abgeplatteten. Ziemlich ausgeschlossen von der Heilung sind natürlich Herzschüsse aller Art. Solche Fälle kommen kaum lebend in die Klinik. Ein sehr umstrittenes Kapitel bleiben die Bauchschüsse nach wie vor. Für die Friedenszeit gilt als Regel für jeden Chirurgen, in solchem Falle möglichst bald den Bauchschnitt anzuschließen, erstens um die Blutung zu stillen, und zweitens um an

der betreffenden Stelle Infektionen, die vom Magen und Darm her drohen, zu verhindern, da sonst eine tödliche Bauchfellentzündung die Folge ist. In Kriegszeiten dagegen hat bereits der südafrikanische Krieg die merkwürdige Erfahrung gezeitigt, daß bessere Resultate bei Nichtoperierten erzielt wurden, als wenn unter schlechten aseptischen Verhältnissen zum Bauchschnitt geschritten wurde. Richtig ist, daß ungenügende Assistenz, schlechte Beleuchtung, mangelnde Aseptik schlechte Resultate ergeben müssen. Auch in diesem Kriege sind bei ganz einfacher Behandlung eine große Anzahl von Bauchschüssen ohne Operationen geheilt. Man mußte nur darauf achten, daß die Kranken möglichst wenig bewegt wurden und keine Nahrung erhielten. Andernfalls geht es ihnen wie jenem Hauptmann, der nur zwei Gläser Wasser zu sich nahm und bald darauf eine Leiche war. Wie läßt es sich nun erklären, daß ein von sechs bis acht Schüssen durchbohrter Bauch ohne jeden äußeren Eingriff die Verletzungen übersteht? Wir erklären es uns folgendermaßen: Sofort nach dem Schuß quillt aus dem Schußkanal die Schleimhaut heraus und bildet gewissermaßen eine Rosette, die durch die Muskulatur abgeklemmt wird. Für mehrere Tage hält dieser Verschluß, und die ihm gegenüber liegende gesunde Seite antwortet durch Ausschwitzung von Bindestoffen und diese verkleben die gesunde Stelle mit der verletzten derart, daß Bakterien nicht ins Freie hinausdringen und die verletzte Stelle vergiften können. Wohl aber droht später eine Gefahr durch austretendes Blut. Deshalb muß jeden Tag nachgesehen werden, ob nicht im kleinen Becken Eiter sich zeigt. — Die Schüsse im Becken, Blase und Darm verlaufen meist ungünstig, da zumeist die Wirbelsäule mitbeschädigt ist. Wie ist nun die Behandlung der Schußwunden? Wir unterscheiden

da die erste Wundversorgung, weiter die endgültige Wundversorgung, drittens die Nachbehandlung und viertens den Heimtransport. Zur Blutstillung auf dem Schlachtfeld benutzen wir die bekannte Esmarchbinde, die jedoch spätestens nach zwei bis drei Stunden wieder abgenommen werden muß, da sonst die Gefahr einer Lähmung der eingeschnürten Gliedmaßen droht. Der Blutende muß also danach den Kompressenverband erhalten. Sind größere Arterien verletzt, so müssen diese sofort unterbunden werden, eine Aufgabe, die von jedem Arzt unbedingt beherrscht werden muß. Und wir werden in Zukunft in den ärztlichen Fortbildungskursen an unseren Hochschulen noch mehr als bisher auf diese wichtige Vorbildung hinarbeiten, obwohl wir sie schon immer fleißig an Leichen geübt haben. Wenn die Gefahr einer Verblutung durch entsprechende Versorgung des Kranken beseitigt ist, so tritt die weitere wichtige Aufgabe der Verhütung der Infektion an uns heran. Wenn von Volkmann schon vor Jahren gesagt hat, daß von der ersten Versorgung der Wunde der spätere Heilungsprozeß abhängt, so ist das durchaus richtig und wird vom Militärsanitätswesen mit aller Aufmerksamkeit verfolgt.

Wir rechnen dabei mit dem einmal gegebenen Infektionsgift der Wunde. Es ist ganz zweifellos, daß der Einschuß das Vorhandensein von Bakterien mit sich bringt, und das Auswaschen mit antiseptischen Flüssigkeiten nützt daher unseres Erachtens gar nichts, sondern schadet sogar, weil es die vitale Widerstandskraft des Gewebes schädigt. Aber es dürfen zu den vorhandenen Bakterien auf keinen Fall neue hinzukommen, obgleich der gesunde Mensch mit einer gewissen, noch größeren Zahl von Bakterien fertig wird. Und dieser Grundsatz beherrscht unsere ganze Wundversorgung. Die Wunde wird also nicht gewaschen, son-

dern nur mit einem fest aufgelegten Stückchen Verbandsgaze versehen und diese sofort gut befestigt. Das machen unsere Soldaten zum großen Teil schon selbst in sehr geschickter Weise. Andere Mittel, Infektionen zu verhüten, sind Jodtinktur und Mastirol, welch letzteres zugleich die Verbandsgaze auf der Wunde fixiert. Eine schwierige Frage ist immer noch die Krankentransportfrage. Wir müssen die Verwundeten so versorgen, daß sie auch den zufallsreichsten Transport durchmachen können. Auch der schwerste Schuß durch den Oberschenkel muß so gut geschient sein, daß nichts geschehen darf, auch nicht unter den schwierigsten Verhältnissen. Deshalb muß der Arzt hier oft zum Improvisator werden. Wir haben schon alle Arten von Schienungen erlebt und dadurch wiederholt die größten Erfolge erzielt. Auch beim Wechseln der Verbände muß die größte Vorsicht beobachtet werden. Soweit die Chirurgie in Frage kommt, ist für sie die große Hauptsache die Entscheidung über Operation oder Nichtoperation. Auf die Geschoßentfernung legen wir heute weniger Wert. Doch hat es sich wiederholt gezeigt, daß beim französischen Infanteriegeschoß, soweit es Kupferbestandteile enthält, die Entfernung geraten erscheint, weil es auch später noch heftige Schmerzen verursacht, während sonst durchweg Geschoßteile ohne Beschwerden mitgenommen werden. Bedenklicher ist schon die Arbeit der Schrapnellkugel. Sie ist rund, nimmt Stoffreste und anderes mit, und die durch sie verursachten Fälle eitern in siebzig bis fünfundsiebzig Prozent der Fälle. Außerdem entstehen rund um die Kugel herum schmerzhafte Schwellungen, und es ist alsbald eine eitrige Flüssigkeit da. Ebenso verhält es sich bei den Verletzungen durch Granatsplitter. Ihre zackige Oberfläche reißt auch Fremdkörper mit in die Wunde hinein.

Digitized by Google

Die Nachbehandlung aller Verletzungen ist Aufgabe der Heimatlazarette. Über den Verlauf der Schußverletzungen ist folgendes zu sagen: Es sind große Unterschiede bei der Heilung nach der Art des Geschosses zu beobachten. Große Komplikationen und Gefahren drohen durch den Umstand, daß von den Geschossen fast durchweg Leute getroffen werden, die sich vielfach schon seit Wochen nicht mehr ordentlich gewaschen haben, auch keine Gelegenheit zum Wäschewechseln hatten und deren erste Lagerung keineswegs einwandfrei ist. Besonders aber nehmen die Verletzungen durch Artilleriegeschosse durchaus nicht immer einen günstigen Verlauf, weil gerade hier Wundinfektionen relativ häufig sind. Wir haben mit Zellengewebeiterungen zu rechnen, und sogar mit dem Wundstarrkrampf. Deshalb sind wir auch dazu übergegangen, in verdächtigen Fällen mit Tetanusheilserum zu impfen. Selbst wenn der Wundstarrkrampf schon ausgebrochen war, sind dann noch in gewissem Umfange Heilungen durch solche Einspritzungen gelungen.

Unsere Erfahrungen in diesem Kriege sind insofern interessant, als ich in der glücklichen Lage war, auch den späteren Verlauf des Heilungsprozesses der verschiedenen Fälle beobachten zu können. Ich bin zuerst in der Front gewesen und mußte mich infolge einer Erkrankung zunächst ins Etappenlazarett und dann ins Kriegslazarett zurückziehen. Hier sah ich die alten und neuen Fälle zugleich und konnte ihren ganzen Verlauf genau beobachten.

Die einfachen Schüsse durch die Weichteile und Gliedmaßen verliefen fast allgemein durchaus günstig, falls sie alsbald mit Verbandsgazepäckchen versorgt worden waren. Unter ihnen verharrschte die Verletzung oft schon nach acht Tagen, so daß der Mann alsbald wieder felddiensttauglich war, sofern nicht Nerven- oder wichtige Sehnen-

teile verletzt waren. Auch die Schüsse durch Gelenke verliefen günstig, wenn sie sofort zweckmäßig versorgt und gut geschient waren. Wir haben sogar Schüsse durchs Kniegelenk usw. gesehen, die vollkommen günstig verheilten. Die Schüsse, die die langen Röhrenknochen trafen, stellten schon wesentlich ernstere Verletzungen dar, da die Knochen oft außerordentlich zersplittert wurden. Es hängt nun alles davon ab, ob die äußeren Verletzungen heilen oder Infektionen erfolgt sind. Denn diese letzteren sind die Crux eines jeden Feldzuges. Sie führen auch uns immer weiter. Wir müssen immer wieder operieren, beziehungsweise den Wundkanal öffnen, um die Knochensplitter zu entfernen, und schließlich müssen wir sogar Spaltungen vornehmen. Wir haben dann meist die Fraktur ganz freigelegt und mit Gaze bedeckt. Denn beim Langsambehandeln muß man oft sehen, wie die Eiterung weitergegangen ist. Die Zeiten sind natürlich vorüber, wo man einfach alles amputierte. Wir dürfen aber auch in diesem konservativen Zeitalter der Chirurgie nicht allzu lange warten, sondern müssen amputieren, wenn es sich zeigt, daß das Gelenk nicht zu retten ist.

Was die Rindenschüsse des Schädels anlangt, so verläuft auch ihre Heilung meist günstig, während Gehirnschüsse bei glattem Durchschuß oft doch Störungen hinterließen und Gehirnabszesse die Heilung gefährdeten.

Ein Wort noch über die Fliegerbomben und -pfeile. Die Fliegerbombe ist in ihrer Wirkung wesentlich verschieden von der Wirkung einer krepierten Granate. Bei Fliegerbomben sind Verbrennungen der Hautoberfläche bemerkt worden, wie man sie bei Granaten selten sieht. Alles in allem sind die Verletzungen durch Fliegerbomben also ungewöhnlich schwere, und die durch sie hervorgerufenen Verletzungen warfen vielfach alle konservativen An-

Digitized by Google

sichten einfach über den Haufen, weil zu gleicher Zeit auch Nervenstämme glatt von ihnen durchschlagen waren.

In der letzten Zeit sind uns zahlreiche Krankenbeförderungskraftwagen und Lazarettzüge zur Verfügung gestellt worden, und wie dankbar wir dafür sind, weil sich dadurch das ganze Transportwesen wesentlich bessert, brauche ich nicht erst zu sagen. Wir haben Lazarettzüge, in denen unsere Kranken geradezu fürstlich gebettet sind, und unsere in die Heimat zurückkehrenden Offiziere und Mannschaften sind glücklich darüber. So geschieht alles, was geeignet ist, die schweren Wunden, die dieser Krieg schlägt, nach Möglichkeit zu heilen, und wenn es immer noch Chirurgen gibt, die es mangels der großstädtischen Einrichtungen ablehnen, im Felde zu arbeiten, so sind sie nicht auf dem rechten Wege. Wir hoffen jedenfalls, durch unsere Arbeit dem Wohle des Ganzen zu dienen.

Der Redner demonstrierte darauf noch einige Krankenfälle, bei denen es sich vornehmlich um schwere Becken- und Schenkelverletzungen durch Schrapnellkugeln, Fliegerbomben und Fliegerpfeile handelte. Dem interessanten Vortrage wohnte neben dem Generalarzt der Armee, Exzellenz von Schjerning, und dem Leibarzt des Kronprinzen, Generaloberarzt von Hecker, auch eine große Anzahl von Armeeärzten und Ärzten des Roten Kreuzes bei.



In der wunderschönen Stadt

(Zu den Schützengräben in den Vogesen. — Von des heiligen römischen Reiches Vormauer. — Gegen die Spionage. — Bei Exzellenz von Dallwitz. — Der Dichter der Marseillaise. — Nürnberger Tand. — Im Münster. — Das Weihnachtsglück der kleinen Leute. — Etwas vom großen Fritz. — Ein wunderbarer Sorgenbrecher.)

Der Weihnachtsmann im Großen Hauptquartier hatte zuerst die Kriegsberichterstatter bedacht. Er überwies einen jeden von ihnen für das Christfest und die Weihnachtsfeiertage einer anderen Armee, und auf diese Weise ging mein langgehegter Wunsch in Erfüllung, auch einmal in das schöne Elsaß zu kommen, wo die kriegerischen Ereignisse nicht minder wichtig sind als sonst irgendwo an der Riesenfront in Westen. Dazu kam, daß es eine Weihnachtsfeier auf deutschem Boden wurde und daß der Weg zu den Schützengräben in den Vogesen über die wunderschöne Stadt führte. Wer könnte an Straßburg vorübergehen, ohne der Stadt Erwins von Steinbach, des jungen Goethe und der deutschen Siegesmale von 1870 einen Besuch abzustatten?

Der Weg vom Großen Hauptquartier nach Straßburg

führt über Luxemburg, Metz, Saarburg und Zabern, lauter Namen, die ihre besondere Bedeutung vor und in diesem Kriege gewonnen haben. In Luxemburg befand sich der Große Generalstab, als auf der Linie Metz-Saarburg die Bayern unter Kronprinz Rupprecht den bis Saarburg vorgedrungenen Feind zurückwarfen und sich in der Schlacht bei Lagarde neue, unverwelkliche Lorbeeren zu ihrem alten Kriegsruhm holten. Tiefe Furchen hat der Kriegsgott damals auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der 70er Jahre gezogen, aber die Saat der Augusttage dieses Jahres wächst bereits herrlich empor. Denn heute ist das Elsaß bis zum Donon frei vom Feinde und wird es hoffentlich auch in alle Zukunft bleiben.

Im roten Abendsonnengold ragt das Meisterwerk des Straßburger Münsterturmes hoch über der wunderschönen Stadt empor. Es ist, als strecke unsere zweitstärkste Festung im Westen warnend den Finger zum Himmel, dieses Land und dieses Volk mit aller Macht gegen einen abermaligen 30. September 1681 zu schützen, an welchem Tage Ludwig XIV. mitten im Frieden die deutsche Stadt besetzte. Was das Deutsche Reich in den 44 Friedensjahren seit 1870 für Straßburg getan hat, wissen wir ja alle, ebenso wie wir die unermeßliche Bedeutung der Stadt für den Verlauf dieses Weltkrieges kennen. Unter deutscher Herrschaft hat sich die Flächenausdehnung der Stadt fast vervierfacht und Handel und Industrie wuchsen seit den Septembertagen des Jahres 1870 zu ungeahntem Umfange empor. Nicht umsonst haben schon die Römer hier mit Befestigungsanlagen begonnen und ihr Argentoratium zu einem der wichtigsten Stützpunkte im alten Germanien gemacht. Und wenn 1870 eine anderthalb Monate schwere Belagerung nötig war, um die Stadt, „des heiligen römischen Reiches Vormauer", wie sie Kaiser Ma-

ximilian I. nannte, dem deutschen Reiche wiederzugewinnen, so wissen unsere Gegner, daß heute Straßburg unüberwindlich ist. Aber freilich bedarf es dazu mancherlei Beschränkungen für den Festungsbereich, die sich vor allem dem ankommenden Fremdling fühlbar machen. Fast düster erscheint der gewaltige neue Hauptbahnhof in diesen Tagen. Doch man will den feindlichen Fliegern mit ihren Bomben den Weg nach der wunderschönen Stadt nicht allzu bequem machen. Auch wird niemand in die Stadt selbst eingelassen, der nicht mit einem ganzen Bündel von Ausweispapieren versehen ist. Und das ist gut so. Denn abgesehen davon, daß unsere großen Festungen im Westen in den gegenwärtigen Zeitläuften keine unnötigen Esser gebrauchen können, unterhält Frankreich auch ein sehr ausgedehntes Spionagewesen, dem mit allen Mitteln gesteuert werden muß. Aber von diesen Beschränkungen abgesehen, merkt man in der Stadt selbst nicht viel vom Kriege. Bei einer Friedensgarnison von über 15 000 Mann war schon in Friedenszeiten durchschnittlich jeder zehnte Mann auf der Straße Soldat, so daß auch bei den jetzigen gewaltigen Truppenansammlungen die überall umherwimmelnden Soldaten nicht allzusehr auffallen. Sind doch über den Straßburger Bahnhof seit Ausbruch des Krieges fast alle bayerischen, württembergischen, badischen, sächsischen und auch ein großer Teil der preußischen Truppen befördert worden, ohne daß es bei der wunderbaren Organisation aller militärischen Stellen irgendwelche Stockungen oder Beschwerden gegeben hat. Es kommt hinzu, daß der größte Teil der Garnison jetzt in dem weitausladenden Kranz der starken Forts liegt, von denen elf links des Rheines auf elsässischer und drei rechtsrheinisch auf badischer Seite gelagert sind.

Auch in den Gasthöfen der Stadt zeigt sich der Geist der Zeit. Sie sind von oben bis unten angefüllt mit Offizieren aller Waffengattungen und aller Rangstufen. Vor dem alten „Grand-Hotel de la Ville de Paris", in dessen Fremdenbuch sich die Namen des dritten Napoleon, des Königs Albert von Belgien und seiner Gemahlin, der ermordeten Kaiserin Elisabeth von Österreich und vieler deutschen Fürsten finden, steht sogar ein Doppelposten zum Zeichen, daß hier ein kommandierender General wohnt. Auch die fremdländischen Militärattachés, die sonst im Großen Hauptquartier weilen, waren für die Dauer der Weihnachtsfeiertage hier eingekehrt und zwar als Gäste des neuen Statthalters der Reichslande, des früheren Preußischen Staatsministers von Dallwitz.

Ein für ganz Elsaß und Lothringen ergangenes Verbot, die französische Sprache in Wort und Schrift anzuwenden, hat es mit sich gebracht, daß das Hotel schleunigst den Namen „Der Fürstenhof" angenommen hat. Gerade gegenüber liegt das Haus zur Meise, in dessen erstem Stock der Dichter der „Marseillaise", Rouget Le Isle, wohnte. Hier entstand in der Nacht vom 24. zum 25. April 1794 das berühmte Revolutionslied, gegenüber jenem Hause, in dem heute der Vertreter der höchsten militärischen Gewalt im deutschen Elsaß wohnt.

Gerade zieht ein Reserveregiment mit Musik die Meisengasse zum Broglieplatz hinauf, und alle die Feldgrauen, die ich in den nächsten Tagen draußen in den Schützengräben der Vogesenberge wiedersehen werde, sind lustig und guter Dinge. Sie führen einen buntgeschmückten Weihnachtsbaum und ein paar große deutsche Flaggen im Zuge mit. Frauen und Kinder marschieren nebenher und werfen ihnen Blumen zu.

Auf dem Broglieplatz ist wie seit alter Zeit der Weih-



Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Eine deutsche Artillerie-Kolonne passiert einen Wald



Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Abtransport gefangener Franzosen

Digitized by Google



Photothek, Berlin

Ein Mittagsmahl im Schützengraben

Digitized by Google

nachtsmarkt aufgebaut. Offiziere und Mannschaften lustwandeln zwischen behäbigen Bürgersleuten, kokettierenden Backfischen und fröhlichen Kindern einher, und zwischen dem bunten Tand aus Nürnberg, dem knusperigen Gebäck aus der berühmten elsässischen Honigkuchenstadt Gertweiler und dem grünen Tannen- und Mistelgezweig der Vogesenwälder vergißt man für Augenblicke, daß der wehrfähige Teil unseres deutschen Volkes die Christnacht im Felde verleben wird. Aber nur wenige Schritte von dem friedlichen Bilde des Straßburger Christmarktes entfernt erhebt sich das Gebäude der altberühmten Straßburger Geschützgießerei, die ihre Würdigung gefunden hat in dem bekannten Spruche:

„Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz,
Augsburger Geld,
Das regiert die ganze Welt!"

Von früheren, friedlichen Besuchen Straßburgs und seiner herrlichen Umgebung her kenne ich auch die heimlichsten Winkel dieser Stadt, und nachdem ich für längere Zeit in der zauberhaften Dämmerung des Münsters untergetaucht bin, die ganze Herrlichkeit des riesenhaften Bauwerkes, seinen überwältigenden architektonischen und figürlichen Schmuck, die unvergleichlich malerische Wirkung seiner prächtigen Glasfenster und die Einzelheiten des Meisterwerkes der weltberühmten astronomischen Uhr wieder in mir aufzunehmen versucht habe und neue Freudigkeit am Borne deutscher Kunst und deutschen Wesens schöpfte, wandele ich fröhlich ins alte romantische Land hinüber, in das Herz Straßburgs, seine Altstadt, deren biedermeierische Traulichkeit auch durch die ärgsten Geschmacklosigkeiten der herrschenden Stadtbaukunst noch immer nicht ganz vernichtet ist. Sie lugt aus allen Ecken

und Winkeln hervor, grüßt in der verschwiegenen Gasse, wo der junge Goethe überzuschäumen pflegte, und hockt in den schmalen Gängen der Gewerbslauben, wo in diesen Weihnachtstagen altfränkischer Kram als neue Ware gilt und das Weihnachtsglück der kleinen Leute blüht. So komme ich auch in die St. Thomaskirche, die das berühmte Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen umschließt. Der Künstler hat sich einen eigenartigen Vorwurf erwählt: Eine weibliche, Frankreich darstellende Gestalt, versucht vergeblich den Marschall zurückzuhalten, der im Begriff ist, in den Sarg hineinzusteigen, dessen Deckel der Tod öffnet. Ich muß unwillkürlich an eine näher liegende Zeit denken, da dasselbe Frankreich ebenfalls vergeblich versuchte, einen anderen, größeren Herrscher davon zurückzuhalten, in den Sarg hineinzusteigen, dessen Deckel das grinsende England geöffnet hält.

Hinüber nach der neuen Stadt mit dem Kaiserpalast, der Universität und Landesbibliothek, dem Landtagsgebäude und dem Denkmal des jungen Goethe wandern die alten Straßburger nicht gern. Sie sitzen lieber bei Piton, im Luxhof oder im „Hühnerloch" und schimpfen auf die neue Zeit.

Auf dem Wege in dieses Quartier steht ein altes, schönes Bürgerhaus, das ein nur den Eingeborenen bekanntes Kuriosum aufweist. Über einem der Fenster des ersten Stockwerkes sieht man eine kleine farbige Kartusche, die den flötenden Großen Fritz zeigt. Im Jahre 1768 hatte ein hier wohnender Straßburger Bürgersmann, ein großer Verehrer des großen Friedrich, dieses eigenartige Denkzeichen anbringen lassen und sich der französischen Regierung gegenüber dahin „defendieret", daß er damit nur dem großen Menschenfreunde von Sanssouci, nicht aber etwa dem verhaßten Preußenkönige hul-

digen wolle. Dann aber kam die Revolution, die nicht nur das Münster ausräumte, dem Münsterturme eine Jakobinermütze aufsetzte, und sogar den Turm bis zur Höhe der Plattform abtragen wollte, weil seine gewaltige Höhe der Ansicht von der Gleichheit widersprach, sondern die auch an den schönen Bildwerken der herrlichen alten Bürgerhäuser ihre barbarischen Gelüste auslassen wollte. Aber der Fuchs in dem Hause am alten Kornmarkt erklärte nunmehr, daß das Wahrzeichen dem großen Aufklärungsphilosophen gelte und so ließ man auch diesmal die Kartusche unbeanstandet.

Der „Reichenweier Riesling" von 1911 ist, wie alle Weine dieses gesegneten Jahrganges und dieses gesegneten Landes, ein wunderbarer Sorgenbrecher.

Aber er hat den Nachteil, daß er, allzulange genossen, den Kriegsberichterstatter gegen die strengen Ordensregeln des Großen Hauptquartieres verstoßen läßt. Und erst eine im Hintergrunde des urgemütlichen „Hühnerloch" auftauchende Ordonnanz erinnert ihn, daß es Zeit für die Weihnachtsfahrt in die Schützengräben geworden ist. Glücklicherweise hatte mein liebenswürdiger militärischer Begleiter vorgesorgt, und so ging's schließlich, wenn auch mit einem tiefen Seufzer, aus der wunderschönen Stadt hinaus ins weit und breite Feld.

Auf dem Kriegsschauplatz in den Vogesen

(Im Tal der Breusch. — Elsässer Volkstum. — Von einer guten Fee und einem großen Mann. — An frischen Gräbern. — Im Vorsigheim. — Die schöne Förstertochter. — Ein Hauch des Südens. — Der Klang der alten Lieder.)

Gleich einer Schönen nach durchtanzter Nacht reckt sich Frau Sonne hinter Wolkenschleiern. Sie weiß nicht

6*

recht, ob sie an diesem frostklaren Wintermorgen überhaupt ihre Reize uns armen Menschenkindern zeigen soll. Aber schon haben die Millionen und aber Millionen von Eiskristallen in Wiese, Feld und Wald den holden Schein ihres rosigen Leibes aufgenommen und erfüllen alle Kreatur mit Licht und Wonne. Da kann sie nicht länger widerstehen, sondern tritt voller Glorie über den verschneiten Vogesenhöhen hervor. Lächelnd kost sie die bepuderten schlanken Tannen, die sich leicht im Winde wiegen. Dann steigt sie langsam ins schöne Breuschtal hinab, durch das meine einsame Morgenfahrt zu den Feldgrauen am Westrande des Wasgenwaldes geht.

Seit fast zwei Monaten liegen sie dort und warten nun mit der gleichen Ungeduld wie die Kameraden an der ganzen übrigen Westfront, bis es abermals und weiter vorwärts gehen wird.

Das Tal der Breusch hat sich in diesem Kriege einen Namen gemacht. Es ist auch eins der Vogesenlöcher, auf die man in Frankreich seit 1871 unentwegt stierte. Da war es denn fast selbstverständlich, daß sie nach der Kriegserklärung drüben nicht erst unseren Einmarsch abwarten, sondern, über den Donon her kommend uns bis nach Schirmeck hin, dem deutschen Hauptort des Tales, entgegenzogen. Dann aber brach sich ihre Macht an den Bajonetten der Männer von Kaiserslautern und Pirmasens, von Germersheim und Zweibrücken, von Landau und Speyer und weiter her aus der bayerischen Pfalz und dem bayerischen Mutterland von der fränkischen Saale hinauf bis zum Zugspitzgebiet. Nach den schweren Augustkämpfen des unvergeßlichen Jahres 1914 sind sie mit blutigen Köpfen zum größten Teile über ihre eigene Grenze wieder zurückgeworfen worden, und hier oben in den nördlichen Vogesen ist das deutsche Elsaß nicht nur

vom Feinde frei, sondern wir stehen fast bis an die Meurthelinie heran im feindlichen Land.

Aber all der Kriegslärm vermag nicht die Märchenstimmung zu verjagen, die über den Höhen und den Tälern des herrlichen Wasgaus liegt. Wer wüßte nichts von der Riesentochter auf Burg Niedeck, die den pflügenden Bauern in der Schürze heimbrachte und sich vom Vater belehren lassen mußte, daß der Bauer kein Spielzeug sei. Hier im Wasgau, wo noch heute Wölfe und Wildschweine im Waldesdunkel hausen, läßt das Nibelungenlied Siegfried „der Ure viere" jagen. Hier saß nach der älteren Sage Kaiser Rotbart in den Bergen und wartete bis zum Tage von Versailles auf die Erlösung, die in einer weit jüngeren Sage erst der Kyffhäuser ihn finden ließ. Und dann die schöne Gräfin von Savern, die unsern Schiller zum Sang vom Eisenhammer anregte, der reiche Liederkranz, der sich um Straßburgs Mauern schlingt und all das Schöne, was uns das deutsche Volkstum im Elsaß sonst noch seit alters her bescherte, es hat seinen Ursprung hier in diesen Waldtälern. — Allein, wir sind im Kriege. Und da heißt es vor allen Dingen auf *seinen* Spuren gehen.

Das Breuschtal war schon in alten Zeiten ein strategisch wichtiges Gelände. Die Römer schützten die durch das Tal laufende Heerstraße mit festen Kastellen, und Ludwig der Vierzehnte ließ durch seinen genialen Festungsbaumeister Vauban, denselben, der Straßburgs Zitadelle erbaute, den Ill- und Breuschkanal bis an den Eingang des Tales heranführen. Auf der Breusch fuhr in alter Zeit der Flößer und brachte den schönen Rotsandstein der Vogesenberge zum Bau des Münsters nach Straßburg hinunter. Der forellenreiche Fluß, in dem auch der als Sportfisch geschätzte „Daibel" vorkommt, ist ein vollkom-

men unberechenbares Wasser. Im Frühjahr, wenn auf den Höhen des Donon und des Climont die Schneeschmelze eintritt, wird er zum reißenden Strome und zerstört die Ufer im Unterlauf, Dörfer und Menschen gefährdend. Heute läuft er freundlich plaudernd neben meinem Kraftwagen einher. Er erzählt mir vom guten alten König Dagobert, dessen sagenumwobenes Gebiet hier sich breitet, und von den mancherlei Geheimnissen der wundervollen alten Schlößchen aus der Feudalzeit des Elsaß, die fast in jedem Dörfchen stehen. Durch ihre verschneiten Gärten und Parks windet sich der Fluß eilends hindurch, um immer wieder zu mir zu stoßen. So kommen wir selbander schließlich nach Molsheim mit seiner wunderschönen Kollegiatkirche, an die nach Einführung der Reformation in Straßburg die damals ausgewanderten Straßburger katholischen Domherren eine der berühmtesten Jesuitenuniversitäten angliederten, um der protestantischen Straßburger Universität ein Paroli zu bieten. Von den Bergen grüßen die militärisch ausgerichteten Rebstöcke der schönen Elsässerweine, während drunten in der Stadt die Hausindustrie von Sicheln, Sägen, Schrauben usw. im Gange ist.

Von Molsheim kommen wir nach Mutzig. Am prachtvollen alten Obertor glänzt das goldene Bild des ritterlichen Heiligen, der den Drachen bezwang. Mutzig, ein blühender Ort von etwa 3000 Einwohnern, schließt strategisch das ganze Breuschtal ab. In alter Zeit genügten wohl die hohen festen Mauern, die zum Teil noch heute stehen, die wehrhaften Türme daran und rings der tiefe Laufgraben, der sich in unserer Zeit in schöne Obstgärten wandelte. Heute krönt die „Feste Kaiser Wilhelm", das stärkste Fort in den Vogesen überhaupt, die Höhen über der Stadt. Wir müssen erst ein längeres Examen bestehen,

ehe wir nach Schirmeck weiterfahren dürfen. Auch in Schirmeck blüht die Hausindustrie, vor allem in geklöppelten Spitzen. Ihre gute Fee war bis vor kurzem die frühere Statthalterin der Reichslande, die Gräfin Wedel, die der Hausindustrie im ganzen Elsaß neue Wege erschloß.

Schirmeck spielt eine bedeutende Rolle in Fritz Lienhardts Roman „Oberlin", und dieser Name führt ganz von selbst zu dem Gedächtnis des großen protestantischen Pfarrers und Volksmannes, der im oberen Breuschtal, dem sogenannten „Steintal", damals einem der wildesten Vogesentäler, sein segensreiches Wirken zugunsten der von Frankreich in Unwissenheit und Armut gehaltenen Bevölkerung entfaltete. Ihm haben es die Steintäler zu verdanken, daß sie den Volksgenossen im übrigen Elsaß als leuchtende Vorbilder sittlichen Lebenswandels und allen kulturellen Fortschritts gelten. In die Seelen dieser auf kargen Waldboden angewiesenen Bauern hat Oberlin den Trieb nach höherer Bildung eingepflanzt. Das Pfarrhaus zu Waldersbach wurde sozusagen die erste Volksuniversität der Welt, und reicher Segen ist von diesem schönen Tale aus in alle deutschen Lande geflossen. In Fouday, wohin wir etwas später kommen, liegt der große Elsässer Menschenfreund begraben.

Zu meiner Rechten steigt jetzt das Massiv des Donon empor, dieses urzeitlichen Götterberges, auf dessen Höhen noch heute die merkwürdigen Opfersteine aus heidnischer Zeit zu sehen sind. Die Franzosen hatten ihn bereits vor der Kriegserklärung besetzt und stiegen von hier aus nach Diesbach und Fouday herab. Erst den wiederholt mit Todesverachtung anstürmenden Bayern ist es gelungen, das Gelände wieder zu säubern. Überall erheben sich die Hügel unserer Kriegergräber. Sie erzählen von unseren schweren Verlusten, aber auch von dem Heldentum der Unseren,

und die frischgrünen Tannenkränze und Tannenkreuze auf den Gräbern zeigen, daß daheim und draußen an sie in diesen Weihnachtstagen mit besonderer Liebe gedacht worden ist.

In einem kleinen Gasthaus begrüßt mich die Exzellenz, die über eine Armee in den Vogesen das Zepter führt. Auch einige bekannte Gesichter sehe ich. So den Berliner Großindustriellen und Lokomotivbauer v. B., der hier als Rittmeister in dem einsamen Gebirgsdorfe eine überaus segensreiche Tätigkeit als Verwalter des „Borsigheim" entwickelt, in dem alle Liebesgaben für das Korps, dem ich für die nächsten Tage zugeteilt bin, untergebracht sind. In geschickter Weise sind alte Bauernscheunen zu großen Lagerschuppen mit elektrischer Beleuchtung umgewandelt worden und die Decken von eroberten Eisenbahngüterwagen sorgen dafür, daß vor den Toren, ungehindert durch Regen und Schnee, der Liebesgaben große Zahl verladen werden kann. Von hier aus gehen sie strahlenförmig in alle Vogesentäler und auf die umliegenden Höhen weiter, wo die Truppen des Korps seit Wochen liegen. Ein liebenswürdiger Major des Stabes bringt mich mit einer bildhübschen Förstertochter ins Gespräch, die in einem kleinen Laden als Ansichtskartenverkäuferin tätig ist, nachdem man ihren Vater, ebenso wie die übrigen Förster der Gegend als Kriegsgefangene nach Frankreich abgeführt hat. Da ihre Förster sämtlich im Militärverhältnis stehen, so hielten die Franzosen auch die unsrigen für Militärpersonen; wahrscheinlich haben sie auch befürchtet, daß die Förster unseren Truppen in dem schwierigen Gelände gute Führer sein könnten und so sitzen jetzt die Familien der Grünröcke in banger Ungewißheit da, zugleich auch in tiefer Not, da fast sämtliche Forsthäuser in der Gegend von den Feinden in Brand gesteckt worden sind.

Am Spätnachmittag brauste mein Kraftwagen die Straße zum Col du Hanz empor, dem 261 Meter hohen Paß, über den die deutsch-französische Grenze läuft. Das dort stehende Wirtshaus „Die Schanz" ist zerstört, die Grenzpfähle sind herausgerissen. — Kämpfte bisher die Sonne unentwegt mit dem vom Rheintal her auf sie eindringenden Nebel, so ist jenseits der Paßhöhe ein warmer Hauch des Südens zu verspüren. Die Wetterscheide ist hier so scharf, wie etwa am Gotthard, und so kommen wir im prächtigsten Abendsonnenschein in das schöne Belval hinab, wo das fürstliche Schloß eines Wollindustriellen mich für die Nacht aufnimmt, jedoch nicht, ohne daß ich vorher der Gast eines unserer Heerführer gewesen bin, der bis zum Kriege Generaladjutant des Königs von Württemberg war. Auf der mächtigen Diele schmücken fleißige Hände einen der großen Vogesentannenbäume, und bis tief in den Schlaf hinein verfolgt mich der Duft des Weihnachtsbaumes und der Klang der alten Lieder.

Bei den Heinzelmännchen im Wasgenwald

(Maulwürfe und Hamster. — „Die Preußen kommen!" — Großtaten unserer Intendantur. — Oberbayerische Gebirgsdörfer. — „Heil'ge Ordnung, segensreiche." — Auf den Spuren Voltaires. — Die von Salm-Salm. — Zwei Blindgänger.)

Das haben sich die Bewohner der französischen Vogesen nicht träumen lassen, daß eines schönen Tages vom Col du Hanz herab, dem Grenzpaß zwischen dem französischen und dem deutschen Elsaß, Heinzelmännchen in Wehr und Waffen, grau wie die Feldmäuse und rauh von Sitten und Gebräuchen in ihre Täler herniedersteigen

würden, um sich dort und rings auf den ewig grünen Hängen gleich den Maulwürfen und Hamstern einzugraben. Hatte man doch von Paris aus stets versichert, daß der Marsch „à Berlin“ keinesfalls durch den stillen Frieden der Vogesen vor sich gehen werde und daß die einzige Folge des Revanchekrieges die Wiedergewinnung des ganzen schönen Wasgenwaldes für Frankreich sein würde. So saßen denn auch in den ersten schönen Augusttagen des großen Kriegsjahres 1914 die Sommerfrischler aus Paris und den großen Städten des französischen Ostens noch gar friedlich in den Höhenkurorten am Donon und Climont, als plötzlich im Tale von Belval der Schreckensruf ertönte: „Die Preußen kommen!“ Einer ganzen Anzahl wohlhabender Familien, die das einfach für unmöglich hielten, ist denn auch das eigenartige Los erblüht, den modernen Heinzelmännchen des Wasgenwaldes als Kriegsgefangene in die Hände zu fallen, und mit Staunen haben sie es erleben müssen, daß aus den Sommerfrischen und Wintersportplätzen rings umher im Laufe der Zeit durch die feldgrauen Wühlmäuse gewaltige Festungen gemacht wurden, daß die wehrhaften Maulwürfe hohe und breite Schützengräben vom Tal her über die Höhen führten und daß die mausgrauen Hamster mit wunderbar feiner Nase Korn und Wein, Vieh und Wolle, Holz und Eisen aufspürten und in ihre Hamsterkammern da droben im grünen Waldrevier hineinschafften, so daß sie jetzt da gar behaglich sitzen.

Den König der Hamster aber lernte ich im schönen Belval am Morgen nach meiner Ankunft in der Person des Korpsfeldintendanten kennen, der die Aufgabe hat, unsere Kriegsbeute zu sichten, zu ordnen und für die Bedürfnisse des Heeres nutzbar zu machen. Ihm hat das hier liegende Korps es zu verdanken, daß das in der ganzen

Gegend zusammengetriebene Vieh volle hundert Tage den gesamten Fleischbedarf des Korps decken half. Zu diesem Zwecke hat er drüben in Straßburg eine eigene Feldschlächterei errichtet und seine Feldbäckereien verarbeiten gleichzeitig das gefundene Mehl. Er hatte auch sehr bald herausgefunden, daß in den großen Wollspinnereien noch gewaltige Vorräte von Wolle lagerten. Und daß wir das schön zugerichtete Holz der Vogesenkämme in den Sägemühlen und Werkstätten nicht ungenützt liegen lassen konnten, war für ihn selbstverständlich. Allein über die Großtaten unserer Militärintendantur will ich mich bei gelegener Zeit noch eingehender verbreiten, denn heute führte mich mein Weg zunächst zu den Hamstern, Maulwürfen und Feldmäusen selber.

Sie stehen gewiß mit den Heinzelmännchen im Bund, denn anders ist es nicht zu erklären, daß hier und da an Felsenwänden gleich Schwalbennestern angeklebt und überall versteckt im traulichen Hochwald ganze oberbayerische Gebirgsdörfer in Form reizender weißer Holzhäuschen und brauner Hochgebirgshütten fast über Nacht entstanden sind. Zwar hat unsere ganze Westfront eine Unmenge schöner, praktischer und teilweise sogar künstlerisch durchgeführter Truppenunterstände aufzuweisen, aber was hier im Hochwalde der Vogesen, unterstützt und gefördert durch reichliches schönes Bauholz, Fertigeisen und alle erforderlichen Baumaterialien von tüchtigen bayerischen Zimmerleuten, Architekten, Ingenieuren und Oberammergauer Holzschnitzern geschaffen worden ist, steht doch wohl einzig da.

Hier haben sich die Männer aus dem bayerischen Hochland nach Möglichkeit eine zweite Heimat zu schaffen versucht, indem sie ihre Bauweise in den Wasgau verpflanzten. Und staunend sehen die Franzosen, wie nett

und freundlich auch unter den primitivsten Verhältnissen ein Gemeinwesen sich gestalten kann, wenn alle seine Glieder vom Geist der Eintracht und des Friedens, von den gleichen sozialen Gesinnungen und von den gleichen bürgerlichen Tugenden erfüllt sind. Da gibt es keine stinkenden Misthaufen vor den Türen, deren Jauche die Brunnen vergiftet und den Typhus zu einem Erdübel des Landes macht. Da gibt es keine ordenslüsternen Maires und Protektionskinder, keine ungepflegten Häuser und kein verfallendes Gemäuer. Auch hört man keine keifenden Weiberstimmen im Dorf, noch sitzen Faulenzer im Jünglings- und Mannesalter umher. Sondern in diesen neuen deutschen Gemeinwesen herrscht der wahre Geist der Gleichheit und Brüderlichkeit neben einer Disziplin, von der ein gut Teil noch an die Bewohner der Städte und Dörfer der Umgegend abgegeben werden könnte, ohne daß der gute Geist unserer Feldgrauen darunter irgendwie leiden würde.

Das sind so die Gedanken, mit denen ich erfüllt war, als ich aus meinem Zimmerfenster im Schloß Belval am Morgen des Christfestes den trunkenen Blick über das schöne Tal schweifen ließ. Aber schon winkt mein freundlicher Hauptmann und Führer, der Namensvetter eines unserer Zeitungskönige, und bald danach saust unser Kraftwagen die Landstraße nach Senones hinab, wo sich das Tal weitet und altes deutsches Land sich dehnt. Denn hier stehen wir auf dem Boden der ehemaligen reichsunmittelbaren Grafschaft Obersalm, deren uraltes deutsches Grafen- und Fürstenhaus bis zum Anbruch der französischen Revolution hier regierte. Dann wurde es Frankreich einverleibt.

Ein wunderhübsches Schloß mit einem alten Park zeigt noch heute an, daß Senones die Hauptstadt des kleinen

deutschen Ländchens war, das wir nun wiedererobert haben. Einer der schönsten Weihnachtsbäume ziert den prachtvollen Speisesaal des Schlosses, in dem einst Voltaire zu Gaste war. Von ihm wird noch ein Brief als Sehenswürdigkeit in der Bücherei des Schlosses aufbewahrt. Ich hätte ihn gern eingesehen, aber die brave Beschließerin hatte ihn beim Einzuge der „Prussiens" an sich genommen und erklärt, daß nur über ihre Leiche hinweg der Weg zu den Fetzen Papier von der Hand des großen Weltverächters gehe. Und wer wollte den schönen Weihnachtsheiligabend durch den kaltherzigen Mord an einer diensteifrigen Beschließersfrau entweihen?

Vor dem Schloß erhebt sich eine Denksäule, die von den braven Senonern aus Anlaß der Jahrhundertfeier des Raubes an deutschem Gut im Jahre 1892 errichtet wurde. Die Bronzeplakette des Obelisken zeigt das Wappen derer von Salm-Salm, zwei gegeneinander schwimmende Salmen. Und rings um das Schloß zieht sich ein herrlicher Park mit vielhundertjährigen Eichen und Wasgautannen, über deren Wipfel sanft der Morgenwind hinwegstreicht.

Bis dahin war der schöne Tag durch nichts gestört, und als wir durch den alten Park dahinwanderten, wurde es mir ordentlich heimatlich ums Herz. Aber dann gab es plötzlich ein paar dumpfe Schläge und hui! hui! pfiffen über unsere Köpfe französische Granaten hinweg. Gleich darauf krachte es in den Arbeiterhäusern der großen Wollspinnerei von Senones, und ein hundertfältiges Wehegeschrei von Frauen und Kindern zeigte uns das Trügerische dieses Friedens. Zum erstenmal beschoß an diesem Tage seit Beginn des Krieges feindliche schwere Artillerie den Ort, ein Zeichen, daß auch in den Vogesentälern die für die Weihnachtstage angekündigte Joffresche Offensive

ihren Anfang nehmen sollte. Als wir wenige Minuten später einen Geschützunterstand in einem Hohlweg besuchten, dröhnte es abermals und zwei Blindgänger lagen dicht vor unsern Füßen. Das war für meinen liebenswürdigen Führer das Zeichen, mich den Weg zu den Höhen, auf denen ich das Weihnachtsfest zu verleben gedachte, nicht allein gehen zu lassen. Ein Bayer, ein Württemberger, einer aus dem heimatlichen Harz und einer aus Berlin marschierten mit geladenem Gewehr vor mir her, bis wir nach stundenlangem Wandern durch tiefe Schluchten und dunklen Tannenwald plötzlich vor „Eberleins-Höhe" und „Schmittens-Ruh" standen. Das sind zwei Vogesendörfer, die man zurzeit auch auf den Generalstabskarten noch vergeblich suchen wird, denn sie bestehen erst seit den letzten Augusttagen und haben es aus guten Gründen noch nicht für nötig gehalten, ihre Baupläne der vorläufig noch zuständigen französischen Aufsichtsbehörde vorzulegen. Bewohnt werden sie von den Heinzelmännchen des Wasgenwaldes, geheimnisvollen Wesen, die nach bestimmten Ordensregeln zu leben scheinen. Sie stehen manchmal mitten in der Nacht auf, huschen in Schwärmen über die Berge dahin und verschwinden in langgestreckten tiefen Laufgräben, in denen dann der eine und andere wohl statuengleich an einem bestimmten Ausguck die Wacht hält, während alle anderen in dunklen Erdhöhlen verschwinden und dort oft gar seltsame Dinge treiben. Sie werfen einander Papierstücke mit mystischen Zeichen zu, sprechen von Königen, die gestochen werden, und von Buben, die sie in der Hand haben wollen, und selbst von Damen, obwohl doch weit und breit im ganzen Bau davon nichts zu sehen ist. Auch murmeln sie Beschwörungen, bei denen Löwen, Bürger, Augustiner, Mathäser und sogar ein Königlicher Hof eine

Rolle spielen, und die stets in der mit besonders sehnsüchtigem Blick gesprochenen Formel „Bräu" endigen. Ein Talglicht erhellt nur notdürftig den kleinen Raum und auch dies ist so vorsichtig abgedeckt, daß beim Öffnen der Tür nichts davon zu bemerken ist. Im Hintergrunde glaubt man altrömische Grabstätten zu sehen. Denn wie Backöfen übereinandergebaut breiten sich dort Lagerstellen, auf denen, eng aneinandergeschmiegt, ein rundes Dutzend der Heinzelmännchen ruht. Aber ein leiser Ruf, ein kleiner Pfiff genügt, um ganze Rudel der Wichtelmännchen in den Graben hinauszulocken, wo sie plötzlich zu Riesen emporwachsen, die mit dem schußbereiten Gewehr in der gewaltigen Faust Tod und Verderben hinübersenden auf die Höhen und die Täler, wo der Feind liegt.

Lächerlich winzig sind oft die Abstände zwischen den beiden Parteien und ungeheuer groß ist gerade hier die Verantwortung der Führer unserer Feldgrauen. Vom ersten Tage an sahen sie sich hier in den Vogesen den besten französischen Truppenteilen, vor allem den Alpenjägern gegenüber, die im Hochland von Savoyen ihre Vorbildung für den schweren Gebirgskrieg erhalten haben und von denen nicht wenige es in bezug auf Kühnheit und Unerschrockenheit, auf Schuß- und Treffsicherheit mit unseren besten oberbayerischen Wildschützen aufnehmen. Da gab es oft einen Kampf auf Leben und Tod und Mann gegen Mann, bis jetzt endlich die Elite dieses Korps abgeschossen zu sein scheint. Sie schlichen von Fels zu Fels und von Baum zu Baum und machten tagelang Jagd auf unsere Patrouillen. Sie haben Schützen unter sich gehabt, die den Krieg als Sport betrieben und die nicht glücklich waren, wenn sie nicht immerfort lustig darauflosknallen konnten, gleichviel, was die Munitionsverwaltung zu sol-

Digitized by Google

chem oft ganz zwecklosen Schießen sagen würde. Da gibt es z. B. jetzt noch einen, von den Unseren der „grobe Gottlieb" genannt. Der schießt Tag aus Tag ein zu bestimmten Stunden ununterbrochen und wie ein Wahnsinniger darauflos. Und da klettern dann unsere Feldgrauen auf eine Aussichtswarte und können ihm lange zusehen, weil er gar so g'spaßig ist. Aber es sind nur noch einige wenige solcher Unentwegten da. Der Nachschub der Alpenjäger wird von den Unseren verächtlich als „Havanna-Deckblatt" bezeichnet. Man sagt, daß sie wohl noch die Mützen und Uniformen ihrer großen Vorfahren tragen, aber keineswegs auch ihre Schneid geerbt haben, und so kommt es, daß man auch hier an den Vogesenrändern die Offensivversuche des Gegners mit heiterer Ruhe erwartet und zu entschiedener Abwehr mehr denn je bereit ist.

Auch heute am Weihnachtsheiligabend ist man dazu bereit, zumal von führender Stelle aus der Befehl zu verdoppelter Wachsamkeit gekommen ist. Man weiß vom Christabend 1870 her, daß gerade die Weihnachtsfeier, die in Frankreich lange nicht dieselbe Rolle spielt wie bei uns, zu Störungsversuchen benutzt wurde. Und so finde ich bei meiner Ankunft in den Schützengräben vor Menil den doppelten Teil der Mannschaften vor, die zu gewöhnlichen Zeiten dort die Wacht in den Vogesen halten.

Die Schützengräben vor Menil verdienen nicht nur ihrer vorzüglichen Anlage wegen einen Platz in der Kriegsgeschichte, sondern sie sollten auch in der Literaturgeschichte dieser Tage nicht ganz vergessen werden. Denn hier dichtete ein einfacher Kannenlöter eines der schönsten Gedichte dieses Krieges, „70 Stunden im Schützengraben", in dem er davon erzählte, wie die braven Bayern nicht herausstürmen durften und auch ihre Verwundeten nicht hereinholen konnten und wie einer draußen nach Wasser



Im „Eberlein-Wald" in den Vogesen



Bau eines Blockhauses auf „Schmittenhöhe" in den Vogesen

Nach Original-Aufnahmen

Digitized by Google



Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

An der belgischen Grenze: Vorzeigen der Scheine

schrie alle die Nächte und Tage hindurch. „Und werde ich siebzig, und werde ich mehr, den Tag vergesse ich nimmermehr!"

Auch ein bekannter Pfälzer Dichter liegt hier und äugt zum Feind hinüber, und als ich gar erfahre, daß der Oberleutnant der Kompagnie der Verfasser zweier erfolgreicher Lustspiele ist, die in Mainz, Berlin und Baden-Baden über die Bretter gegangen sind, war die Freude groß. Der Theaterdichter vor allem ist der Abgott seiner Kompagnie. Er ist daheim in Pirmasens der Direktor der höheren Mädchenschule, ein ehrsamer Professor und Doktor gar, der hier draußen aber arg verwildert ist. Er hat sich sogar nicht gescheut, eines Tages einem vorstürmenden französischen Regiment in den Rücken zu fallen und ihm seine ganze Batterie nebst der Bespannung und vier Maschinengewehre fortzunehmen. Es soll ein ganz herrlicher Aufzug gewesen sein, als er und seine Mannschaft plötzlich hoch zu Roß bzw. auf den Protzen wieder ins Quartier einzogen. Die Sache hat dem fröhlichen Pfälzer und Führer einer der größten bayerischen Landesparteien das Eiserne Kreuz und eine bayerische Ordensauszeichnung eingetragen.

Das alles erfahre ich von den Mannschaften im Unterstand, und so mache ich mich auf den Weg zu ihm, der gerade in einem der kleinen schmucken Holzhäuschen von „Eberleins-Höhe" die Hände zum leckeren Mahle breitet. Eben will ich die Klinke der Tür in die Hand nehmen, da gibt es unmittelbar über mir einen lauten Knall, und das weißblaue Fähnchen am Dachfirst fällt klatschend zu Boden. Mit ihm kommt die Spitze einer Vogesenkiefer, Zweige und Äste herab und von dem Dach herunter sprühen Sand und Steine. Mit der Schnelligkeit eines Blitzes springen die mich begleitenden Mannschaften unter

das vorspringende Dach des Häuschens, der Professor öffnet das Fenster und schreit hinaus: „In die Unterstände!“ Inzwischen hat sich ein Mann neben mir gebückt und hebt unmittelbar vor meinen Füßen zwei Bleikugeln und ein gewichtiges, scharfkantiges Eisenstück als Reste des feindlichen Schrapnells auf, das dem kleinen Häuschen den Garaus machen sollte. Ich berge sie als einen Teil meiner Weihnachtsbescherung des Christfestes von 1914 in meiner Manteltasche und werde dann fröhlich im Kreise der Männer willkommen geheißen, die mir in den nächsten Stunden nicht nur Gastgeber, sondern auch Freunde wurden.

Was der Wasgenwald rauscht

(In der Blockhütte. — Ein vielseitiger Kampf. — Im Stalle zu Bethlehem. — Ein „Hurra“ auf die Kommandeuse. — Beim Feind zu Gast. — Das Weihnachtsfest der Weberkinder. — Ein Fäßchen Münchner Bier. — Die tote Stadt. — Tropfen vom Blute Christi. — Das ganze Deutschland soll es sein!)

Wer hätte nicht von Herzen gern die Weihnachts- und Neujahrstage von 1914 im Schützengraben verlebt, um eine Erinnerung fürs ganze Leben heimzutragen. Konnte es ein schöneres Christgeschenk geben, als zu dieser Zeit unter unseren Feldgrauen zu sitzen, ihre Sorgen und Hoffnungen zu erforschen, ihre Weihnachtsfreude zu teilen und sie gleichzeitig im täglich sich erneuernden Kampf mit dem Feinde zu beobachten? Auf der ganzen Westfront hat es in der Weihnachtszeit gedonnert und geblitzt. Oben am Meer und unten im Sundgau ist es sogar zu schweren Entladungen gekommen, aber wiederum zeigte sich die Wacht vom Wasgenwald bis zur Nordsee fest und treu,

damit dem deutschen Volk das Weihnachtsfest nicht gestört würde.

Ich sitze in der engen Blockhütte, die sich das „Kasino" der Offiziere zweier bayerischer Kompagnien nennt, die hier oben im Wasgenwald nun schon seit den Augusttagen in steter Bereitschaftsstellung vor dem Feinde liegen. Das schöne, nach der Meurthe zu sich senkende Tal wird von Anhöhen flankiert, auf denen Freund und Feind eng beieinander sitzen. Das Tal und die Vorhöhen halten die Unsrigen, aber dahinter lauert der Feind mit schwerer Artillerie und Alpenjägern. Gerade antworten unsere Batterien auf den Schrapnellschuß, der mein schuldloses Haupt treffen sollte, als ich meinen Einzug in das weiße Häuschen am Bergeshang hielt. Die Hütte zittert in allen Fugen und nach jedem Schuß springt die Tür auf, so daß ein Hagel von Regen und Schnee eindringt. Obwohl die Batterien uns direkt gegenüber auf dem jenseitigen Abhang stehen müssen, sehe ich selbst mit dem schärfsten Feldstecher keine Spur von ihnen, ein Triumph des hochgewachsenen, breitschulterigen Artillerieoffiziers, der mir unten im Tale am Morgen einen hochinteressanten Vortrag über die Befestigung der umliegenden Höhen gehalten hatte.

Der Kampf in den Vogesen gehört zu dem schwierigsten Teile unserer westlichen Kriegsführung, denn wir haben hier nicht nur den gleichen Festungskrieg wie an der ganzen Westfront, sondern daneben auch noch einen stetigen Feld-, Wald und Gebirgskampf zu führen. Von Nancy, Luneville und Epinal aus versucht der Feind immer wieder über die Meurthelinie vorzustoßen, während gleichzeitig im Süden von Belfort und Montbeliard her die Angriffe auf unsere im Sundgau stehenden Truppen nicht ruhen. Gerade zu diesem Zeitpunkte haben wir bei Sennheim und

7*

Digitized by Google

Steinbach heftige Kämpfe mit frischen südfranzösischen Truppen zu bestehen. Augenscheinlich sind die Vogesen und die flandrische Tiefebene der Zielpunkt der geplanten Joffreschen Offensive. Und so sind gerade die Feiertage für die Truppen hier in den Vogesen Tage der Erwartung und der Arbeit. Das hindert aber meine freundlichen Gastgeber hier oben unter den Wipfeln der riesigen Wasgautannen keineswegs, fröhliche Weihnachten zu feiern. Nachdem der heftige Artilleriekampf mit dem Sonnenuntergang eingeschlafen ist, wandern wir gemeinsam mit dem Regimentskommandeur, der aus einem der Seitentäler heraufgestiegen kam, in einen der Mannschaftsunterstände, der zu gewöhnlichen Zeiten etwa 20 Mann Obdach bietet. Aber wie in dem Stalle zu Bethlehem damals alle Hirten Raum fanden, so nimmt das bombensichere Häuschen unter dem Felsenhang auch über hundert erwartungsfrohe Menschen mühelos auf. Andächtig singen sie im Chore „Stille Nacht, heilige Nacht" und lauschen den Worten ihres Führers, der bis vor kurzem noch Generaladjutant des Herzogs von Koburg und Gotha war und der ihnen eindringlich, wie ein Vater seinen Kindern, das Evangelium von der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes, der sein Leben für die Brüder ließ, in die Erinnerung zurückrief. Mächtig dröhnte ihr Hurra durch den engen Raum, als er des Kaisers gedachte und auch den König feierte, der die Geschicke des schönen Bayernlandes, ihrer engeren Heimat lenkt. Dann aber sprach der Mann zu ihnen, der ihr Freund und Bruder geworden ist bei den Kämpfen um St. Dié, um Luneville und in Saales, der mit ihnen gemeinsam dem Feinde eine ganze Batterie abnahm und mit dem zusammen sie in schweren Stunden in St. Dié eingeschlossen waren. Mit ihm schluchzten sie, als er der Helden gedachte, die damals geblieben sind und

mit ihm vereinten sie sich zu einem fröhlichen Hurra auf ihren Kommandeur und seine Gattin, die als Tochter eines unserer rheinischen Industriekönige in den letzten Wochen fast ausschließlich für die weißblauen Untertanen ihres Mannes gesorgt hatte. Zum Danke wurde ihr eine vollendet schöne Schwarzweißzeichnung der beiden Gebirgsdörfer überreicht, in denen unsere modernen Landsknechte hier oben hausen. Und während die grauen Jungen ihre Weihnachtspakete öffneten, gerührt die Briefe ihrer Angehörigen lasen und der eine und andere sich schließlich still in seinen Unterstand zurückzog, um seinen Gedanken und Träumen nachzuhängen, wanderte ich durch die dunkle Weihnachtsnacht hinab in eine Talschlucht, wo in einem kleinen Dörfchen der Regimentskommandeur die Weihnachtsfeier für seine Offiziere abhielt. Er wohnt dort in der Villa eines Spinnereibesitzers, der als französischer Offizier im Felde steht und Weib und Kind, Haus und Fabrik dem Schutze der „Barbaren" überlassen mußte. Die schöne, junge Frau und ihre ebenso schöne Stütze, ein Stück Sonnenschein aus dem mit dreizehn Kindern gesegneten Schullehrerhäuschen des Ortes, werden gewiß erstaunte Gesichter finden, wenn sie nach dem Frieden von dem Verlauf ihrer Weihnachtsfeier 1914 berichten. Lag doch neben dem Lichterbaum für das einzige Kind des Fabrikanten eine hübsche Puppe, Pfefferkuchen und was sonst ein Kinderherz erfreut und für die Mama der Ersatz für einige verbrauchte Sachen und sogar ein Geschenk der Frau Gräfin für das Haus, das den fernen Gatten betreut. Und da der Graf bereits in der Mittagsstunde den 92 Weberkindern der Fabrik beschert hatte, so war es kein Wunder, daß der Dank der um das Schicksal ihres Mannes und ihres ganzen Hauses sich bangenden Frau von echt französischer Lebhaftigkeit war. Auch ich

fand unter meiner Serviette eine Fülle schöner Gaben meines liebenswürdigen Gastgebers, der zur Einleitung unseres fröhlichen Christschmauses warmherzige Worte des Gedenkens an die Heimat gerichtet und uns alle damit in die rechte Weihnachtsstimmung versetzt hatte. Die größte Freude hatte natürlich sein junger, schlanker Adjutant, ein bekannter bayerischer Herrenreiter, dem der gräfliche Weihnachtsmann das Eiserne Kreuz an die Brust heftete. Es war sehr spät, als meine feldgraue Ehrenwache aus dem Keller der Villa emporstieg und mich durch die Nacht wieder nach der Höhe emporführte, auf der ich unbedingt in diesen feierlichen Stunden weilen wollte. Ein Fäßchen Münchener Bier, das ihnen der Weihnachtsengel da unten aufgestellt hatte, löste ihre Zungen so weit, daß sie mir einen kleinen Einblick in ihre Herzen und Gedanken gestatteten, die weit, weit fort von hier irgendwo in Franken, in Thüringen, im bayerischen Hochland und in der Pfalz weilten. Der Vollmond ging hoch über unseren Häupten mit und malte geheimnisvolle Bilder in den stillen Hochwald. Aber obwohl wir keine tausend Meter vom Feind entfernt marschierten, die Lichter unserer Taschenlampen spielten und eine fröhliche Unterhaltung im Gange war, ließen die drüben uns vollkommen in Ruhe. Eine der Kompagnien da oben am Waldesrand hatte einen brennenden Weihnachtsbaum unmittelbar zwischen den Schützengräben und dem Drahtverhau hingestellt und dazu „Stille Nacht, heilige Nacht" gesungen. Das hatte die Franzosen so ergriffen, daß sie mit einem französischen Weihnachtsliede antworteten und im Anschluß daran durch einen Parlamentär, der früher bei den Siemens-Schuckertwerken in Nürnberg in Arbeit gestanden hatte, hinübersagen ließen, daß sie die Nacht hindurch nicht schießen würden. So kam es denn auch, daß, als

Digitized by Google

ich mit dem Professor aus Pirmasens in der Zeit von drei bis fünf Uhr morgens die Schützengräben abging, kein Wachtposten etwas Auffälliges zu melden hatte, obgleich unsere Patrouillen gerade in dieser Nacht bis wenige Meter vor die feindlichen Schützengräben geschlichen waren, um uns vor Überraschungen zu schützen. Zu diesen Patrouillengängen hatten sich fast durchweg Leute gemeldet, die am Nachmittag des Heiligabend erst aus den heimischen Lazaretten zurückgekehrt waren und die förmlich darauf brannten, gleich wieder Dienst in der vordersten Linie zu tun. Aber obgleich es die alten Leute dankbar anerkannten, daß man ihnen ein kameradschaftliches Beisammensein in der Christnacht ermöglichen wollte, entstand doch eine kleine Katzbalgerei um die Beteiligung an diesen Patrouillengängen.

Auf einem Feldbett in der Villa „Schmittens-Ruh" verbrachte ich die paar Stunden bis zum Morgen. Dann wanderte ich über die Höhen weiter bis zu den Schlachtfeldern der Augusttage unseres großen Kriegsjahres. Im Schoße uralten deutschen Waldbodens, über sich den blauen Himmel der Vogesen, ruhen hier unsere Helden und der Wasgenwald rauscht ihnen ihr Schlummerlied. Schnee deckt die kleinen Erdhügel, aber darüber breiten sich wie ein sieghaftes Zeichen der einstigen Auferstehung und ihres gemeinsamen Einzuges in Walhall die immergrünen Tannenkränze der Kameraden, und von den Bergen donnern im gewaltigen Echo tagaus, tagein unsere im Kampfe stehenden Geschütze ihnen den Ehrensalut herüber. Bei jedem Grabe hat mein Führer ein bewegtes, anerkennendes Wort für den und jenen Tapferen zur Hand, der an diesem Christfestmorgen daheim und draußen fehlt. Und ich denke nur im stillen, was für ein Glück es für Deutschlands Kinder ist, daß solche Männer, wie ich sie

gerade in diesen Tagen traf, im Frieden wieder ihre Lehrer sein werden. Denn neben dem Oberleutnant und Mädchenschuldirektor, der mich geleitet, wirkt in der Kompagnie ein Nürnberger Stadtschullehrer als Leutnant und drüben im Schützengraben vor Menil ein Volksschullehrer aus Germersheim als Unteroffizier. Wie hat man uns Nachgeborenen die große Zeit von 1870/71 so herrlich und unvergeßlich nahe gebracht und mit wieviel reicheren Erinnerungen noch kehrt unsere deutsche Lehrerschaft aus dem Krieg von 1914 und 1915 dermaleinst heim. Wie stolz darf die deutsche Schule darauf sein, daß sie die Ernte der Saat, die sie in Friedenszeiten in die Seelen unserer Kinder streute, hier an der Front selbst reifen sah.

Am Spätabend darf ich den Regimentskommandeur noch zu einer weiteren Weihnachtsbescherung in dem vielgenannten Menil begleiten. Das Dörfchen liegt nur noch einen Katzensprung von den feindlichen Stellungen entfernt. Im Schulhaus, dessen Fenster und Türen verrammelt sind und dessen Dach bombensicher eingedeckt wurde, feiert die hier liegende Wachmannschaft ihr Weihnachtsfest. Der Feind weiß es augenscheinlich, denn auch heute schweigt sein Feuer auf der ganzen Linie. Die Weihnachtslieder der Feldgrauen müssen trotz der Mauern und Barrikaden drüben deutlich hörbar sein. Aber es ist, als banne der heilige Sang jedes unheilige Tun. Ungestört darf der Weihnachtsmann, ein fröhliches Pfälzerkind, im Kreise der großen Kinder erscheinen und zwei Riesensäcke voller Geschenke an die Mannschaften verteilen. Was kommt da nicht alles zutage und welche Seitenhiebe auf den unglückseligen Koch, der immer die Erbsensuppe anbrennen läßt, auf die dicke Mutter der Kompagnie und den Bataillonsschreiber, dem alle Sünden der Feldpost angekreidet werden, fallen nicht dabei ab!

„Gott mit dir, du Land der Bayern!" steht auf einem weißblauen Schilde, das uns am Eingang grüßte. Ein Professor von den Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. hält die Weihnachtsansprache und ein bebrillter Volksschullehrer dirigiert mit einem Trommelstock einen vorzüglichen Sängerchor, der sich vor allem durch einen prächtigen, sechs Fuß hohen Bassisten auszeichnet. Sie singen nicht nur die alten Weihnachtslieder, sondern gedenken auch der Kameraden, die draußen auf der See ihre Brust dem Feinde darbieten oder schon auf dem kühlen Grunde des Meeres ruhen. Dann aber schlägt die Stimmung um, und mit dem Wandervogellied „Horch, was kommt von draußen rein!" gehen sie zur fröhlichen Festfeier über. Ein fester Händedruck an den pfälzischen Schulmeister und Dirigenten — und schon bin ich draußen in der Finsternis der einsamen Dorfstraße, auf der Patrouillen schreiten und wo der rauhe Haltruf der Posten wieder an den Ernst der Zeit gemahnt.

Von den Vogesen zur Nordsee

(Abschied. — „Teure Heimat, sei gegrüßt!" — Die zweite Bescherung. — Es wird ein Tag sein . . . — Von einer Märchenstadt. — Fliegerbomben. — Ein guter Klang. — Von Berlin nach Brügge.)

Zwischen Nacht und Tag pfeift leise das Telephon im Unterstand. Es hat in diesem Weltkriege überhaupt allerlei Neuerungen übernommen, von denen wir hoffentlich im Frieden profitieren werden. Besonders die Deutlichkeit der Verständigung und die Höflichkeit der Verbindungsstellen ist geradezu überraschend. „Der Herr Kriegsberichterstatter wird gesucht! Ob er schon aufgestanden

ist?" — Er ist aber überhaupt noch nicht im Bett gewesen. Die helle Mondnacht und der würzige Tannenduft haben ihn nach Mitternacht aus dem idyllischen Blockhäuschen am Felsabhang hinausgelockt und nun pendelt er mit Offizieren und Mannschaften in den Schützengräben hin und her, den Blick nach dem schwarzen, schweigenden Wald auf der anderen Seite der Talmulde gerichtet, wo ab und zu ein Gewehrschuß ertönt.

Doch nun heißt es scheiden. Den Wasgenwald gegen die belgische Küste, die fröhlichen Bayern gegen die ernsten blauen Jungen unserer Marine, das Waldesrauschen gegen das Meeresbrausen eintauschen, vom Fels zum Meer zu reisen. Noch einmal schaue ich in die einzelnen Unterstände hinein, rufe den Feldgrauen Grüße und Wünsche fürs neue Jahr und für eine fröhliche Heimkehr zu und verabschiede mich dann von den neugewonnenen Freunden in dem reizenden Blockhaus, das mir ein heimeliges Quartier in diesen ersten Tagen des neuen Jahres gewesen ist. Schon hat sich die Patrouille formiert, die mich im Dunkel hinab nach dem Dörfchen geleiten soll, in dem mein Kraftwagen wartet. Da tritt ein langer, ernster Würzburger an mich heran. „Die dritte und die vierte Kompagnie wünschen dem Herrn Schriftleutnant glückliche Reise und bitten ihn, die Heimat zu grüßen!" — Die Heimat! Wir sehen uns alle an und keiner spricht ein Wort. Wer unter uns hat nicht in diesen Weihnachts- und Neujahrsnächten an die Heimat gedacht? Und da kam nun einer hineingeschneit in die Stille und Einsamkeit dieses weltverlassenen Tales, der doch etwas von der Heimat wissen mußte, der gewiß wieder zu ihr kam, und da kam es mächtig über sie.

Wir wandern schweigend und geduckt über das nächtliche Feld. Drüben konnten sie uns solange nicht sehen,

als der Mond hinter der schwarzen Wolkenwand blieb, und wir ersparten auf diese Weise ein hübsches Stück Weges. Flüsternd erzählte mir der Mädchenschuldirektor in der feldgrauen Uniform, daß die Feldpost ihm bis heute noch keinen Weihnachtsgruß von seiner Frau und den Kindern gebracht habe, während ein bärtiger Münchener den Kameraden von der Patrouille klar zu machen suchte, daß die Kriegsberichterstatter keinerlei Möglichkeit hätten, in dieses stille abgelegene Tal etwa ein Faß Münchener Bier gelangen zu lassen, denn sonst würde er mir das schon gesteckt haben. Plötzlich erhellt der Mond die Landschaft und fast gleichzeitig sagt es von drüben her: „Pitsch! Pitsch! Pitsch!" Und noch einmal: „Pitsch! Pitsch! Pitsch!" Ich kriege einen Stoß ins Kreuz, daß ich platt auf dem Bauch liege, und als ich mich etwas verdutzt umsehe, liegen auch meine Begleiter im betauten Grase eingekuschelt. Einen Augenblick später hat sich der Mond wieder hinter die Wolkenwand zurückgezogen, und nun kriechen wir vorsichtig bis zum nächsten Straßengraben weiter, wo wir uns hinabgleiten lassen. „Na," lachte der Professor, „da haben Sie die zweite Bescherung. Aber nun sind Sie in Sicherheit und ein Mann bringt Sie noch bis an den Wagen. Wir müssen jetzt zurück. Es kann da was geben, wenn der Mond heraus ist. Leben Sie wohl, und wenn Sie wieder einmal in die Vogesen kommen, so denken Sie daran, daß hier oben einige Leute sitzen, die sich Ihnen ein wenig wesensverwandt fühlen. Sie sind uns immer von Herzen willkommen!"

Ich nahm seine Hand in meine beiden Hände und dachte daran, daß dieser Held mit seinen paar hundert Mann seit Monaten hier oben auch für mein Heim und meine kleine Welt kämpfte. Was kann der armselige Mund in solchen Minuten wohl sagen? Also zog ich

meine Sturmhaube, ließ den wilden Morgenwind um die Schläfen wehen und neigte mich tief und schweigend. Er stand da wie ein alter römischer Feldherr mit seiner Kohorte im Hintergrunde, und auch sie verstand mich. Dann zogen sie davon. Schattenhaft und lautlos verschwand einer nach dem andern im weitgeöffneten Schlunde der nächtlichen Dunkelheit. Aber es wird ein Tag sein, da ziehen sie mit Blumen geschmückt, von Fahnen umflattert und mit Jubel ohne Maßen begrüßt, in die Stadt am grünen Pfälzerwald ein. Dann werde ich bei ihnen sein und sie beneiden um den Empfang, der nur dem sieggekrönten Krieger blüht.

Der Fahrer meines Kraftwagens steht verschlafen und verfroren da, als ich endlich im Dorfe lande. Noch sind die Straßen menschenleer, da kein Einwohner vor Sonnenaufgang sie betreten darf. Und es ist wie im Märchen von der verwunschenen Stadt. Die Schornsteine rauchen, der Dorfbach plätschert, die Hähne krähen und irgendwo knarrt ein Fensterladen. Aber die Menschen bannt ein Machtwort in die Finsternis.

Ich mache meinen Abschiedsbesuch bei dem liebenswürdigen obersten Gastgeber dieser Tage. Er geleitet mich mit seinen Offizieren noch bis an den Ausgang des Dorfes. Aber plötzlich zerreißt ein scharfer, heulender Ton die Morgenstille und wenige Schritte von uns entfernt schlägt prasselnd eine Granate in einen Gartenzaun, daß seine Splitter hoch über das Dach der Weberei geschleudert werden. Wieder liegt dicht vor meinen Füßen ein Eisensplitter, nur einer von der Länge eines Fingers, aber mit wohlausgezackten scharfen Rändern. Und ich muß an den armen Teufel im Lazarett von Rethel denken, dem ein solcher kleiner Splitter den ganzen Oberschenkel zerriß.

In rasender Fahrt geht es dann nach einem nochmaligen kurzen Aufenthalt im schönen Belval und am vereisten Skigelände der Côte noir vorüber Straßburg zu, wo mich der wohldurchwärmte D-Zug aufnimmt. Unterwegs gibt's auf einmal einen heftigen Ruck durch den ganzen Zug. Ein feindlicher Flieger hat sechs Bomben auf die Strecke geworfen und zwei Schienen herausgerissen, weshalb wir auf ein Notgeleise hinübergezogen werden. So habe ich denn auf viererlei Weise die Weihnachts- und Neujahrgrüße des Feindes zu spüren bekommen, und nachdenklich fahre ich schließlich in den Frankfurter Hauptbahnhof ein, wo das eben Erlebte fast wie ein wüster Traum erscheint. Wie ein Traum ist es mir dann auch, als ich im Nebenabteil den Abgeordneten Liebknecht erblicke und ein anderer Abgeordneter der Linken in mein Abteil einsteigt, aber einer, der eben von einem Liebesgabentransport zurückkommt und ganz begeistert von denen da draußen spricht. Es hat Tage gegeben, da er uns nicht gefiel, so daß ich mich doppelt freue, ihn an einem Tage sprechen zu hören, wo sein Herz und Mund überfließt von dem Glücksgefühl, ein Deutscher zu sein und ein Vertreter und Lehrer des Volkes dazu. Er hat keine Sorge wegen unserer finanziellen und wirtschaftlichen Rüstung und ich keine wegen unserer da draußen. Und so klingen unsere gegenseitigen Mitteilungen wie zwei feingeschliffene Gläser aneinander und es gibt einen guten Klang.

Dann ist es mir, als wenn die Heimat, die teure, mich auf einige Stunden ganz in ihren Bann gezogen hätte. Strich nicht eben noch eine kleine Hand über mein Gesicht und klang da nicht ein frohes Kinderlachen an mein Ohr? Aber als ich erwachte, rief schon wieder ein Schaffner durch die Stille der Nacht den Namen einer mittel-

deutschen Station. Meterhoher Schnee deckte rings die Felder, und als ich abermals die Augen auftat, brauste der Zug über die neue Kölner Rheinbrücke. Der gewaltigste der deutschen Dome reckte seine Doppeltürme gegen den kalten, klaren Morgenhimmel, und wenige Stunden später war ich abermals in Feindesland — auf Belgiens blutgetränktem Boden. Lüttich, heute kaum noch beachtet, Löwen eilte an den breiten Wagenfenstern vorüber und im Abenddämmern nahm mich das schöne, alte Brüssel auf. Am nächsten Morgen betrete ich bei Gent den Boden von Flandern und um die Mittagsstunde empfängt mich das zwitschernde und schwatzende Geläut des Glockenspiels auf dem hohen Belfried von Brügge, der Stadt, wo ich endlich Atem holen darf zu neuem Schauen und zu neuem Tun. —

Bei unsern blauen Jungen

(„Stolz weht die Flagge . . ." — Das lebendige Brügge. — Perlen altflandrischer Kunst. — Brügge und London. — Das ganze Deutschland soll es sein. — Die eiserne Mauer. — Der freiwillige Motorbootklub. — Minenabenteuer. — Bei den Beguinen von Brügge. — Ein frisches Landsknechtslied.)

Hoch über allen Straßen und Plätzen der uralten Stadt Brügge stehe ich auf dem mächtigen Belfried, dem Wahrzeichen der wehrhaften Stadt, bestimmt, den heranziehenden Feind oder Feuersbrünste durch den Klang seines 49 Glocken zählenden Turmgeläuts zu melden. Niemand konnte in alten Zeiten in die Stadt hinein, ohne daß aus luftiger Höhe sein Nahen verkündet wurde und so war es gewiß auch kein Zufall, daß soeben das Glockenspiel mit hellen und dunklen Stimmen im harmonischen Zusammenklang: „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot!"

sang, als mehrere Kompagnien eines unserer Seebataillone im Parademarsch an einem unserer Admirale vorbeizogen. Welch' ein Bild! Zu meinen Füßen die Stadt, die im Mittelalter neben Venedig und Ypern Mittelpunkt des Welthandels, Hauptstapelplatz unserer Hanse war und die damals 200000 Einwohner zählte, deren reichgekleidete Bürgerfrauen den Neid der Königin von Frankreich erweckten, der Indien und Italien tributpflichtig war und deren mächtige Deichbauten Dante in seinem Inferno besang, die Stadt, die fast den ganzen englischen Handel in Händen hatte und unsere Augsburger Fugger zu Millionären machte, sie dient heute unserer deutschen Marine und zum Zeichen dessen grüßt die Reichskriegsflagge die einziehenden blauen Jungen hoch vom Belfried herab.

Sie müßten es nicht noch von der Schulbank her wissen, daß man Brügge nach dem im 16. Jahrhundert eingetretenen Verfall die „tote Stadt" nannte, denn heute ist davon nichts zu verspüren. Im Gegenteil: So lebendig ist es hier wohl nur noch in den Märztagen von 1128 hergegangen, als die Brügger den Dietrich von Elsaß zum Grafen von Flandern erwählten und die Abgesandten des Königs Ludwig VI., der ihnen den Grafen Wilhelm von der Normandie aufdrängen wollte, mit Schimpf und Schande zur Stadt hinausjagten oder im 15. Jahrhundert, als hier in Brügge die Herzöge von Burgund Hof hielten und mit Medizäergüte der großartigen Künstlerkolonie ihre Unterstützung angedeihen ließen, der Flanderns Städte die wundervollen Kunstschätze verdanken, an denen man sich auch in diesen schweren Kriegszeiten nicht satt zu sehen vermag. Da ist die Salvatorkirche, durch die einst Dürer schritt, um sich in den Anblick der Michelangeloschen Maria mit dem Kinde zu versenken,

da steht das ehrwürdige Johannesspital, dessen Memlingsche Bilder zu den köstlichsten Perlen altflandrischer Kunst gehören, da winkt die Heiligblutkapelle, der Dietrich von Elsaß zum Dank für seine Erwählung einige Tropfen von dem Blute Christi aus Palästina mitgebracht haben soll; da kann man durch die Altertümer- und Kunstsammlungen im Stadtmuseum und im Grunthuuse, im Bischöflichen Seminar und in den verschiedenen Kirchen wandern und da ist schließlich die ganze alte Stadt selbst eines der herrlichsten Freilichtmuseen der Welt mit ihren schönen Bürgerhäusern, den zierlichen Toren, den riesigen Mühlen auf den Wällen und den einzigartigen malerischen Stadtbildern, die sich bei einer Fahrt auf den zahlreichen Kanälen Altbrügges darbieten.

Aber mit wuchtigem Schritt ist der Kriegsgott auch in diese Einsamkeit eines ehedem meerbeherrschenden Gemeinwesens getreten und hat seinen Charakter fast von Grund auf verändert. Wieder ist Brügge ein wichtiger Punkt eines Welthandels geworden, aber eines Welthandels, bei dem es nicht um englische Wolle, sondern um englische Schiffe geht. Das Haupt der „flandrischen Hansa in London", wie Brügge im Mittelalter hieß, ist zu einem wichtigen Punkt der deutschen Marine im eroberten Belgien geworden. Tagaus, tagein marschieren die blauen Jungen von der deutschen Wasserkante durch Brügge hindurch zur belgischen Küste, um hier von der holländischen Grenze ab bis hin nach Nieuport die Wacht am englischen Kanal gegen England und seine Helfershelfer in den Schützengräben vor Nieuport, Lombartzyde und bis nach Ypern hin zu halten. Größerer Ruhm war unserer jungen Marine noch niemals beschieden als in diesem Kriege, der sie nicht nur zu Wasser, sondern auch zu Lande kämpfen und siegen sah. Was für präch-



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Eine Parade in Brüssel



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Das Königliche Schloß in Brüssel

Digitized by Google



Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Eine deutsche Husarenpatrouille in Belgien



Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Ein verdächtiger Belgier wird verhört

Digitized by Google

tige Gestalten ziehen an dem untersetzten freundlichen Höchstkommandierenden von Brügge nicht alles vorüber! Männer von Memel bis Lindau herunter und von Oberschlesien bis zum Niederrhein, von Posen bis Aachen.

Eisgraue Bürger und junge Mädchen, bekümmerte Frauen und neugierige Kinder, sie blicken der unendlichen Menschenschlange lange sinnend nach, die sich da zum Meere wälzt und nicht dulden will noch dulden wird, daß Englands Schiffe an Belgiens Küsten landen, noch daß die letzten Reste der belgischen Armee, getrieben von Franzosen und englischen Söldnerscharen, wieder hinter der eisernen Mauer hervorbrechen, die die Unsern von der Nordsee bis zu den Vogesen gezogen haben.

In einem größeren Palaste sitzen in langer Reihe unsere Blaujacken und arbeiten an Schreibmaschinen, Kartentischen und Modellen aller Art. Nur heute, wo die Parade draußen lockt, spähen sie allesamt durch die großen Bogenfenster nach unten und freuen sich mit mir des bunten, fröhlichen Bildes, zu dem eine Seesoldatenkapelle den musikalischen Rahmen liefert. In und um Brügge liegen noch Ablösungsmannschaften für die in den Schützengräben längs der belgischen Küste müde gewordenen Blaujacken und man glaubt fast in Kiel oder Wilhelmshaven zu wandeln, wenn man im alten guten Brügge auf Schritt und Tritt Seesoldaten und Matrosen begegnet. Aber neben ihnen und ihren Offizieren lernte ich hier noch eine ganz neue kriegerische Formation kennen, die sich aus Männern zusammensetzt, die man in schönen Sommerszeiten auf dem Wannsee und der blauen Havel bei Berlin mit flinken und eleganten Motorbooten Vergnügungsfahrten unternehmen sah und die nun mit einem Male ganz anderen Aufgaben nachgehen. Es sind die Mitglieder des Freiwilligen Motorbootklubs, der sich bei Kriegsaus-

bruch der Kaiserlichen Marineverwaltung zur Verfügung stellte und nun hier oben in Flandern eine äußerst wichtige und anerkennenswerte Tätigkeit ausübt. Ist doch das ganze flandrische Land mit vielen Hunderten großer und kleiner Kanäle durchsetzt, von denen der Zeebrüggekanal die Stadt sogar unmittelbar mit dem Meere verbindet. Da heißt es sorgsam Ausschau nach verdächtigem Gesindel halten und durch einen scharfen Überwachungsdienst auf diesen Kanälen den Franktireuren, Spionen und Schmugglern das Geschäft verderben.

Aber sie haben uns auch noch weitere wichtige Dienste geleistet, die Männer vom Motorbootklub. Bei ihrem eiligen Rückzuge ließen die Belgier und Engländer seinerzeit eine große Anzahl Geschütze einfach verschwinden, indem sie alles, was nicht mehr mitgenommen werden konnte, in die Kanäle versenkten, um es bei gelegener Zeit wieder herauszuholen. Die Freude haben wir ihnen aber verdorben, denn sehr bald hatten unsere Motorbootleute die Stellen ermittelt, wo diese Schätze im Kanalschlamm ruhten und mit Prähmen und Winden wurden die zum Teil sehr wertvollen Kanonen wieder ans Tageslicht geschafft und unserm Geschützpark einverleibt. Eine besondere Abteilung der Motorboote, unter denen sich auch das des bekannten Berliner Kaufhausbesitzers Rudolf Hertzog befindet, ist sogar mit Maschinengewehren ausgerüstet. Und wenn man hört, daß es diese Boote bis auf 35 km Stundengeschwindigkeit bringen, so läßt sich ungefähr ermessen, welchen Wert diese neue Waffe für unsere Marine haben kann. Ich führe nur an, daß die Motorboote sich z. B. prächtig zur Unschädlichmachung der englischen Seeminen eignen, die andauernd und in großer Zahl im englischen Kanal treiben und infolge ihrer mangelhaften Ausführung auf Jahre hinaus die See-

schiffahrt gefährden, während die unsrigen von selbst nach Ablauf einer bestimmten Zeit unschädlich werden. Sobald eine englische Mine an der belgischen Küste angetrieben wird, nimmt sie ein Motorboot ins Schlepptau, natürlich in angemessener Entfernung und trudelt sie so lange hinter sich her, bis der Mine die Sache zu dumm wird und sie explodiert. Auch im deutschen Osten hat sich der Klub verdient gemacht und voller Erwartung über das, was mir der morgige Tag beim Besuch der flandrischen Seebäder von der Arbeit unserer blauen Jungen zeigen wird, steige ich die endlose Treppe des Belfried hinab, um noch dem stillen Beginenhof Brügges einen Besuch abzustatten. —

Man weiß, daß in fast allen nordflandrischen Städten klosterartige Vereinigungen von weiblichen Personen zu religiösem Leben und Werken der Barmherzigkeit ohne lebenslänglich bindende Gelübde sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Zum Eintritt bedarf es des Nachweises unbescholtenen Jungfrauenstandes sowie einer jährlichen Rente von mindestens 110 Franken und der Einzahlung von etwa 500 Franken für die Wohnung und zur Unterhaltung der Kirche. Die Oberin, die „Grootjuffrouw" genannt, wird durch den Bischof bestimmt. Die Schwestern leben zunächst in Konventen unter Aufsicht und dürfen nach sechs Jahren in Einzelhäuschen ziehen, welche zwei bis vier Wohnungen enthalten und reizend um die Kirche als der sog. „Beginenhof" gelagert sind. Eines der malerischsten Bilder ist ein Gottesdienst der Schwestern, vorzüglich aber die im Abenddämmer stattfindende Vesperandacht, bei der die ganze Versammlung in blauen Gewändern, den Kopf mit einem weißen Linnentuch bedeckt, erscheint, während die jüngsten Novizen einen Kranz um das Haupt tragen. Feierlich schallt der Gesang der

8*

frommen Frauen aus der Kirche hinaus über die Dächer der meist einstöckigen, weißgetünchten Häuser hinweg und man hat unwillkürlich den Eindruck, daß „kein Hauch der aufgeregten Zeit noch drang in diese Einsamkeit". Da aber klingt ein fester Marschschritt in der Ferne und rauhe Matrosenkehlen singen im fröhlichen Verein. Unwillkürlich ducken sich die weißen Hauben tief und scheu und der leise altflämische Choral erstirbt fast vor dem frischen Landsknechtslied unserer tapferen, lieben blauen Jungen.



III

Am englischen Kanal

(Im Schmugglernest. — Die Ruhe des Todes. — Mit Brettern vernagelt. — Im zerschossenen Zeebrügge. — Der bevorzugte Heiratsmarkt. — Eine leibhaftige Marquise. — Der „tappere" Seesoldat. — Zusammengeschossene Hotels. — Feldgrau in Marmorhallen. — Ostendes Glück.)

Die gefürchtete Nordsee, die Jahr um Jahr von unseren Halligen und Küsten ein Stück nach dem andern fortreißt, scheint das so gewonnene Land an der flämischen Bäderküste wieder anzusetzen. So ist es gekommen, daß das Schmugglernest Sluis, das in alter Zeit unmittelbar am englischen Kanal lag, heute ein stilles, verträumtes Landstädtchen geworden ist, und daß das alte meerbeherrschende Brügge erst durch den Zeebrüggekanal wieder zu neuem Leben erweckt werden konnte. Eine deutsche Landsturmkompagnie hält heute an der holländisch-belgischen Grenze, die dicht hinter Sluis, bei St. Anna ten Muiden verläuft, die Wacht. Und drüben, da, wo in der blauen, klaren Morgenluft gleich einem Riesenfinger der Leuchtturm von Vlissingen emporragt, pendelt ein holländischer

Kreuzer wie ein getreuer Schäferhund hin und her, um jede Überschreitung der neutralen Zone auf See zu verhindern.

Unser Kraftwagen fährt langsam auf der Düne von Knocke nach Heyst sur Mer entlang. Sie ist fast auf der ganzen Strecke bis Ostende mit rötlichen Tonplatten gepflastert und war in friedlichen Zeiten von Tausenden und aber Tausenden von Kurgästen belebt. Heute steht nur etwa alle tausend Meter ein Seesoldat mit aufgepflanztem Seitengewehr und freut sich, daß das Knattern unseres Wagens etwas Leben in die tiefe Stille bringt, die das nun ganz ruhig gewordene Meer ausstrahlt. Auch in Heyst die Ruhe des Todes. Die mächtigen Hotelbaukästen an der Seeseite sind mit Brettern zum Schutze gegen die Unbilden der winterlichen See vernagelt, die Kaufläden am Strande geschlossen oder von unseren blauen Jungen zu Unterständen hergerichtet, die Fischerboote, die sonst mit geschwellten Segeln draußen auf der Reede lagen und malerische Bilder stellten, auf den Strand gezogen und kieloben gelegt — kurzum ein Bild der Verlassenheit und Einsamkeit, das trotz der fröhlichen Sonne und des friedlichen Meeres ganz elegisch stimmt.

Wir kommen nach Zeebrügge zurück. Linker Hand starren uns die Ruinen des von den englischen Schiffsgeschützen in den Weihnachtstagen zerschossenen Dorfes an. Hinter dem Dorfe sieht man die Schlote der Rombacher Hütte, die hier eine Zweigniederlassung besaß. Die Dorfbewohner, deren Badestrand angesichts der großen Konkurrenz von rechts und links nicht recht zur Geltung kam, fanden in dem Werk reiche Arbeitsgelegenheit, bis ihr Haus und Heim den englischen Geschossen zum Opfer fiel. Angeblich hatte man es nur auf die Schleusen des Zeebrügge-Kanals abgesehen, aber die Geschosse flogen über

die Dächer der Rombacher Hütte hinweg, noch bis nach dem zwei Kilometer dahinter liegenden Dorfe Lisseweghe. Am Strande von Zeebrügge und weiterhin nach Blankenberghe zu, das mein Kraftwagen nun durcheilt, liegen angeschwemmte englische Seeminen in großer Zahl. Sie sind ganz genau bezeichnet, um Unglücksfällen vorzubeugen, und werden von den Unseren nach und nach unschädlich gemacht. Ihre Anwesenheit sowie verschiedene andere Vorkommnisse haben unsere Marinebehörden veranlaßt, den Weg am Strande bis nach dem heute mitten im Feuer stehenden Badeort Westende für Zivilpersonen zu sperren. Demgemäß mußten auch die Hotels und Villen sowie alle Privathäuser an der etwa 65 Kilometer langen belgischen Bäderküste geräumt werden. So sieht es denn auch in dem sonst so lustigen Blankenberghe, das im Sommer von etwa 45000 Badegästen, darunter mehr als der Hälfte deutschen, bevölkert wird, und das als ein bevorzugter Heiratsmarkt galt, öde und traurig aus. Still und einsam liegt das Kasino da, in dessen schönem großen Tanzsaal einst fröhliche Tanzweisen erklangen, während draußen auf der langen Mole die elegante Lebewelt aller Nationen bis in die Nacht hinein lustwandelte. — Und nun gar Ostende, „La reine des Plages", wie es sich in edler Bescheidenheit auf seinen Reklamebildern zu nennen beliebte und das auch in deutschen Landen eine gar gewaltige Anhängerschaft besaß. Wo sind die Tausende und aber Tausende hingeweht, die noch im Juli vergangenen Jahres hier den wohlgestalteten Leib der kühlen Meeresflut überließen und nicht prüde waren, wenn ein englischer Gentleman sie knipste. Wo wandelt jetzt die hübsche Pariserin, die dem sie anschmachtenden jungen Mann aus einem Berliner Bankgeschäft erzählte, daß sie im angezogenen Zustande eine leibhaftige Marquise sei, während

er von seinem Rittergut in Oberschlesien phantasierte. In welchem Schützengraben mag er jetzt stecken und an jene schönen Tage zurückdenken, die ihm Ostende teuer, sogar sehr teuer machten. Und alle die anderen Harmlosen und weniger Harmlosen, die schlanken Argentinier aus dem Montmartreviertel von Paris und die lieben, guten russischen Großfürsten, die sich hier von ihrem Überschuß an Fett und Rubeln befreiten. Da trauert wehmütig das „Grandhotel" und das „Continental", das mit englischem Gelde erbaute Majestic-Hotel, das nach der Beschießung durch die englischen Kanonen so gar nicht mehr majestätisch aussieht, das „Splendid" und das „Hotel de Bruxelles" und alle die hundert anderen. Unter dreihundert Zimmer hatte keines der größeren Häuser in der Saison zu vergeben, und nun weiß der tappere Seesoldat vor lauter Zimmern, die ihm zur Verfügung stehen, oft nicht das richtige zu finden. O schöne Zeit, wo endlich der Soldat mal wieder so ein Zimmer für sich hat, wo er den Schmutz des Schützengrabens für ein paar Tage von seinen steifgewordenen Gliedern abwaschen kann, noch dazu in einem Zimmer „mit Bad, Toilette und Telephon".

Ein wahres Glück für Ostende ist es, daß hinter dem Badeort noch eine Stadt von fast 50000 Einwohnern sich breitet. Eine Stadt außerdem, die bis zum Ausbruch des Krieges auch den Durchgangshafen nach England bildete, und auf diese Weise viele unabhängig von dem Badeverkehr reichgewordene und mit der Stadt auf Gedeih und Verderb verbundene Einwohner besitzt. Denn was nützt der Ruf, das eleganteste unter den Seebädern Europas zu sein, jetzt z. B. im Winter und noch dazu im Kriege, wenn außer den nach Abschluß der Badezeit meistens abwandernden Wirten und Händlern kein Publikum für das geschäftliche Leben des Ortes zurückbleibt!

In dieser Beziehung befindet sich Ostende also in einer geradezu beneidenswerten Lage, und so sieht man hier, sobald man den verödeten und durch die Unseren stark befestigten und bewachten Strand verlassen hat, ein Leben und Treiben in der Innenstadt, das wenig an den Krieg erinnert. Und man versteht es auch, warum die Bewohner von Ostende vor einer nochmaligen Beschießung durch ihre lieben Bundesgenossen förmlich zittern.

Mag man vorn am Strande die prunkvollen Hotelpaläste auch zusammenschießen, damit trifft man ja nur das englische, französische und deutsche Kapital, aber etwa den Hafen, den Lebensnerv der Stadt zerstört zu sehen, das würde die Ostender wahrscheinlich zu höchster Empörung gegen die lieben Bundesgenossen jenseits des Kanals reizen. Ganz unverhohlen geben sie ja auch jetzt schon zu, daß ihre einzigen Beschützer in diesem Kriege die Deutschen gewesen sind. Denn sowohl die belgischen wie die englischen Truppen haben hier nach ihren Erzählungen wie die Wilden gehaust. Wir wußten es ja schon früher, daß z. B. der schöne, für 10000 Personen berechnete Kursaal von den Verbündeten als Truppenunterkunft benutzt und dabei in geradezu skandalöser Weise verunreinigt worden war, und so fanden unsere Mannschaften, als sie zunächst an eine Reinigung und Wiederherstellung der prächtigen Räume gingen, die willigste Unterstützung und die freundlichste Aufnahme seitens der Ostender. Und wenn die Unseren auch notgedrungen von den prächtigen Marmorsälen Besitz ergreifen mußten, so wissen die Ostender doch, daß damit gleichzeitig alle die teuren Einrichtungsgegenstände der weltberühmten Spielhölle und ihrer schönen Anbauten in sicherer Hut sind.

Im Feuer von Westende

(Dünenwanderung. — Eine königliche Villa. — In Mariakerke. — Eine spionierende englische Miß. — Schrapnellgrüße. — Der Redakteur an der Haubitzenbatterie. — Auf Schleichwegen. — Nach Herzenslust geplündert. — Verbrechergesindel. — Die Kommode des Dienstmädchens. — Das Menetekel an der Kinowand. — Unsichtbare Musik.)

Zur rechten Zeit hat mich der Große Generalstab an den englischen Kanal befördert. Seine letzten Depeschen meldeten, daß das schöne, aufblühende Westende, der Millionärsvorort Ostendes, von den Verbündeten heftig beschossen und bald nur noch ein Trümmerhaufen sein werde, daß sich vor dem Orte einige Torpedoboote und kleinere Fahrzeuge gezeigt hätten und dann mehrere heftige Angriffe der Belgier, Franzosen und Engländer auf unsere Stellungen bei Westende und Lombartzyde erfolgreich abgeschlagen worden seien. Zu derselben Zeit erfuhren wir aus dem Generalstabsbericht der Gegner, daß vierzehn unserer Flugzeuge Dünkirchen bombardierten, Unterseebootsangriffe auf Dover erfolgten und Zeppeline in Richtung auf die englische Küste gesichtet wurden. Dazu redete Herr Poincaré in Nieuport und Dünkirchen auf die verbündeten Truppen ein. Mehr auf einmal war also nicht gut zu verlangen. —

Einer der schönsten Strandwege der Welt führt von Ostende über Middelkerke nach Westende. Vorbei an den großen Gasthöfen und Villen des Ostender „Dammes", die teils in flämischem Renaissance-, teils in üppigem Barockstil erbaut sind, fast durchweg aber einen protzigen und überladenen Eindruck machen, wandere ich mit meinem freundlichen Begleitoffizier hoch oben auf dem Dünenwall. Die Sonne ist auch heute wieder in bester

Laune und kokettiert mit dem grünlich schimmernden Meer, so daß es seinen schlangenhaft wiegenden Leib in brünstigem Verlangen an die Ufer wirft. Donnernd brechen sich die Wellenkämme an der steinernen Mauer, auf der wir entlangschreiten, und ein sonderbarer Schauder erfaßt mich bei dem Gedanken, daß wir, nur wenige Meter weiter, rettungslos den Umschlingungen der lockenden Sirene da unten preisgegeben sein würden. Linkerhand thront König Leopolds Villa, reckt sich die mächtige Glaswand der 500 Meter langen Galerie Royale, deren Scheiben bei der Beschießung Ostendes zum größten Teil zersprungen sind. — Nun sind wir im Freien. Die frische Seeluft ist so warm wie im Frühling und sie trägt uns Grüße vom Golfstrom herüber, der, unbekümmert um Krieg und Frieden, seinen Weg verfolgt und mit seinen wärmenden Ausstrahlungen in diesem Augenblick wohl schon die Veilchen und Krokus an der schottischen Riviera wachküßt.

Auf der niedrigen, schmalen Dünenkette vor uns taucht Mariakerke auf, das vor etwa 15 Jahren von Ostende eingemeindet wurde und um das die Unseren in den Novembertagen siegreich kämpften. Überall sieht man noch die Spuren der Beschießung, und auch hier sind die großen Gasthöfe längs der schönen Strandpromenade geräumt. Nachdem in den letzten Tagen drüben in Knocke eine englische Miß versucht haben soll, genaue Zeichnungen unserer Strandbefestigungen an die „War-Office" in London hinüberzuschmuggeln, ist es für uns ein Gebot der Selbsterhaltung, keinem Unbefugten den Aufenthalt an der 65 Kilometer langen Seefront von der holländischen Grenze bis Westende hin zu gestatten, und so ist unser ganzer Weg von einer geradezu köstlichen Einsamkeit erfüllt. Aber dann blitzt es plötzlich über dem prächtigen

Digitized by Google

Bellevue-Palace-Hotel von Westende, dessen Riesenbau schon von weitem zu sehen ist, hell auf, ein braunrotes Wölkchen bleibt lange Zeit in der Luft stehen und ein Krach zeigt an, daß ein Schrapnell seinen unheilvollen Flug über dem elegantesten unter den kleineren Seebädern der flämischen Küste beendet hat. Und mit einem Schlage ändert sich das ganze bisher so friedlich scheinende Bild.

Aus einem Hause kurz vor dem Hotel tritt ein Wachtposten heraus und bittet uns um unsern Erlaubnisschein zum Betreten des Operationsgebietes. Hinter der Hausmauer erscheinen Offiziere und Mannschaften, und mit aufrichtiger Freude begrüße ich den Redakteur eines großen Berliner Blattes, der hier als Hauptmann einer Haubitzenbatterie wirkt. Ich werde darauf aufmerksam gemacht, daß ich den Weg nach Westende hinein auf eigene Rechnung und Gefahr mache, und als ich trotzdem darauf beharre, Westende im Feuerregen der feindlichen Geschütze zu besuchen, schließt sich ein freundlicher, junger, oberschlesischer Leutnant als unser Führer an. Vorsichtig an das Bellevue-Hotel heranschleichend, gelüstet es mich dann, den Strandweg zu betreten, auf dem breit und prall die Sonne liegt, als gelte es, einen Kurgast zu rösten. Allein im selben Augenblick erscheint wieder hoch in den Lüften ein Schrapnell, und der Leutnant belehrt mich darüber, daß drüben auf der weit ins Meer hineinragenden Estakade von Nieuport-Bains ein englischer Beobachtungsposten steht, dem keine Bewegung der Unseren am Strande entgeht. Also folge ich ihm auf weiteren Schleichwegen bis nach Westende hinein, das einmal Westende war. Denn heute steht nicht ein einziges Haus mehr ganz unberührt da, und in wenigen Tagen wird auch dieser schöne, fast nur aus neuerbauten und geschmackvoll gehaltenen Villen bestehende Ort gleich so vielen anderen

an der großen Westfront gelegenen ein einziger großer Trümmerhaufen sein. Freilich, viel Wertvolles geht dabei außer den Häusern kaum noch zuschanden. Denn sie sind von den englischen und französischen Hilfstruppen der Belgier vor der Aufgabe Westendes nach Herzenslust geplündert und teilweise ganz sinnlos demoliert worden.

Wir treten z. B. in die Villa „Les Sylphides" ein. Im Vorsaal schon ein wüstes Durcheinander von Wäschestücken, Betten, Gardinen, Stuhl- und Tischtrümmern, zerschlagenen Fensterscheiben, durch die man den Raub anscheinend im letzten Augenblick noch hinauswerfen wollte, ein fader Geruch von faulenden Eßwaren, deren keimender Unflat unter den Trümmern träge hervorkriecht, und der Verwesungsgeruch eines irgendwo im Hause liegenden Tierkadavers. Wir kommen ins Speisezimmer. Da haben die Edlen offenbar noch ein letztes Gelage gehalten, ehe sie betrunken und skandalierend den Schauplatz ihrer wüsten Gemeinheiten verließen. Halbgeleerte Bordeauxweinflaschen, eine Anzahl halbgeöffneter, in Fäulnis übergegangener Konservenbüchsen, eine Likörflasche, der in der Eile der Hals abgeschlagen wurde, und überall am Fußboden Reste des aus der Speisekammer herausgezerrten Mundvorrates, den die Villenbesitzerin in Ungewißheit über die Dauer des Krieges in großen Mengen dort aufgestapelt hatte. Oben im ersten Stock stehen die Flurschränke offen und durchwühlt da. Kein Wäschebündel ist unberührt geblieben, alles ist von gierigen Händen nach vermeintlich versteckten Schätzen wertvollerer Art durchwühlt worden. Und im Schlafzimmer schließlich, wo die Betten herausgerissen wurden, liegt Kot, Menschenkot — ein Zeichen, daß hier nicht mehr Soldaten einer feindlichen Macht, sondern ausgesprochene Verbrecher ihr Unwesen getrieben haben. Gerade durch den

Dachfirst ist eine feindliche Granate gegangen. Der Weg läßt sich noch genau verfolgen. Die Kommode des Dienstmädchens ist getroffen worden und ihre paar Habseligkeiten rieseln heraus, als ein Windstoß ins Stübchen dringt. Ein Brief flattert auf, ein kleines Heiligenbild fällt aus dem Gebetbuch, das ich aufhebe und auf den Tisch lege. Wo mag die Ärmste heute sitzen, die nie mehr etwas von diesen Schätzen wiedersehen wird, da drüben bereits eine helle Flamme aufschlägt und uns nötigt, wieder herabzusteigen. Krachend schlagen links und rechts von uns beim Weiterschreiten die Granaten ein. Aber sobald das fast beruhigende Geräusch des Einschlagens vorüber ist, treten wir aus der Deckung hervor und gehen vorsichtig weiter. Neben dem zerschossenen Kurhaus erblicke ich das Schild eines Kinotheaters. Die Tür steht offen, und ich trete ein.

Was ich sah, verlohnte sich fast, in einem Bilde für das Kino festgehalten zu werden. Das Bühnenhaus steht in der Längsrichtung zur See. Und als ob die Engländer den Effekt vorausgeahnt hätten, haben sie bei der letzten Beschießung Westendes von der Seeseite her ein Riesengeschoß gerade in die Mitte der einen Schmalwand des Kinos hineingehauen, so daß es nach Durchfliegung des Zuschauerraumes die weiße Wand der Bühne traf und ein gutes Stück von ihr herausriß, so daß jetzt des Himmels Wolken hoch hineinschauen können. Und es ist mir, als ob eine unsichtbare Hand an die Kinowand ein Menetekel hingemalt habe, das man in gleich wuchtiger und eindrucksvoller Form erst noch einmal suchen soll. Mir kribbelte es jedenfalls in den Fingern, über das Granatenloch in der Kinowand eine Inschrift zu setzen, die die Belgier später beliebig deuten konnten. Aber schließlich gab ja auch das Loch schon selbst den nötigen Fingerzeig

für den Urheber des grausigen Spiels an der weißen Wand.

Auf dem Parkettfußboden des Theaters fand mein Begleiter eine Fülle von Granat- und Schrapnellsplittern. Ich ging während dieser Zeit durch die Ränge des niedlichen, ganz neuerbauten Kinos und verfolgte mit Interesse die Flugbahn des englischen Geschosses. Es hatte die einzelnen Bankreihen umgestürzt und die Polstersitze versengt. Und ich dachte mir, welchen Eindruck das Geschoß wohl gemacht haben würde, wenn das Kino zufällig bis an den Rand mit einer neugierigen, sorglosen, schwatzenden Menge angefüllt gewesen wäre.

Wir stiegen dann auf das Dach eines der noch am wenigsten zerstörten Häuser und hatten von hier einen überraschend schönen Überblick über die ganze Schlachtfront am vielgenannten Yserkanal, dessen Silberband sich kaum vier Kilometer entfernt vor unseren Augen am Leuchtturm von Nieuport mündend, weit ins Land hineinzieht. Unmittelbar dahinter beginnt die einspurige Eisenbahn, die über Ramscapelle und Pervyse nach Dixmuiden hinuntergeht und deren Damm, dem Auge deutlich erkennbar, zu einer einzigen großen Feldbefestigung ausgebaut ist. Ebenso ist die vor der Eisenbahn sich im Halbkreis hinziehende Yser stark befestigt, so daß der Bahndamm gewissermaßen die zweite Linie der feindlichen Stellung bildet. Das in Form eines richtigen Parallelogramms gebaute Nieuport-Bains liegt im Dunst der Mittagssonne und ist kaum zu erkennen. Dagegen sieht das etwa drei Kilometer südlich im Lande gelegene Nieuport-Stadt arg mitgenommen aus. Zu meiner Linken feuern in gewissen Abständen Mörser hinein, während das Schußziel anderer Geschütze auf unserer Seite das zwischen uns und Nieuport-Stadt linkerhand an der

breiten, von Ostende kommenden Landstraße liegende Lombartzyde zu sein scheint. Eine volle Viertelstunde geht der heftige Artilleriekampf hin und her. Ich zähle in dieser Zeit fast die vierfache Zahl von Schüssen seitens der feindlichen Batterien. Die Unsrigen lassen sich Zeit, aber dann geht drüben auch in drei von vier Fällen etwas in Trümmer, während im Laufe dieser Viertelstunde hier zu unsern Füßen in Westende nur zweimal ein Treffer zu beobachten war. Ein paar Schrapnells, die im Laufe dieser Zeit ankamen, prasselten vollkommen wirkungslos herab, da unsere Mannschaften friedlich in den Kellern und Unterständen saßen, so lange die Beschießung anhielt. In einer Kampfpause wurden dann die Ablösungsmannschaften für die Schützengräben vorgeschickt. Meine Hoffnung, daß von der Seeseite her sich englische Kriegsschiffe in den Kampf einmischen würden, erfüllte sich nicht. Der Schreck über die „Formidable"-Katastrophe scheint ihnen den Mut zu weiteren Taten genommen zu haben.

Als wir langsam und für mich viel zu früh die Treppen des Hauses herabsteigen, blieb ich plötzlich lauschend stehen. Klang da nicht eine leise, feine Musik aus der Unterwelt zu uns herauf? Auch meine Begleiter hielten den Schritt an. Kein Zweifel, da spielte jemand die Geige. Aber wo? Der Keller war leer, und doch drang der Ton aus der Tiefe hervor. Und jetzt begleitete der Gesang einer tiefen, schönen Männerstimme die weichen Molltöne der Geige. „Macht euch bereit, macht euch bereit, es geht hinunter zur Ewigkeit!" Es fröstelte mich unwillkürlich und auch meine Begleiter rieten zur Eile, weil kurz vor dem Sonnenuntergang die Beschießung Westendes mit verstärkten Kräften aufgenommen würde. Und so schieden wir aus der verwunschenen, dem Untergange geweihten Stadt, ohne daß ich dem geheimnisvollen Ge-



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

An den Schleusen in Flandern



Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Das Festungstor Rabot in Gent

Digitized by Google



Ein deutscher Landsturmmann auf Wache



Ein Wachtkommando deutscher Landsturmmänner

Nach Original-Aufnahmen

Digitized by Google

sang weiter nachgehen konnte. Drüben auf der Landstraße, hinter einem halb zerschossenen Hause hatte sich inzwischen unser Kraftwagen herangepirscht, und nach einem herzlichen Dank an unsern liebenswürdigen Führer sausten wir Ostende zu. Ein elegantes, kleines Weinrestaurant, das zu anderen Zeiten den Hummer- und Burgunderschlemmern des Weltbades zum Obdach gedient hatte, nahm uns auf. Doch als wir das erste Glas auf das Wohl der da draußen leerten, klang wieder die geheimnisvolle Weise an mein Ohr und der Trank wollte mir diesmal nicht munden.

Mariechens Holzschuh

(Was der Holzschuh erzählt. — Die große Kanone. — Als der König floh. — Die Ehrenmänner über dem Kanal. — Freut euch des Lebens. — Die arme, kleine Marie. — Am gleichen Tag im Paradies.)

Mit einem gewaltigen Schwunge warf ihn die Welle, der er bis dahin als Spielzeug gedient hatte, auf den Dünensand. Da lag er nun, naß, frierend und halbzerbrochen. Er blickte sich scheu um und sah über sich ein großes, langes, graugestrichenes Rohr. Zur schönen Sommerzeit, wenn die kleine Marie mit ihm herunter an den Strand gegangen war, stand ab und zu auch so ein Rohr auf der Düne. Ein Mann ließ die Kurgäste hindurchsehen und erklärte dabei: „Dort drüben liegt Vlissingen, der befestigte Einfahrtshafen an der Scheldemündung. Vor sich sehen Sie Blankenberghe und hier links Ostende. Geradeaus im Nebel liegt England!" —

Und dann starrten sie alle lange in das Glas und versuchten die weißen Kreidefelsen von Dover zu erkennen. Die kleine Marie hatte es sich niemals erklären können, weshalb die Leute für diese Arbeit auch noch etwas bezahlen mußten. — „Bist du auch so ein Fernrohr?" fragte der kleine Holzschuh jetzt das Ungetüm über sich. — „Nein," brummte das Rohr, „ich bin eine Kanone." — „Aber du siehst doch auch nach England hinüber!" — „Gewiß. Ich wache hier, daß euch am Strande und weiter ins Land hinein von denen da drüben nichts Böses geschieht." — „Ach," sagte der kleine Holzschuh, „was uns Böses geschehen konnte, ist bereits geschehen." — „Oho," brummte die große Kanone, „was du nicht sagst. Du denkst, weil man dich hier am Strande verloren hat, ist gleich alles verloren. Sieh etwas über deine kleine Nase hinweg, und du wirst erkennen, daß es viel größere Dinge gibt, bei denen du gar nicht mitreden kannst." — „Na, na," meinte der kleine Holzschuh etwas beleidigt, „was ich durchgemacht habe, ahnst du überhaupt nicht. Du kommst da hereingeschneit, siehst unser Dörfchen zerschossen und stellst dich nun davor, wo es zu spät ist." — „Zu spät," lachte die große Kanone, „zu spät ist es für euch erst, wenn hier die Engländer landen und als eure guten Freunde das Zerstörungswerk, mit dem sie in den Weihnachtstagen begonnen haben, fortführen bis zum bitteren Ende. Und wenn ich nicht hier wäre und meine Kameraden rechts und links in den Dünen, so stände hier und anderwärts kein Stein mehr auf dem andern." — „Ja, ja," seufzte der kleine Holzschuh. „Ich verstehe von alledem nicht viel. Ich weiß nur, daß wir hier glücklich und zufrieden gelebt haben, bis eines Tages der Krieg kam, unser König fliehen mußte und die alten Fischer am Strande erzählten, daß die Deutschen, die hier

im Sommer noch fröhlich und harmlos umherspaziert waren, mit Gewehren und Kanonen nach Belgien gekommen seien, um uns alle totzuschlagen und totzuschießen." — „Das ist ja Unsinn," brummte die große Kanone. „Ich bin auch aus Deutschland, und die Männer, die mich hierher gestellt haben, sind auch von dort.

Wir haben niemals an so etwas gedacht, noch daran, daß wir uns hier mitten im Winter in den Sand einbuddeln müßten. Das hätten wir wahrhaftig billiger und bequemer bei uns an der Kieler Föhrde oder an der Nordseeküste haben können. Aber die Ehrenmänner da drüben über dem Kanal, die sind an alledem schuld. Die haben uns die Russen und Franzosen, die Japaner und Indier, kurzum fast die ganze Welt auf den Hals gehetzt, und da mußten wir uns eben wehren. Auch Ihr hier in Belgien hättet gegen uns mitgemacht, wenn wir nicht schneller gewesen wären als unsere Gegner. Aber totschießen und totschlagen wollte euch niemand. Daran seid Ihr ganz allein schuld, daß es in der ersten Zeit zu so etwas gekommen ist. Hat euch hier oben auch nur ein Deutscher etwas zuleide getan?" — „Nein, nein," wehrte der kleine Holzschuh ab. „Im Gegenteil, am Weihnachtsabend haben eure Soldaten die kleine Marie unter ihren Lichterbaum geholt und ihr Pulswärmer und Honigkuchen geschenkt." — „Na also," lachte die große Kanone vergnügt, „und so ist es fast überall gewesen. Nur ich habe hier draußen in der Kälte und in der Finsternis stehen müssen, ich und der Wachtposten. Der hat erst gepfiffen: ‚Freut euch des Lebens' und dann hat er sich mit mir unterhalten. „Siehste,' hat er gesagt, ‚wenn du auch nicht die dicke Berta bist, deswegen habe ich dich doch gern. Laß die von da drüben man kommen, denen werden wir es schon besorgen. Wegen den Brüdern müssen wir uns hier die

9*

Nacht um die Ohren schlagen und Muttern und die Kinder alleine Weihnachten feiern lassen. Sieh mal bloß das kleine Fischerdorf an. Das hat gewiß früher nett und freundlich ausgesehen, und nun haben die Kerle da hineingefunkt, daß es eine wahre Schande ist. Dabei haben sie den Leuten noch einreden wollen, daß sie doch Freunde seien. Und was haben sie mit den zwei Millionen verpulverter Munition erreicht? Nichts als ein paar Fischerhäuser sind zum Teufel gegangen." — „Gewiß," unterbrach der kleine Holzschuh die große Kanone, „aber auch das unsrige war dabei. Oh Gott! Meine arme, kleine Marie." — Und dann fing der kleine Holzschuh bitterlich zu weinen an.

Die große Kanone räusperte sich und fragte ihn teilnehmend: „Was ist denn das nun eigentlich für eine Geschichte mit deiner kleinen Marie?" — „Ach," seufzte der Holzschuh, „das arme, unglückliche Kind. Welch ein Unglück, welcher Schmerz für seine fleißige Mutter." — „Siehst du, am Heiligabend saß die kleine Marie noch mit ihrer Mutter und euren Matrosen unter dem Tannenbaum, und das Kind knabberte seinen Honigkuchen, während die Mannschaften sangen. Weißt du, so ein Lied von Maria und dem Jesuskind. Und die kleine Marie glaubte, sie sei gemeint, und klatschte vor Freude in die Hände. Aber am nächsten Tage mußten die Matrosen plötzlich fort in die Schützengräben in den Dünen, und dann donnerte es fürchterlich vom Meere her, und die kleine Marie ängstigte sich und rief nach der Mutter, die doch in die Fabrik in Lisseweghe gegangen war. Da mußte sie selbst am Feiertag arbeiten, denn der Vater war ja mit den Soldaten schon zu Anfang des Krieges fortgezogen, und die Matrosen hatten uns erzählt, er schieße jetzt gewiß von Nieuport her auf sie mit den andern

mit. Plötzlich gab es einen furchtbaren Krach, und wir sahen, daß das Haus unseres Nachbars in sich zusammenstürzte. Nein, wie erschrocken das Kind war. Es wurde mit einem Male ganz still und weiß im Gesicht. Dann sprang es mit mir die Treppen hinunter und lief und lief, gerade auf den Strand zu, obwohl es von da her immer toller blitzte und donnerte. Denn jetzt schossen auch die Deutschen auf die englischen Schiffe. ‚Marie!' rief da plötzlich ein Matrose, ‚Marie, wo willst du denn hin, Kind?' — Aber Marie hörte nicht, sondern raste den Abhang hinunter, fiel kopfüber ins Meer, und schon trug eine Welle das Mädchen fort, indes ich im Sande stecken blieb. Der Matrose kam uns nachgelaufen, schrie und schrie, aber dann stolperte auch er, stürzte in einem hellen Feuerschein zusammen und fiel über mich hin. Ich hatte großes Mitleid mit ihm, weil ihm das Blut nur so aus dem zerfetzten Körper rann und er ganz matt und schwach stöhnte. ‚Maria,' sagte er leise, ‚Maria, komm zu mir!' Und dann war er tot.

Am Abend, als die Engländer davongedampft waren, kamen seine Kameraden und hoben ihn auf. ‚Es war unvorsichtig von dir, aus der Deckung herauszulaufen,' sagte ihr Führer zu dem Toten. ‚Aber du wolltest unsere liebe, kleine Freundin retten, und nun bist du am gleichen Tag mit ihr im Paradies. Lebe wohl und grüße die Kameraden da oben.' Und dann kommandierte er: ‚Stillgestanden! Helm ab zum Gebet für den Helden!' — Dann haben sie ihn in ein Flaggentuch gehüllt und hier am Strande begraben." —

In diesem Augenblick wurde der kleine Holzschuh von einer festen, braunen Seemannshand ergriffen, und eine laute, helle Stimme sagte im Berliner Tonfall: „Nimm doch det Holz hier, Willem, und steck et uff det Jrab, da-

mit wir et besser wiederfinden. Der Wind macht imma allet jleich wieder ejal, als wenn jarnischt jewesen wäre!" — „Das soll woll so sein," erwiderte einer in Hamburger Mundart. „Ein büschen klein is es ja man, aber süß, es könnte fast der Pantinen von Mariechen sein, und denn gehört das ja zusammen!" —

Digitized by Google



An der Dünen- und Yserfront

(Von unserer Seewehr. — Englische Kriegsschiffe. — Im Gewirr der Schützengräben. — Die Belgier in Ruhestellung. — Von Indern und Negern. — Die alte Kampffront gegen England. — Etwas von Calais. — Das Meer als Kriegshelfer. — Ein unwirtlicher Schlammorast. — Saint-Georges. — Ein zerstörtes Luxusbad. — Die Stimmung hinter der Front. — Unser Siegesbewußtsein.)

Hell und scharf liegt die Wintersonne auf den leichtbewegten Wogen des englischen Kanals. Von dem Dach eines der mächtigen Strandhotels von Westende genieße ich den vollständigen Überblick über die Stellungen unseres äußersten rechten Flügels. Hier bei Westende steht sozusagen der rechte Flügelmann der gewaltigen Heeresmauer, die sich von der Schweizergrenze bis zum Kanal hinzieht. Und es ist kein schlechter Scherz, daß er seine Stellung auch nicht um einen Zentimeter nach links verändern darf, ohne dadurch den linken Flügelmann an der Schweizergrenze zu einer Neutralitätsverletzung zu zwingen. Aber es wäre ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß der englische Kanal den natürlichen Abschluß

unseres Bollwerks im Westen bildet. Denn hier bei Westende schließt eine ganz neue, aber ebenso feste Verteidigungslinie unmittelbar an, die, welche die 65 Kilometer lange Seefront von Westende bis zur holländischen Grenze hinüber besetzt hält. Von dieser unserer Seewehr habe ich das Notwendige bereits erzählt, als ich mich auf der Fahrt von Knocke nach Westende befand. Jetzt gilt es, von Westende den Weg südwärts zu nehmen bis nach Dixmuiden hin.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Linie Nieuport—Lombartzyde—Dixmuiden—Ypern von unseren Gegnern als eines ihrer wichtigsten Operationsgebiete angesehen wird. Dafür spricht allein schon die unverhältnismäßig lange Dauer der Kämpfe, welche hier mit unerhörter Zähigkeit auf beiden Seiten ausgefochten werden. Seit Mitte Oktober erwarten die Verbündeten an dieser Stelle unseren Durchbruch auf Dünkirchen und Calais und damit die Wegnahme dieser beiden wichtigen festen Plätze. Da hierdurch besonders die englische Truppenzufuhr erschwert werden würde, so haben vor allem die Engländer darauf gedrungen, daß die Linie Nieuport-Ypern unter allen Umständen gehalten werde. Zur Sicherheit wurde von ihnen auch noch ein großer Teil der Nordseeflotte zum Kampfe herangezogen, und man erinnert sich, daß seit Ende Oktober bis in die Weihnachtsfeiertage hinein die belgische Küste von Nieuport bis Zeebrügge von englischen Kriegsschiffen beschossen wurde, bis jetzt anscheinend unsere gewaltigen Befestigungen an diesem Küstenstrich den englischen Kriegsschiffen ein weiteres Vorgehen über die Zone von Nieuport hinaus nicht mehr rätlich erscheinen lassen.

Die gegenseitigen Stellungen auf der Strecke vom englischen Kanal bis Ypern hin sind bekanntlich durch den

Yser-Ypern-Kanal und die Eisenbahnstrecke Nieuport—Dixmuiden ziemlich genau vorgezeichnet. Wenn man diese beiden fast geradlinig von Norden nach Süden verlaufenden Linien von der hohen Warte, auf der ich mich zurzeit befinde, erblickt, versteht man zunächst kaum die Schwierigkeiten, welche sich den beiden Gegnern bei ihrer Überwindung entgegenstellen. Die Eisenbahn ist überhaupt nur eingleisig angelegt und der Bahndamm ragt kaum einige Meter über dem vollständig ebenen Gelände empor. Auch der Yserkanal, der von Ypern ab die Wässer der Yser korrigiert, in ziemlich geradem Wege bis Dixmuiden, von hier ab in mehreren Schlangenwindungen halbkreisförmig bis Nieuport und von da aus wieder ganz geradlinig ins Meer führt, ist nur wenige Meter breit. Aber dann sieht man, daß sowohl die Wälle des Kanals wie auch der Eisenbahndamm gewaltig bewehrte Festungsanlagen geworden sind.

Mit erstaunlichem Fleiße haben die Verbündeten im Laufe der Zeit nicht nur ein unübersehbares Gewirr von Schützengräben bis weit hinter Nieuport, Ramscapelle und weiter südlich angelegt, sondern auch feste Betonunterstände eingebaut, während in den unsichtbaren Artilleriestellungen lange englische Schiffskanonen und schwere französische Küstengeschütze in Tätigkeit sind. Den Schützengrabendienst versehen in drei fest bestimmten Abschnitten belgische, englische und französische Truppen. Den Belgiern hat man offenbar klarzumachen verstanden, daß es hier auf dieser Linie um den letzten Zipfel ihres ehemaligen Königreichs geht. Aber trotzdem merken die Unseren nicht sehr viel von ihrer Tätigkeit; ja hier und da wurde mir sogar in den Schützengräben versichert, daß die Zeit, wo die Belgier drüben Dienst tun, die größte Ruhe herrschte. Das haben wohl auch die Engländer und

Franzosen inzwischen bemerkt, denn jene schicken jetzt mit Vorliebe die Inder, diese die algerischen Scharfschützen und Senegalneger zur Ablösung vor und diesen unruhigen Elementen haben die Unseren es zu verdanken, daß ab und zu ein wilder Vorstoß auf unsere Stellungen erfolgt.

Aber so gute Schützen diese fremdländischen Truppenteile auch in den Ständen sind, so wenig bewähren sie sich in der offenen Feldschlacht. Ihre Kriegslisten und Verschlagenheiten mögen in den indischen Dschungelkämpfen und im dichten Buschwerk der afrikanischen Urwälder ihre großen Vorzüge haben. Hier, wo eine ungeheure Tiefebene fast ohne jeden Baumwuchs sich breitet, ist für diese Kämpferschar nicht der richtige Boden. Dazu kamen in den letzten Wochen noch die Unbilden der Überschwemmung und des Winterwetters. Und so tauchen gerade jetzt drüben in den Schützengräben mehr und mehr englische Truppen an Stelle der farbigen Elemente auf — ein Zeichen, daß die neue Armee Kitcheners in Stärke von angeblich 200000 Mann hauptsächlich zum Auspolstern der von den Indern und Negern nicht mehr genügend zu besetzenden Schützengräben benutzt wird. Immerhin sind wir den neuen Truppenverstärkungen gegenüber nicht untätig geblieben. Die kühnen Fahrten unserer Flugzeuge über Dünkirchen und Calais zeigen, daß wir uns die englischen Truppenlandungen und -verteilungen etwas näher angesehen haben, und auch auf See ist inzwischen mancherlei geschehen, was der englischen Flotte eine weitere Beschießung unserer Stellungen hier oben verleidet haben dürfte.

Um den Kampf an der See und an der Yserfront besser beurteilen zu können, ist neben einem geschichtlichen Rückblick auch eine Betrachtung der Geländeverhältnisse dieses Gebietes notwendig. Die Geschichte erzählt, daß Flan-

dern stets ein hart umkämpftes Gebiet gewesen ist, besonders aber das weite, flache Land hier an der Küste, dessen endlose Wiesen und Felder im Sommer von schwerem, sattem Grün bestanden sind und deren reiche Fruchtbarkeit immer wieder durch all die Jahrhunderte hindurch zur Verproviantierung von Massenheeren der verschiedensten Völker diente. Von hier aus wurde mehr als einmal der Versuch gemacht, England zu erobern, zuerst von Caligula im Jahre 40 n. Chr. und zuletzt von Napoleon I. 1803 bis 1805. Von Calais über Dünkirchen-Nieuport-Ostende bis hin nach dem jetzt längst von der Küste abgedrängten holländischen Grenzort Sluis zieht sich die alte Kampffront gegen England hin und demgemäß ist es auch ganz erklärlich, daß England diese Front jetzt mit besonders argwöhnischen Augen betrachtet. Bei Sluis standen im August 1588 30000 Mann und 185 Schiffe bereit, die unter dem Schutze der mächtigen spanischen Armada mit 2630 Kanonen England für König Philipp II. erobern sollten. Aber die englische Flotte trieb sie bis nach Calais zurück, von wo aus schließlich nur ein winziger Teil der damals so gewaltigen spanischen Seemacht in die Heimat zurückkehrte. Von jenem Zeitpunkt ab datiert der Aufschwung der englischen Seemacht und der Niedergang der spanischen, die 50 Jahre später, ebenfalls hier oben an der Küste von Flandern, auch noch der Verlust ihrer berühmten Silberflotte traf. Es muß ein sonderbares Gefühl für die Engländer sein, daß sie heute ihre Truppen in demselben Calais ausschiffen, daß ihnen 1347 unter Eduard III. zufiel, und zwar in jenen Kämpfen mit Frankreich, die ebenfalls auf Flanderns Boden ausgefochten wurden und deren Höhepunkt die Vernichtung der französischen Flotte durch die englische bei Sluis bildete. 200 Jahre hindurch haben

dann die Engländer von Calais aus die französische Nordküste beherrscht. Und es ist nicht uninteressant, in diesem Zusammenhange daran zu erinnern, daß sie in diesem Weltkriege sofort gegen Frankreichs Küstenstädte vorgehen wollten, als dieses den verunglückten Versuch machte, angesichts des Kluckschen Vormarsches auf Paris unserer Diplomatie Friedensvorschläge zu unterbreiten. Geschichtlich ist auch das heute heiß umstrittene Nieuport nicht uninteressant. Denn hier war es, wo im Juli 1600 Philipp von Oranien seinen großen Sieg über die Spanier erfocht, die damals unter dem Erzherzog Albrecht von Österreich kämpften und dabei dermaßen aufs Haupt geschlagen wurden, daß die spanische Herrschaft im Norden der Niederlande endgültig zusammenbrach. 50 Jahre später kämpfte hier die niederländische Flotte vergeblich gegen die englische, die von Cromwell den Auftrag erhalten hatte, den niederländischen Schiffsverkehr nach England zu erdrosseln.

Schon in jenen Kriegszeiten wurde wiederholt das Meer als Kriegshelfer zu den Kämpfen auf dem Festlande herangezogen. Das belgische Küstenland liegt vielfach tiefer als der Wasserspiegel des englischen Kanals, und nur die teilweise ziemlich hohen Dünenwände sowie äußerst sinnreiche Deichanlagen längs der Küste schützen das Land vor Überschwemmungen. Zu einem weiteren gewaltigen Gegner der Landschaft konnten ihr die zahlreichen Flüßchen mit ihrem geringen Gefälle werden, weshalb schon in alter Zeit das riesige Kanalnetz geschaffen wurde, das heute das ganze Küstengebiet durchzieht. Aber was derber Bauernfleiß und zäher Flamensinn durch die geschickte Ausnutzung dieser Anlagen aus Urvätertagen für die ganze Landschaft zu machen wußte, das verdarben jedesmal wieder die Kriegführenden, wenn sie die Dünen und die Ka-

naldämme durchstachen und auf diese Weise einmal der Flut Eingang ins Land verschafften, zum andern aber die Flüsse zu breiten Seen aufstauten und auf diese Weise aus den gesegneten Fluren einen unwirtlichen Morast machten. Es ist bekannt, daß von Nieuport südlich auch heute wieder ein solches Überschwemmungsgebiet sich dehnt und daß die Engländer es gewesen sind, die von ihren belgischen und französischen Freunden diese Vernichtung und Zerstörung weiter blühender Landstriche gefordert haben, um unseren Vormarsch nach Westen nach Möglichkeit aufzuhalten. Es ist auch bekannt, daß ihnen dies zu einem Teil gelungen ist.

Aber wenn wir auch heute noch hinter dem künstlichen See von Nieuport bis Dixmuiden stehen, so wissen wir doch, daß anderseits auch unsere Gegner nicht darüber hinwegkommen werden, ja daß wir ihnen sogar langsam, aber sicher diese ihre wichtigste Waffe aus den Händen gewunden haben und gegen sie selbst anzuwenden beginnen. Es ist uns gelungen, bei Dixmuiden jeder weiteren Überschwemmung Einhalt zu gebieten. Und hier oben bei Nieuport sehe ich keine Möglichkeit für unsere Gegner, ihren Angriff über den fauligen Salzsee um St. Georges herum weiterzutragen. St. Georges — das ist das Gehöft, welches mitten im Überschwemmungsgebiet liegt und von den Unseren schon vorübergehend besetzt gehalten wurde. Aber die aufgewandte Mühe lohnte nicht die Opfer, die darum fielen, und so sitzen wir heute geruhig auf der Linie Westende-Lombartzyde und warten ab, wie sich die ganze Sache weiter entwickeln wird. Wenn jetzt nicht der Frost eingreift und eine Brücke von Schützengraben zu Schützengraben schlägt, so kann die Sache hier oben noch eine ganze Weile dauern, obwohl die Gegner durch ein ununterbrochenes Artilleriefeuer auf Westende

und Middelkerke einerseits und Lombartzyde, Slype und Dixmuiden andererseits den Eindruck zu erwecken suchen, als wenn hier oben der Entscheidungskampf vor sich gehen sollte.

In der ersten Zeit hatten wir zwischen Nieuport und Dixmuiden nur die Reste des belgischen Heeres vor uns, während die englischen Linien bei Ypern begannen und sich bis hinunter nach Arras zogen, wo die französischen Truppen anschlossen. Inzwischen hat aber, wie schon eingangs erwähnt, eine vollständige Verschiebung dieser Truppenmassen stattgefunden, unter Heranziehung der englischen und französischen Verstärkungen und Ersatzmannschaften. Seitdem die Flotte den Verbündeten nicht mehr zu Hilfe kommt, die die deutschen Linien von der Flanke fassen sollte, scheinen unsere Gegner in einiger Verlegenheit in bezug auf die weitere Entwicklung der Kämpfe hier oben zu sein. Daß sie neuerdings wieder nach Middelkerke hineinschießen, scheint ein Beweis dafür zu sein, daß sie mit aller Gewalt nach der Küste zu Luft behalten wollen. Aber praktisch erreichen sie lediglich die Vernichtung der schönen, belgischen Badeorte zwischen Ostende und Nieuport, die sich namentlich in den letzten Jahren kräftig entwickelt und vornehmlich deutsche Besucher angezogen hatten. So entdeckte ich in dem jetzt zerschossenen Westende nicht weniger als vier große deutsche Pensionsvillen, die naturgemäß der allgemeinen Zerstörung ebensowenig entgangen sind wie alle übrigen hübschen Häuser und Häuschen dieses freundlichen Luxusbades. Zwischen Westende und Nieuport herrscht heute die Ruhe des Todes. Die andauernden Artilleriekämpfe haben auch die letzten Bewohner des unglücklichen Landstriches vertrieben und hüben und drüben unmittelbar hinter den Linien sind die Städte von Flüchtlingen angefüllt. Dazu kommen die

Bewohner der von den englischen Schiffen zusammengeschossenen Küstenstädte. Sie alle erschweren die allgemeine Verpflegung und müssen deshalb abgeschoben werden. Wir können in voller Ruhe den Leuten sagen, daß nur ihre Freunde an ihrem Unglück schuld sind. Aber etwas anderes ist es, welche Stimmungen und Gesinnungen die Flüchtlinge drüben hinter der Front auslösen und weitertragen.

Alle diese Umstände sprechen dafür, daß wir auch der weiteren Entwicklung der Dinge hier oben in voller Ruhe entgegensehen dürfen. Es ist, wie wenn zwei gewaltige Ringer sich in noch unentschiedenem Kampfe gegenüberstehen. Aber dem einen, der vergeblich nach der See hinüberspäht, weicht allmählich der Boden unter den Füßen, während ihn gleichzeitig im Rücken Zweifelsucht, Niedergeschlagenheit und Uneinigkeit bedrohen. Der andere Kämpfer dagegen steht mit beiden Füßen fest auf dem bereits vor Monaten eroberten und bisher um keinen Schritt breit preisgegebenen feindlichen Boden. Hinter ihm steht ein einiges Volk, mit starken Waffen und festem Willen. Seine Rechte stützt sich auf eine breite Brustwehr, die die deutsche Marine ihm erbaute. Er weiß, daß er den Turm der gewaltigen Mauer, die sich von den Vogesen bis zum englischen Kanal hinzieht, zu schützen und zu verteidigen hat, und in diesem Bewußtsein wird er siegen.

Digitized by Google



Weihnachten und Neujahr im Großen Hauptquartier

(Das Weihnachtsfest auf fremder Erde. — An der Weihnachtskrippe. — „Ich bete an die Macht der Liebe.“ — Ein Kaiserliches Geschenk. — Die Kinderbescherung im Hauptquartier. — Eine Ansprache an die Kriegsberichterstatter.)

Während in den Friedensjahren die Weihnachtsfeiertage und das Neujahrsfest zahlreiche höfische und militärische Feiern mit sich zu bringen pflegten, ist es in diesem großen Kriegsjahr in Berlin und Potsdam ganz still gewesen. Die schönen Säle des Berliner und des Potsdamer Stadtschlosses, in denen sonst die Weihnachtsbäume für den Kaiser und die Kaiserin, die Prinzen und die Prinzessin sowie für das kaiserliche Gefolge und das Hofgesinde brannten, blieben diesmal dunkel und leer. Der Kaiser weilte nach seiner leichten Erkrankung am Heiligabend bereits wieder im Großen Hauptquartier und mußte es der Kaiserin überlassen, die Bescherung für den kaiserlichen Hof vorzunehmen, die sich still und unbemerkt von der großen Öffentlichkeit abspielte.



Am Quai vert in Brügge

Digitized by Google



Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Die Rue du Sablon mit dem Belfried in Brügge

Digitized by Google

Mit dem Kaiser befanden sich zur Weihnachtszeit auch alle kaiserlichen Prinzen im Felde. Allein die alte Sitte der Christbescherung wurde deshalb doch vom Kaiser hochgehalten und durchgeführt. Und wenn ihm auch seine Kinder fehlten, so gedachte er doch der weitaus größeren Zahl seiner feldgrauen Jungen, indem er den im Großen Hauptquartier befindlichen Truppen persönlich bescherte und ihnen damit ein fröhliches und unvergeßliches Weihnachtsfest auf fremder Erde bereitete. Zu diesem Zwecke wurde die große Halle, in welcher sonst die Feldgottesdienste für das Große Hauptquartier abgehalten werden, in schöner und würdiger Weise hergerichtet. Auf langen, weißgedeckten Tischen standen 36 Christbäume im hellen Lichterglanz. Auf den Tischen waren für die Hofbeamten, die Stabswache des Kaisers und die Landsturmmannschaften des Großen Hauptquartiers Festgeschenke aller Art und dazu Honigkuchen, Äpfel, Nüsse usw. aufgedeckt.

Rings an den Wänden zog sich Tannengrün entlang und den Altar des weiten Raumes schmückte eine Weihnachtskrippe, die gleichfalls von mächtigen Christbäumen flankiert war. Insgesamt waren 960 Personen zu der Feier eingeladen.

Nachdem sich die Stabswache, die Hofbeamten und die Angehörigen des im Großen Hauptquartier Dienst tuenden thüringischen Landsturmbataillons an den Geschenktischen verteilt hatten, erschien der Kaiser und begrüßte mit einem kräftigen „Guten Tag, Leute!" die tausendköpfige Versammlung. Zunächst wurde ein kleiner Gottesdienst abgehalten, den das Lied „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" mit Harmonium und Militärmusik einleitete. Dann ergriff der Kaiserliche Hofprediger Geh. Konsistorialrat Dr. Goens-Berlin das Wort zu einer ergreifenden Festpredigt. Er führte aus, welches

Glück es sei, den Heiligabend in Feindesland feiern zu dürfen und nicht im eigenen Lande feiern zu müssen und bat Gott um weiteren Beistand und Segen für die deutschen Waffen. Darauf sang die Gemeinde im Massenchor: „Ich bete an die Macht der Liebe.“

Im Anschluß an den Gottesdienst ergriff Exzellenz Generaloberst v. Plessen das Wort, um dem Kaiser im Namen der ganzen Versammlung für die mit liebevoller Sorgfalt vorbereitete Bescherung und sein Erscheinen zu der Christfeier im Felde zu danken. Er schloß mit einem Hurra auf den allerhöchsten Kriegsherrn, der sichtlich bewegt die Huldigung seiner Getreuen entgegennahm. Mit lauter und fester Stimme hielt dann der Kaiser eine Weihnachtsansprache an das Große Hauptquartier, in der er dem Feind die Schuld daran beimaß, daß wir das Weihnachtsfest in seinem Lande zu feiern gezwungen seien und das Wort des Großen Kurfürsten variierte: „In Staub mit allen Feinden Deutschlands!“ Wörtlich schloß er seine Ansprache: „So halten wir uns an die Worte des Großen Kurfürsten und werden nicht ruhen, bis alle unsere Feinde im Staube zertreten sind! Amen!“

Nachdem dann ein Chor noch das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen hatte, erfolgte die Bescherung der Beamten und Mannschaften durch den Kaiser. Er ging von einem Tisch zum andern und sprach die Offiziere, Beamten und auch viele Mannschaften an, betrachtete ihre Geschenke und unterhielt sich sehr leutselig mit ihnen. Auf jedem Platz lag eine ganz neue Aufnahme des Kaisers mit der Überschrift: „Großes Hauptquartier, Weihnachten 1914.“ Außerdem erhielt jeder Soldat ein großes Paket von den in reicher Zahl eingegangenen Liebesgabensendungen. Wiederholt nahm der Kaiser Einblick in die Zuschriften an die Soldaten, die den Liebes-

gabensendungen beilagen und freute sich mit den Mannschaften über den warmen und innigen Ton der Briefe. Mit dem Gruß „Guten Abend, Leute!" verließ der Kaiser nach länger als einstündigem Verweilen die festliche Halle.

Fast zu derselben Zeit versammelte auch der neue Generalstabschef und Preußische Kriegsminister Exzellenz v. Falkenhayn die Herren des Generalstabes zu einer Bescherung. Auch hier herrschte eine fröhliche und zuversichtliche Stimmung. Die kurze, aber inhaltsreiche Ansprache des Lenkers der Schlachten im Westen hatte folgenden Wortlaut: „Kameraden! Wir weihen unser Glas den Brüdern, die ihr Leben für uns gaben und jetzt in kalter Erde oder auf dem Grund des Meeres ruhen. Wir weihen es ferner den Kameraden, die draußen ihre Brust dem Feinde bieten, unserm allergnädigsten Kaiser und Herrn, unsern Lieben daheim und dem Frieden, der auf den Sieg folgt!"

Eine weitere Weihnachtsfeier, die einen ergreifenden Eindruck machte, fand für etwa 200 Kinder statt, die von der Mairie des Ortes, in dem das Große Hauptquartier sich befindet, als bedürftig bezeichnet worden waren. Ihr Jubel war groß, als sie von den Unseren unter den großen Weihnachtsbaum geführt und mit allerlei nützlichen Sachen sowie mit Lebensmitteln beschenkt wurden. Sie sangen ihre französischen Weihnachtslieder und erinnerten unsere wackeren Landsturmleute an die eigenen Kinder daheim, die um diese Zeit ebenfalls von der Mutter unter den Lichterbaum geführt werden mochten.

Später fanden sich die Beamten der Hofhaltung, des Großen Generalstabes, der verschiedenen Reichsämter, die Mitglieder der kaiserlichen Stabswache, die Beamten der Feldpolizei und die Angehörigen des Landsturmbataillons

10*

Digitized by Google

zu besonderen Weihnachtsfeiern in ihren Quartieren zusammen, die allesamt fröhlich verliefen und von dem gleichen Geiste der Zusammengehörigkeit beseelt waren, der unsere Truppen im Westen und Osten beseelt. —

Im Pressequartier, dessen Mitglieder am Heiligabend sämtlich in der Front weilten, wurde den Ordonnanzen, Kraftwagenlenkern, Pferdepflegern und der Dienerschaft im Speisesaale des Schlosses beschert. Der Neujahrstag vereinte am Vormittag sämtliche Mitglieder des Kaiserlichen Hauptquartiers in der eingangs erwähnten großen Festhalle zum Neujahrsgottesdienst. Nach dessen Beendigung fand eine Gratulationscour statt, bei welcher der Kaiser wiederum freundliche Worte an die Offiziere und Mannschaften richtete und sich auch an die anwesenden Kriegsberichterstatter wandte, indem er zu ihnen sagte: „Meine Herren, ich hoffe, daß Sie im neuen Jahre recht viel Gutes zu berichten haben werden. Wir werden nicht eher ruhen, als bis wir den endgültigen Sieg erfochten haben!" —

Am Yserkanal entlang

I.

(Von der Tuchmacherstadt. — Ein Witz der Weltgeschichte. — Die hansische Bannerträgerin. — Eine sterbende Stadt. — Erinnerungen an die „Dünenschlacht". — Dixmuidens Untergang.)

Zu einer Zeit, wo abermals von London und Paris aus angedeutet wird, daß die Yserfront durchbrochen werden soll, um nach Ostende zu marschieren und weiterhin Antwerpen und damit ganz Belgien von der deutschen Invasion zu befreien, ist es doppelt interessant, am Yser-

Digitized by Google

kanal entlang zu wandern. Es ist eine Wanderung „im alten romantischen Land", wenn auch diese Romantik durch die Schrecknisse und Wirren des Weltkrieges arg gelitten hat und wohl niemals mehr zur früheren Schönheit auferstehen wird. Wie ganz Flandern, so ist besonders auch das Gebiet des auf belgischem Boden etwa 40 Kilometer langen Flußlaufes der Yser durch die Jahrhunderte heiß umstrittener Boden gewesen, und mit den Namen Ypern und Nieuport, also den Städten fast an der Quelle und an der Mündung des vielgenannten Flusses, verbinden sich gewaltige historische Erinnerungen.

Die kanalisierte Yser bedeutet heute noch wie in alter Zeit die direkteste Verbindung zwischen dem Meere bei Nieuport und der uralten Tuchmacherstadt Ypern. Ursprünglich ein (von den Normannen später zerstörtes) Schloß, wuchs Ypern unter den flandrischen Herzögen zur ersten Gewerbestadt in Flandern heran und die weltberühmten, 133 Meter langen Tuchmacherhallen mit dem mächtigen Belfried daran bieten ein lebendiges Beispiel für die Bedeutung und Kraft des Handwerks in den goldenen Tagen der Hansa. Neben Brügge beherrschte es in alter Zeit die Meere und ist mit diesem und Ostende ebenfalls durch Kanäle verbunden. Unter seinen Kirchen wird die gotische Kathedrale Sankt Martin als eine der schönsten Belgiens genannt, und wer jemals vom Belfried Yperns aus das wundervolle Panorama der alten Stadt zu seinen Füßen und darüber hinaus die blühenden Fluren und Wälder Flanderns geschaut hat, weiß, daß hier und oben bei Nieuport um das letzte und schönste Bollwerk Belgiens gekämpft wird.

Es ist geradezu ein Witz der Weltgeschichte, daß Ypern den Niedergang seines Hauptgewerbes, der Tuchmacherei, dem jetzigen Verbündeten Belgiens, England, zu ver-

Digitized by Google

danken hat. Die Stadt hatte für die Entwicklung dieser Industrie eine besondere glückliche Lage. Das umliegende Land war gut bevölkert, die Weiden Flanderns boten zahlreichen Schafherden Nahrung, sichere Handelswege nach Frankreich, England und Deutschland waren da oder wurden bald gefunden. Fast wie die kaiserlichen Kaufleute aus Augsburg, die Fugger und Welser, die daneben in Brügge und später in Antwerpen Millionen auf Millionen häuften, muten diese Tuchmacher aus Ypern an, die das ganze Europa mit ihren Waren versorgten und auf allen Messen und Märkten bis hinauf nach Nischninowgorod erschienen. In London, das damals erst anfing, ein Stapelplatz zu werden, saßen sie mit den Rivalen von Brügge und Gent zusammen in der „flandrischen Hanse", und Ypern, als mächtiges Mitglied dieses Dreigestirns, hatte die Ehre, den hansischen Bannerträger zu stellen.

Im Laufe der Jahre wurden die Beziehungen zu England noch inniger, da dieses als Wollieferant in Frage kam. Aber die Freundschaft mit England war schon in jenen Zeiten gefährlich. Als sich jenseits des Kanals erst einmal selbst eine einigermaßen leistungsfähige Tuchmacherei entwickelt hatte, da kamen die Tuchherren von Ypern nicht mehr mit, weil ihnen der kostbare Rohstoff von England allmählich gesperrt wurde. Ein Absatzgebiet nach dem andern ging verloren, und die stolze Stadt, die gegen Mitte des 13. Jahrhunderts 200 000 Einwohner gezählt haben soll, verlor zusehends an Glanz und Reichtum. Viele Einwohner wanderten aus und bildeten in fremden Ländern einen scharfen Wettbewerb gegen die Mutterstadt, die schließlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf ganze 6000 Einwohner zusammengeschrumpft war. Erst das vergangene Jahrhundert, das Belgien entstehen und wachsen

Digitized by Google

sah, hatte auch Ypern wieder zu modernem Leben erweckt.

Auch Nieuport, das als Yperns Hafenstadt mit diesem auf Gedeih und Verderb verbunden ist, kann sich ruhmvoller alter Zeiten und ähnlicher schöner Baulichkeiten wie Ypern rühmen. Es besitzt gleich Ypern prächtige Hallen der ehemaligen Tuchmachergilde, seinen aus dem 15. Jahrhundert stammenden Belfried, seine malerische Kirche und seine großen geschichtlichen Erinnerungen.

Unter dem Erzherzog Maximilian, dem ersten habsburgischen Beherrscher der Niederlande, späteren deutschen Kaiser, verteidigte sich Nieuport 1488 heldenhaft gegen die Truppen des französischen Königs Karl VIII. und zwang den Feind zur Aufhebung der Belagerung. Die Gewaltherrschaft Albas und die Unterwerfung der Stadt durch den Herzog von Parma im Jahre 1583 leiten ihren unaufhaltsamen Niedergang ein, den auch die gute Regierung des Erzherzogs Albrecht nicht aufzuhalten vermochte. Am 2. Juli 1600 fand die berühmte Dünenschlacht zwischen Albrecht und seinem Gegner Moritz von Nassau statt. Albrecht stand mit einem Heer von 15 000 Kriegern in den Dünen zwischen Westende und Nieuport, den Yserkanal im Rücken. Moritz kam mit noch größerer Streitmacht von Brügge über Middelkerke. Der Sieg neigte sich Moritz zu, nach einem überaus hartnäckigen Kampfe, der jedes Heer dreitausend Tote kostete. Auch der Sieger war so geschwächt, daß er auf die Einnahme Nieuports verzichtete. Es ist deshalb ein geradezu tragisches Verhängnis, daß diese beiden Städte, von denen eine die andere schuf, jetzt das gleiche Schicksal erleiden. Und mit ihnen verliert an Bedeutung Dixmuiden, das Zentrum des Ysergebietes, das neben dem schönen Rathaus in seiner Pfarrkirche einen der schönsten Lettner der Welt besitzt. Alle drei den

Digitized by Google

Yserkanal beherrschenden Städte tragen schwer an dem gleichen Schicksal, zuerst von den eigenen Truppen und den mit diesen verbündeten geplündert und kahl gefressen worden zu sein, worauf unsere Artillerie bis hinauf zu den schwersten Geschützen sie beschießen mußten. Dixmuiden, das wir seit Mitte Oktober im Besitz haben, gab inzwischen das monatelange Bombardement durch die Verbündeten den Rest, und auch von Nieuport und Ypern wird nach Beendigung der Kämpfe an der Yserfront nicht mehr viel übrig sein.

Zu alledem hat eigentlich nur der Yserkanal selbst die Veranlassung gegeben. Der einstige Lebensnerv der drei Städte, der sie untereinander und mit dem Meere verband, der ihnen Verkehr, Arbeit und Reichtum zuführte, wurde im Laufe des Krieges zu ihrem allerärgsten Feinde. Mit seinen hohen Flutdämmen und seinem 32 Meter breiten Wasserspiegel ist er ein starkes Hindernis für den Vormarsch unserer Truppen gewesen. Die Gegner hatten die strategische Bedeutung des Yserabschnittes wohl erkannt und starke Befestigungen angelegt; sie wissen auch ganz genau, daß mit dem Festhalten an dieser Linie das Schicksal des letzten belgischen Landrestes aufs innigste verbunden ist. Dem Vormarsch unserer Truppen waren ferner die zahlreichen kleinen Waldstücke der Gegend, die vielen kleinen Ortschaften, Einzelhöfe und eingezäunten Wiesen hinderlich. Hier ist denn auch überall von Haus zu Haus, von Baum zu Baum gekämpft worden.

II.

(Im sumpfigen Land. — Gute Beziehungen. — Das Überschwemmungsübel. — Amphibienhaftes Gebiet. — In Schlammfluten. — Kriegslisten. — Die Gummiregimenter. — Haßerfüllte Gesichter. — „Wer langsam fährt, kommt auch zum Ziel.")

Von Nieuport-Bains, da, wo die Yser in die Nordsee mündet, führt eine eingleisige Eisenbahn über Nieuport-Stadt, Ramscapelle und Pervyse nach Dixmuiden. Im Frieden brauchte man für diese Fahrt eine gute halbe Stunde. Heute muß man viele, viele Stunden durch Westflandern reisen. Denn heute geht es nur auf dem Umwege über Ostende, Tourhout und Eessen nach Dixmuiden hinein, da die Bahn zerstört, die Landstraße überschwemmt und die Yser die Operationsbasis für die beiderseitigen Heere an der Yserfront geworden ist.

Noch eigenartiger aber liegen die Verhältnisse am Yserkanal von Dixmuiden bis herab nach Ypern. Denn von Dixmuiden ab geht die Vollbahn nicht direkt nach Ypern weiter, sondern biegt stark östlich nach Eessen und Cortemarck ab, um die von Tourhout nach Ypern führende Linie zu erreichen. Das sumpfige Gebiet von Dixmuiden bis Ypern, das die Kanalisierung der Yser nötig machte, gestattete hier nur die Anlegung einer Kleinbahn, die bei Ostende ihren Anfang nimmt und über Slype und Keyem nach Dixmuiden und von hier aus weiter über Bixschote und Elverdinghe nach Ypern führt. Diese Kleinbahn ist übrigens noch insofern interessant, als sie von Ypern aus weitergehend bei Menin die belgisch-französische Grenze überschreitet und so eine direkte Verbindung mit dem Zentrum des nordfranzösischen Industriereviers: Tourcoing-Roubaix-Lille herstellt, — ein Zeichen dafür, wie

innig verwandt man sich in Belgien mit dem nordfranzösischen Grenzgebiet fühlte. Ebenso ist auch die von Ypern weiterlaufende Vollbahn bei Comines ohne weiteres über die Grenze direkt bis nach Lille geführt, und man kann sich daher ungefähr denken, welchen Einfluß die Unterbrechung dieser beiden wichtigen Verbindungen zwischen Westflandern und Nordfrankreich auf die beteiligten Industrien haben muß. Wir haben zugleich das sonderbare Bild zweier Eisenbahnstrecken vor Augen, von denen sich bestimmte Teile oft auf ganz kurze Strecken entweder in den Händen der Feinde oder aber in den unsrigen befinden. Und fast ebenso verhält es sich mit der vielgenannten Yser und ihrem Kanalgebiet selbst.

Auf diesem Gelände erwuchs uns der letzte und nicht geringste Feind in den Überschwemmungen. Sie verwandelten das Land zum Meer. Düster und farblos hängt in diesen Wintertagen der wolkenüberspannte Himmel über der ganzen Gegend und immer wieder öffnen sich seine Schleusen zu unendlichen Regengüssen. Dazu weht vom Meere her ein eisiger Kälteschauer herüber und die steigende Flut drückt immer wieder das Grundwasser auf den Feldern und in den Wäldern nach oben. Der gewaltige Körper des vielverzweigten Kanalnetzes scheint wie von einer unheimlichen Krankheit durchströmt zu sein, seitdem sein Adersystem nicht mehr richtig funktioniert. Es ist, als ob eine Blutstauung dem kranken Lande Besinnung und Atem raube. Tag und Nacht arbeiten unsere braven Pioniere, arbeiten die Mannschaften in den Schützengräben an der Bekämpfung der Schlammfluten, die immer wieder von den überschwemmten Feldern in die Unterstände hineinströmen. Schöpfeimer, requirierte Pumpanlagen und Abzugsgräben steuern dem Übel so viel wie möglich. Wir müssen den Braven, die hier an der Yser-

front im Kampfe nicht nur mit dem Feind, sondern auch mit dem Wasser stehen, doppelt dankbar sein für alles, was sie tun.

Daß die Deutschen in diesem amphibienhaften Terrain nicht nur Monate hindurch standhalten, sondern auch noch Erfolge erringen, das hat mehr oder minder respektvolles Erstaunen erweckt, nicht nur beim Gegner, sondern auch bei den Neutralen. Es erscheint ihnen einfach unerklärlich, und da sie auf die nächstliegenden Gründe nicht kommen oder nicht kommen wollen, dichten sie unserer Heeresleitung alle möglichen Kriegslisten auf den Leib. Wir können wirklich stolz darauf sein, was man alles unserem Generalstab zutraut. Ein phantasiebegabter italienischer Kollege begnügt sich nicht damit, die deutschen Soldaten in langen Regenmänteln zu beobachten, er weiß ganz genau, daß der deutsche Generalstab ganze Regimenter vom Kopf bis zum Fuß vollständig in Gummi gehüllt hat. Selbst das intimste Kleidungsstück sei verschwunden und habe einem Überzug von dünnem Gummistoff Platz gemacht. Diese so kostümierten Soldaten werden auf Flöße gesetzt und gondeln nun auf dem überschwemmten Gelände seelenruhig umher, geisterhaft hier und da im Mondlicht aufleuchtend und den armen Engländern einen panischen Schrecken einjagend. Dem Korrespondenten erscheint es als kein Wunder, daß die „Gummiregimenter" der Deutschen die „Seeschlachten" an der Yser schlagen.

Freilich, die Feinde da drüben sind auch nicht besser dran. Auch sie sitzen inmitten zerstörter Städte und Dörfer, verwüsteter Felder und all dem Unflat, den sie sich durch die leichtfertige Durchschneidung der Dünen und Dämme selbst auf den Hals gehetzt haben. Wir leben von den Hilfsmitteln des feindlichen Landes, sie aber müssen

das eigene Volkstum von dem letzten entblößen, was es besitzt. Und ob die Engländer und Franzosen die Interessen der belgischen Verbündeten, die hier um das letzte Stück ihres Heimatlandes kämpfen, verständnisvoll schonen werden, ist noch sehr die Frage. Erfährt man doch hier bereits, daß selbst die Franzosen sich darüber beklagen, wie die lieben Engländer im Pas de Calais hausen. Sie haben faktisch die Oberherrschaft in dem letzten Teile Westflanderns, den die Verbündeten noch halten, übernommen, und nach ihrer Pfeife tanzt man auch bereits drüben jenseits der belgisch-französischen Grenze in Dünkirchen, Calais und Le Havre, den Truppenausschiffungsplätzen der Engländer. Wir sehen in unseren Gefangenenlagern die haßerfüllten Gesichter der belgischen und französischen Gefangenen, wenn die gutausgerüsteten, den Krieg mehr sportmäßig nehmenden Tommy Atkins eingeliefert werden. Dann entschlüpft mehr als ein Fluch dem Gehege ihrer Zähne und man erfährt auf Befragen, wie die Engländer die Belgier und Franzosen gleich ihren eigenen Territorialtruppen als „Kulis" behandeln und die französische Küste bereits zu einer englischen Gegenküste auszugestalten beginnen.

Den Yserabschnitt halten sie nach Ansicht dieser Leute ohne die geringste Absicht, von hier aus etwa einen Vorstoß zugunsten der Belgier zu unternehmen, und in den vordersten Schützengräben lassen sie langsam, aber sicher die Reste der belgischen Armee und die französischen Bundesgenossen verbluten. Inzwischen haben sie durch belgische und französische Zivilarbeiter in dem moorigen Untergrund des von ihnen besetzten Kanalgebiets gewaltige Betonunterbauten geschaffen, auf denen sie die schweren englischen und französischen Schiffsgeschütze aufmontieren wollen. In dieser Arbeit sind sie jedoch durch

die Unsern schon zu wiederholten Malen gestört worden. Immer wieder haben wir auf Tonnenbrücken und Stegen nachts Infanterie ans andere Ufer hinübergeworfen und Abschnitt für Abschnitt mit dem Bajonett gesäubert. So geht der Kampf hier ebenso mühevoll und schwierig einher wie bei Nieuport und bei Ypern. Aber daß wir den Stoß auf das Zentrum der Yserfront: Dixmuiden mit Erfolg geführt und es bis zum heutigen Tage nicht nur gehalten, sondern gleichzeitig zu einer starken Stellung ausgearbeitet haben, beweist, daß es auch hier vorwärts geht, und wenn dies Vorwärtskommen nach Lage der Dinge oft auch nur ein schrittweises sein kann, so wissen wir doch auch dieses langsame Vorwärtskommen nach dem alten deutschen Spruche zu würdigen: Wer langsam fährt, kommt auch zum Ziel!

Digitized by Google



Kaisers Geburtstag im Hauptquartier

(Unter den Linden. — Ganz wie in Berlin. — Der türkische Bevollmächtigte. — Die Inschrift. — Psalmworte. — „Volk und Kaiser zusammengeschweißt." — Die Heeresmassen in Feindesland. — Das junge, fromme Herz des Soldaten. — Wie ein schönes Märchen. — Des Königs eigene Sachen. — „Durchhalten" ist die Parole. — „Ein betendes Volk." — Die Kaisergeburtstagsparade. — „Ein Mann mit Gott ist immer in der Majorität!")

Ein rauher, kalter Wintertag, ein schwer mit Wolken verhangener Himmel — das war der Rahmen für den Geburtstag 1914 unseres Kaisers in Feindesland. Aber trotzdem schwebte eine helle, verhaltene Fröhlichkeit über der schönen alten Rentnerstadt, denn alles, was hier deutsch ist, wußte sich eins mit den Volksgenossen bis zum Memelstrand hinauf und feierte den Festtag seines Kaisers mit, soweit es der Dienst auch nur einigermaßen zuließ.

Um 8 Uhr vormittags zogen die Spielleute der kleinen, aber guten Militärkapelle, die sich im Großen Haupt=

Digitized by Google

quartier aus Musikern des Landsturms gebildet hat, durch die Straßen der Stadt. Dann ging es „Unter den Linden“, wie wir hier die breite, schöne Hauptstraße der Weststadt getauft haben, zurück unter den Klängen des Liedes: „Freut euch des Lebens!“ Die Franzosen machten große Augen, als unsere Spielleute im Schlenderschritt dahinzogen, und bald war eine große Kinderschar hinter der Musik her.

Von zehn Uhr vormittags ab ging es dann auf der Straße, die zum Feldgottesdienstgebäude führt, ganz so zu wie in Berlin am Kaisergeburtstag. Die Truppen marschierten mit festem Schritt heran, Offiziere und hohe Generale kamen in Kraftwagen und Wagen, und auch ein großer Teil der Einwohner sah dem Aufmarsch neugierig zu. Im Kraftwagen der Reichskanzlei erschien Herr von Bethmann Hollweg. Mit ihm kam der Großadmiral von Tirpitz, sehr ernst im Gesicht und bald in ein eifriges Gespräch mit Exzellenz v. Müller, dem Chef der Marinekanzlei, vertieft. Der neue preußische Kriegsminister Wild von Hohenborn erschien erst nach Schluß des Festgottesdienstes am Platze, da ihn wichtige Dienstgeschäfte so lange fortgehalten hatten. Dagegen waren die Militärbevollmächtigten von Bayern, Sachsen und Württemberg zur Stelle und ferner der Generalquartiermeister, die Chefs der verschiedenen Reichsämter, die beiden Vertreter Österreich-Ungarns, Feldmarschalleutnant Graf von Stürgkh und Baron von Bienerth, und als neue und interessante Erscheinung der türkische Bevollmächtigte Zekki Pascha. Von der Freiwilligen Krankenpflege im Kriege war Fürst zu Solm-Baruth anwesend, das Kaiserliche Freiwillige Kraftwagenkorps kommandierte der Stabschef Geh. Kommerzienrat Büxenstein-Berlin.

Bald nachdem die Aufstellung beendet war, erschien der Kaiser, und zwar in Begleitung der Prinzen Oskar, Waldemar und Friedrich Leopold von Preußen. Er begrüßte kurz den Generalstabsarzt der Armee, Exzellenz von Schjerning, und den General der Fußartillerie, Exzellenz v. Lauter, und begab sich darauf mit dem Reichskanzler in das Gotteshaus. Hier hatten inzwischen die Truppen, über tausend Mann, Aufstellung genommen, und eine feierliche Stille herrschte in dem mächtigen Raum, als der Monarch nunmehr auf dem vor dem Altar aufgestellten Podium mit seinem Gefolge Platz nahm. Vom Altar her grüßte das Kreuz in schwarz-weiß-roter Aufmachung, rechts und links von Blumen und Blattpflanzen flankiert. In mehreren Leuchtern brannten Wachskerzen. Trommeln und Gewehre vervollständigten das kriegerisch-religiöse Bild. Eine aus der Heimat gesandte, schöngestickte Decke lag über dem Tisch des Herrn. Sie trägt die Aufschrift: „Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird wie er mit unsern Vätern war!" und ist von deutschen Frauen dem Kaiser gestiftet worden. Der Kaiser richtete sofort den Blick auf diese Unterschrift und nickte dann mit dem Kopfe. Nunmehr trat Geh. Konsistorialrat Goens auf einen Wink des Kaisers an diesen heran und erhielt von ihm Gruß und Handschlag. In dem Augenblicke, als die drei Prinzen auf das Podium traten, wandte sich der Kaiser freundlich zu ihnen und küßte sie auf die Wangen, worauf die Prinzen ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßten. Der Kaiser erkundigte sich dann bei dem Prinzen Waldemar nach dem Befinden seines Vaters, des Prinzen Heinrich, und darauf setzte sich der Flügeladjutant Herr v. Chelius an das seitwärts stehende Harmonium und intonierte den Choral: „Vater, kröne du mit Segen unsern König und sein Haus!"



Der Hauptplatz in Brügge

Digitized by Google



Die Kathedrale St. Sauveur in Brügge

Digitized by Google

Geh. Rat Goens verlas den 21. Psalm, der geradezu wundervoll die Stimmung und die Bedeutung des Tages zum Ausdruck brachte, weshalb ich ihn im Wortlaut hierher setze:

„Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deiner Hilfe. Du gibst ihm seines Herzens Wunsch, und weigerst nicht, was sein Wunsch bittet. Sela. Denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. Er bittet dich um das Leben; so gibst du ihm langes Leben immer und ewiglich. Er hat große Ehre an deiner Hilfe, du legest Lob und Schmuck auf ihn. Denn du setzest ihn zum Segen ewiglich, du erfreuest ihn mit Freuden deines Antlitzes. Denn der König hoffet auf den Herrn, und wird durch die Güte des Höchsten fest bleiben. Deine Hand wird finden alle deine Feinde, deine Rechte wird finden, die dich hassen. Du wirst sie machen wie einen Feuerofen, wenn du darein sehen wirst; der Herr wird sie verschlingen in seinem Zorn; Feuer wird sie fressen. Ihre Frucht wirst du umbringen vom Erdboden, und ihren Samen von den Menschenkindern. Denn sie gedachten dir Übels zu tun, und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen. Denn du wirst sie zur Schulter machen; mit deiner Sehne wirst du gegen ihr Antlitz zielen. Herr, erhebe dich in deiner Kraft; so wollen wir siegen und loben deine Macht."

Nachdem der Hofprediger die eindrucksvolle Vorlesung beendet hatte, sang ein aus acht jungen Schwestern des Roten Kreuzes und 25 Soldaten der Kaiserlichen Leibwache gebildeter Chor das Lied: „So nimm denn meine Hände und führe mich", dem der Kaiser in tiefster Bewegung zuhörte. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, sein ernstes Gesicht in aller Ruhe zu studieren.

Der Kaiser sieht außerordentlich frisch aus. Seine Bewegung meisterte er, indem er die Muskeln seines Gesichts straff zog. Das blaue Augenpaar war hell und fest auf den Geistlichen gerichtet, der nunmehr als den Predigttext des Kaiserlichen Geburtsfestes den 20. Vers des 68. Psalmes zur Verlesung brachte: „Gelobt sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf; aber er hilft uns auch.“

„Meine Lieben,“ so führte Geh. Konsistorialrat Goens dazu aus, „es ist unseres Kaisers Geburtstag heute, und was liegt da näher, als den heutigen Tag mit denen zu vergleichen, die wir in Friedenszeiten aus gleichem Anlaß festlich begingen. Vor unserer Seele steht in diesem Augenblick die Hauptstadt des Deutschen Reiches in ihrem Festschmuck von Fahnen und Girlanden an den Häusern und in den Straßen. In der Schloßkirche sammelte man sich zum Gottesdienst und in den Schulen feierten alle Kinder mit. Auf der großen, breiten Feststraße „Unter den Linden“ drängte sich eine große, hochgestimmte Menge. Dann kam der Kaiser mit seinen Söhnen zum Zeughaus und dann brach der Jubel hervor, und die festbegeisterte Stimmung der Massen drang hinauf zum Himmel. Übertönt aber wurde all das vom Donner der Geschütze. Meine Lieben! Wenn wir uns das vor die Seele stellen, so kann man vielleicht sagen: Das war äußerlich und hat eigentlich wenig Wert! Aber kommt es überhaupt auf das Äußerliche an? Ist nicht Gesinnung und Betätigung die Hauptsache? Und daran fehlt es uns heute Gott sei Dank nicht. Wann ist wohl dem Throne so viel Liebe und Treue zugeströmt als gerade in diesen Tagen, Wochen und Monaten? Und wir, die wir nun das Geburtstagskind in unserer Mitte haben, wir wissen wohl am besten, wie unser Kaiser gerade heute

umrauscht ist von der Liebe eines ganzen Volkes. Das ganze deutsche Volk auf dem weiten Erdenrund denkt in dieser Stunde an uns und feiert mit uns. Wir wissen, daß es gleich uns mit einstimmt in den Ruf: Gott segne, schütze und beglücke unsern Kaiser!

In einer solchen Stunde tauchen alle unsere Empfindungen tief hinunter in das religiöse Empfinden. Wir wissen ja, daß alle unsere Wünsche nur dann Erfüllung finden, wenn sie aus einem gottesfürchtigen Herzen kommen. Damit aber unsere Gebete in die rechte Bahn geleitet werden, soll uns das Wort des Psalmisten ein Führer sein. Wir denken an unsern eigenen Geburtstag. Da könnte man nun sagen, das sei doch ein gewaltiger Unterschied. Aber nein, das ist ja gerade das Große der Sache, daß in dieser Stunde Volk und Kaiser zusammengeschweißt dastehen, und darum können wir heute reden von unserm Geburtstag. Darum soll auch unser Dank darin bestehen, daß wir Gottes Gnade preisen. Ich denke, daß wir Grund genug zum Preisen haben. Wir haben Gott zunächst zu danken, daß wir einen Kaiser haben, daß er lebt und daß wir ihn hier in unserer Mitte haben. In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über ihm und uns seine Flügel gebreitet? Wir haben ferner Gott zu danken, daß wir in dieser schweren Zeit in unserm Kaiser einen Mann haben, der das Steuerruder ergriff und mit Geschick lenkte. Gerade wir Deutschen mit unserm ausgeprägten Stammesgefühl bedürfen in schweren Zeiten eines berufenen Führers, der uns alle sammelt und lenkt. Und wenn jemals Gott uns mit Flammenschrift ins Herz geschrieben hat: Ihr Deutschen habt euern Kaiser nötig! so jetzt, wo er uns wichtiger ist als fast das tägliche Brot. Denn als jetzt die schweren Zeiten kamen, da haben wir es wieder schätzen gelernt, was wir in dem deutschen

11*

Kaisertum besitzen und was es für uns bedeutete, daß der Kaiser da war. Und Gott hat seinen Waffen den Sieg gegeben. Sechs Monate dauert bereits dieser Krieg.

Wir stehen fast überall mit unseren großen Heeresmassen in Feindesland. Und wir stehen hier hinter einer festen Mauer. Gott hat uns den Sieg geschenkt, er hat uns unsere Feinde in unsere Hand gegeben und sie haben noch zu keinem Zeitpunkt Gelegenheit gehabt, über uns zu triumphieren. Wir Deutschen haben noch keinen Tag erlebt, dessen wir uns zu schämen hätten. Und das soll nichts Großes sein? Seien wir deshalb nicht undankbar. Gelobt sei der Herr täglich!

In der Heimat arbeitet der Bürger mit derselben Treue zu Kaiser und Reich wie der Soldat draußen im Felde. Er sorgt damit, daß das große Gebilde des deutschen Wirtschaftslebens bestehen bleibt. Und heute, nach sechs Monaten, steht der Turm des Deutschen Reiches, ohne daß auch nur seine Spitze abgebrochen ist, reckt sich gen Himmel und trotzt dem Orkan, der aus vier Weltteilen über uns herfegt. Darum: Gelobt sei der Herr täglich! Und wie wir nach außen stark geblieben sind, so sind wir es auch im Innern. Wie oft haben wir in diesen Tagen — und es kann gar nicht oft genug geschehen — unsere deutsche Herzens- und Geistesreinheit gepriesen. Das ist noch immer ein Wunder in unseren Augen. Gott hat eine heilige Schmelzarbeit verrichtet und selbst die Edelmetalle gemischt, so daß ein Werk entstanden ist, an dem wir uns nicht satt sehen können. Dadurch sind wir alle gewachsen und stark geworden wie noch nie. Ich erhalte oft genug Briefe von jungen Soldaten an der Front, und immer wieder sehe ich, daß das junge, fromme Herz des Soldaten nicht einmal Worte finden kann, um sein heiliges, starkes Empfinden darein zu

kleiden. Es ist etwas Großes in uns, was keimtragend war und nun zur Blüte kam in der Glutsonne dieser Zeit.

Und wie wir im Glauben stark sind, so sind wir es auch in der Liebe. Es macht uns täglich und stündlich einen immer neuen Genuß, die Liebe der Heimat entgegenzunehmen. Wie hat man unser gerade zur Weihnachtszeit so überaus liebevoll gedacht, daß uns die Tränen in die Augen kamen. Wie weint man mit den Verlassenen und wie bettet man die Verwundeten so weich, wie nur die Mutter sonst uns betten kann. Wie geht man den Einsamen und Trostlosen dieser Tage nach und wie rührt sich die Liebe aller Enden, um die Wunden zu verbinden, die der Krieg schlug. Das ist eine große Zeit, und wir wollen doch in diesen Tagen unser Herz immer mehr erfüllen lassen von diesem heiligen deutschen Geist. Seht, wir haben selbst das Wunder miterlebt, und wenn wir später davon reden werden, so wird es klingen wie ein schönes Märchen. Wir haben es miterlebt, das Eine, das Große, daß unser deutsches Volk seine Höhenwege gewandelt ist. Meine Lieben! Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Unser Mund und gewiß auch unseres Kaisers Herz. Was muß es doch für eine Vaterfreude sein, einem solchen Volke vorzustehen, das so voll ist von körperlicher Sprungkraft und von geistiger Schwungkraft, in eins zusammengeschweißt und mit einem heiligen, großen Ziel im Auge, und das diesem einen Ziele nachstrebt ohne Wanken. Was muß das für eine Freude sein, solchem Volke ein Vater zu heißen.

Aber wenn wir nur diesen Genuß heiliger Erhebung hätten, so wäre das fast zu schön. Und deshalb legte uns Gott gleichzeitig eine Last auf; die Last des Leidens, der Tränen, des Todes. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob es heißt, er legte uns oder unserm König

eine Last auf. Das ist die stärkste persönliche Last, die der Regierende trägt und die manchmal über seine Kräfte geht. Ein Regierender spricht zwar: „Nach meiner Regierung wird die Jugend Geschichte lernen, nach meinem Namen wird man diese Kriegszeit benennen. Ich bin es, der einmal für ein Volk die Lorbeeren tragen wird." Aber ob wir auch alle wollten und zu allen Opfern bereit wären, in diesem einen Stück hilft einem Regierenden kein Mensch. Das ist ausschließlich des Königs eigene Sache, das ist sein heiliger Beruf, das ist aber auch seine Würde und seine Stärke. Am Ende ist es der König, der vor seinen Gott hintritt und spricht: „Ich bereite die Kelter allein!" — Aber erleichtern können wir ihm die Arbeit und die Verantwortung, indem wir uns zu ihm gesellen und sprechen: Dieser Krieg ist unser aller Krieg und Dein Sieg ist unser aller Sieg! Und so stemmen wir unsere Mannesschultern mit unter die Last, die Du zu tragen hast. Dann wächst die Tragkraft und die Zähigkeit und Fähigkeit, durchzuhalten bis zum Letzten. Und darauf kommt es an!

Lieben Brüder! Jetzt ist die Stunde da, daß wir zur guten, deutschen Eiche werden, so zähe, daß sie kein Sturm zerbricht. Beugen wohl, aber brechen tut uns keiner. Und wenn wir in dieser ernsten und schweren Zeit alle diesen guten, deutschen Soldatengeist uns bewahren, dann helfen wir unserm König seine Last tragen. Wer aber seufzen wollte und sich scheut und nach dem Ende schaut, der erschwert uns die Arbeit und unserem König seine Last. Deshalb bitten wir heute Gott nicht nur um Gnade für die Zukunft, sondern auch um Zähigkeit. Zwei heilige Imperative stehen uns heute vor Augen: Volk und Heer! Schulter an Schulter müssen beide stehen und Durchhalten ist die Parole! Aber heute erbitten wir noch viel

Digitized by Google

mehr von Gott. Wir bitten ihn um unseren endgültigen Sieg.

Liebe Brüder! Mit der Gotteshilfe ist es ein starkes, aber auch ein zartes Ding. Gott hilft nur dem, der die gerechte Sache vertritt. Und da sind wir so fröhlich und wohlgemut, daß unsere Herzen trotz des Grollens der Feinde, trotz ihres Truges und ihrer List, nichts Böses fürchten. Eins ist gut, und für eines sterben wir: Unsere Sache ist gut und gerecht. Und wenn wir heute gezwungen wären, noch einmal denselben Weg zu gehen: Wohlan denn, es gibt nur einen Weg, den Weg zum Recht!

Aber Gott hilft nur dem, der lauter und rein vor Gott wandelt als ein herrliches und großes Menschenkind. Daß das in unserem Volke viele Tausende tun, daran besteht kein Zweifel. Es fragt sich nur, ob wir es auch tun. Und wir wollen uns in dieser ernsten Stunde fragen: Wie stehen wir zu unserem Gott? Hat er an uns Gefallen? Denn das sollen wir wissen: Jeder rechtschaffene Mensch erleichtert Gott, uns zu helfen, und jeder böse erschwert es ihm. Und wer leichtfertig sündigt, der soll wissen, daß er uns damit den Sieg erschwert.

Nun denn, liebe Brüder, die Hand ans Schwert, aber auch die Hände gefaltet zum Gebet! Deutsche sollen kämpfen, sie sollen aber auch beten können. Das ist die heilige Heerschar, die über uns schwebt: Ein betendes Volk!

So laßt uns denn vorwärts gehen in unverbrüchlicher Treue für unseren Kaiser, der auch bereit ist, das Letzte zu geben. Dann aber schauen wir vorwärts und aufwärts und beten: Hilf uns Gott in deiner Kraft, laß es uns gelingen! Und dann werden wir es erleben, das herrliche Psalmistenwort, das zunächst nur eine Verheißung ist, das aber dann für unsere Augen anbetungswürdige Wahr-

Digitized by Google

heit werden wird, daß uns der Herr auch hilft! Er helfe uns. Amen!"

Der Kaiser stand auf, hörte unbeweglich die Schlußworte des Geistlichen und das Glaubensbekenntnis mit an und betete schließlich das Vaterunser andächtig mit. Nun erklang abermals das von Herrn v. Chelius gespielte Harmonium, und mit Wucht fiel der Bläserchor in das alte Kampf- und Lieblingslied des Kaisers, das „Niederländische Dankgebet", ein, das der Kaiser mit lauter und kräftiger Stimme mitsang. Beim letzten Vers setzte eine Kesselpauke mit dröhnender Wucht ein. Noch ein stilles Gebet, und der Gottesdienst war zu Ende. — Nun rief der Kaiser nochmals den Geistlichen heran und gab ihm fest die Hand. Dann wandte sich der Monarch mit dem Gruße: „Guten Morgen, Kameraden!" den Soldaten zu und verließ die Halle.

Draußen formierten sich alsbald die einzelnen Truppenteile zur Parade vor dem Kaiser. Aus dem Inhalt der Predigt war schon zu ersehen gewesen, daß eines der Regimenter an die Front abgehen würde, und dieses zog denn auch als erstes an dem Kaiser vorüber, der am Straßenrande Aufstellung genommen hatte und die Mannschaften kritisch musterte. So zogen die Truppen unter klingendem Spiel vorüber, und es war ein eigenartiges Gefühl, einen Teil der Braven zum letzten Male vor ihrem Kaiser, noch dazu an seinem Geburtstage, vorbeimarschieren zu sehen. Ganz zuletzt rückten Berliner Landstürmer heran, die die Abrückenden ersetzen sollen und unter deren Mannschaften wahre Riesen mitmarschierten. Darauf wandte sich der Kaiser mit seinem Gefolge dem Offizierskorps der einzelnen Regimenter und den sonstigen militärischen und Beamtenformationen zu, die in langer Front die ganze Straße säumten. Dann

Digitized by Google

kam der Kaiser zu uns Kriegsberichterstattern herüber, und indem er uns alle mit seinen blauen Augen scharf ansah und dabei freundlich lächelte, sagte er: „Guten Morgen, meine Herren! Ich mache Ihnen mein Kompliment, ich lese Ihre Berichte sehr gern, Sie schreiben ja famos. Ich danke Ihnen dafür, Sie leisten Vorzügliches. Ihre Artikel haben einen hohen patriotischen Schwung. Das ist auch für unsere Leute in den Schützengräben von hohem Werte, wenn wir ihnen solche Sachen schicken können. Und nun noch eins, meine Herren, merken Sie sich das: Mein Grundsatz auch für diesen Krieg ist das Wort des alten John Knox, des Reformators von Schottland: ‚Ein Mann mit Gott ist immer in der Majorität!‘ Das können Sie weitergeben!" — Ich habe diesen Schlußsatz dem schönen Kaiserbild Brendels im ersten Band meiner Kriegsbriefe als Unterschrift beigegeben, und die Worte, durch die der Kaiser dem deutschen Schrifttum seine Anerkennung für seine Tätigkeit in diesem Kriege zum Ausdruck bringen wollte, sollen ihm unvergessen sein.

Hinter dem Monarchen stand während seiner Ansprache an uns der Reichskanzler. Wir eilten, die Rede dem Telegraphen zu übergeben, deren Bedeutung vor allem in dem Satze besteht, den der Kaiser aus dem Lager der Gegner zitierte, und der in das Lager der Gegner hinüberklingen wird: „Ein Mann mit Gott ist immer in der Majorität!"

Digitized by Google

IV Von Lille nach Lodz

(Die Armee der Eisenbahner. — Das ehemalige Reich König Alberts. — Der „belgische Krupp". — Ein englischer Durchgangshafen. — 5000 Kilometer Eisenbahn. — Ein Generalhandel von über 60 000 Millionen Mark. — Planmäßige Zerstörungen. — Von Nordfrankreich nach Russisch-Polen. — Reisekosten. — Eine friedliche Eroberung.)

Eine neue, aber friedliche Armee ist in den letzten Tagen in das ehemalige Königreich Belgien eingezogen und hat sogleich einen vollen Sieg auf der ganzen Linie — oder vielmehr auf allen Linien erreicht. Es war die Armee der deutschen Eisenbahner, die am 1. Februar den Dienst auf dem gesamten Eisenbahnnetz des belgischen Staates übernommen hat. Nun stehen zu vielen Tausenden die Beamten der preußisch-hessischen, der bayerischen, württembergischen, sächsischen und badischen Staatsbahn sowie der elsaß-lothringischen Reichseisenbahnen auf allen Linien der ehemaligen belgischen Staatsbahn verteilt und beweisen auch an ihrem Teile die Sieghaftigkeit der deutschen Ordnung und Disziplin, die vor Monden schon den deutschen Truppen das belgische Land untertan machte.

Das belgische Eisenbahnnetz ist entsprechend der starken Bevölkerung des Landes und der riesigen Industrie, die in ihm bis zu Beginn des Krieges tätig war, ein sehr umfangreiches und vielverzweigtes. Auf einem Gesamtareal von rund 30 000 Quadratkilometern Landes leben in Belgien zirka sieben Millionen Menschen, so daß hinsichtlich der Dichtigkeit der Bevölkerung das ehemalige Reich König Alberts unter den Staaten Europas nur noch hinter dem Königreich Sachsen zurückstand. Nur ein Fünftel der Gesamtbevölkerung trieb Landwirtschaft, die, gefördert durch den unablässigen Ausbau des Eisenbahnnetzes einerseits und das ständige Wachstum der In-

Digitized by Google

dustrie andererseits, bei wenig günstigen Bodenverhältnissen zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht worden war. Fast die ganze übrige Bevölkerung war in Handel, Verkehr und Industrie sowie in dem gewaltig ausgedehnten Bergbau- und Hüttenwesen Belgiens beschäftigt. Wenn man bedenkt, daß Belgien nahezu 250 Kohlengruben mit rund 250000 Arbeitern besaß und an Kohlen jährlich zirka 20 Millionen Tonnen im Werte von rund 250 Millionen Francs förderte und davon einen gewaltigen Überschuß an das Ausland, insbesondere an Frankreich, abgab, so kann man sich ungefähr denken, welche Ansprüche an das Staatsbahnnetz nicht nur in bezug auf den Personenverkehr, sondern auch den Güterverkehr gestellt wurden.

Die gesamte belgische Industrie arbeitete mit 20000 Dampfkesseln, ebensoviel Motoren mit zusammen rund einer Million Pferdekräften. Die gewaltigen Werke von Cockerill, dem „belgischen Krupp", die großartigen Waffenfabriken von Lüttich, die bedeutenden Fakrikunternehmen in Brüssel, Gent, Verviers, Lüttich und Antwerpen stellten ebenfalls große Ansprüche an die Staatsbahnen. Dazu kam noch die gewaltige Woll-, Baumwoll- und Leinenindustrie Belgiens, die nicht nur für ihre großen Transporte, sondern auch für ihre umfangreiche Arbeiterschaft große Ansprüche an das Verkehrswesen stellte. Hierzu traten noch die Forderungen von Handel und Verkehr. Denn Belgien ist durch seine Lage zwischen dem Norden und Süden Europas und zwischen dem Kontinent und Westeuropa zu einem Mittelpunkt für den See- und Landverkehr wie geschaffen. Am bedeutendsten war der Handel Belgiens mit Frankreich (etwa ein Fünftel des Gesamtverkehrs), weshalb denn auch das Voll-, Neben- und Kleinbahnwesen der belgischen Staatsbahnen beson-

Digitized by Google

ders nach der französischen Grenze hin vorzüglich durchgearbeitet war und unseren Gegnern bei ihrem Rückzuge auf die Yserkanalfront ganz außerordentlich zustatten kam. In zweiter Linie gingen die Handelsbeziehungen Belgiens nach England und dem Deutschen Zollverein hinüber. Unter diesen Umständen unterhielt Belgien auf dem Wege über Antwerpen eine ganze Anzahl zweigleisiger Strecken für den hier stattfindenden Ladeverkehr sowie andererseits nach Ostende, dem zweitgrößten Hafen des Landes, der sich in der letzten Zeit vollständig zu einem englischen Durchgangshafen entwickelt, aber unter der zunehmenden Konkurrenz Vlissingens zu leiden hatte.

Den Verkehr nach Deutschland vermittelte die Linie Hasselt-Maastricht, die die direkte Verbindung von Antwerpen nach Aachen darstellt, ferner die Linie Brüssel-Löwen-Lüttich-Verviers, gewissermaßen die Schlagader des belgisch-deutschen Verkehrs, und drittens die von der französischen Grenze über Charleroi, Namur, Huy und Lüttich ebenfalls nach Verviers führende Linie, die für uns die direkte Verbindung von Berlin nach Paris darstellt und in den heißen Augustkämpfen des vorigen Jahres gleichzeitig die gegebene Linie für unseren Vormarsch durch Belgien bildete.

Eine weitere Hauptlinie, die für uns Deutsche in dem belgischen Staatsbahnnetz noch in Betracht kam, war die von Brüssel über Namur und Arlon nach Luxemburg führende, da ja Luxemburg dem Deutschen Zollverein angehört und Elsaß-Lothringen sowie die Rheinprovinz durch diesen Schienenweg mit Belgien in unmittelbarer Berührung standen. Eine Grenzbahn verläuft schließlich noch von Lüttich südlich in der Gestalt der sogenannten (eingleisigen) Ardennenbahn. Sie besitzt ebenfalls Abzweigungen nach der Rheinprovinz und Luxemburg hinein.

Zu Beginn des Krieges besaß Belgien rund 5000 Kilometer normalspurige Bahnen, wovon nur wenig über 1000 Kilometer nicht im Staatsbetrieb waren. Dazu kamen rund 1000 Kilometer Nebenbahnen, an die sich ein gewaltiges, wohl von keinem Land der Erde sonst erreichtes Kleinbahnnetz oft unmittelbar anschloß. Dazu trat dann noch der Riesenverkehr auf den drei Hauptflüssen des Landes, der Maas, der Schelde und der Yser, sowie auf deren 15 schiffbaren Nebenflüssen, und der ebenfalls ganz gewaltige Verkehr auf den 50 Kanälen des Landes, die eine Gesamtlänge von über 1000 Kilometern haben und von denen der älteste übrigens der jetzt so viel genannte Yser-Ypern-Kanal nach Nieuport ist, der bereits 1251 erbaut wurde. Wenn man berücksichtigt, daß Belgien zuletzt eine Einfuhr von etwa 1900 Millionen, eine Ausfuhr von zirka 1600 Millionen und eine Durchfuhr von zirka 1400 Millionen, insgesamt einen Generalhandel von über 6000 Millionen hatte, so läßt sich ungefähr ermessen, welcher Güterverkehr auf den belgischen Staatsbahnen stattgefunden hat. Auf den belgischen Wasserstraßen wurden zuletzt etwa 30 Millionen Tons befördert. Der Ertrag der Eisenbahn belief sich 1913 auf über 140 Millionen Francs.

Das ganze belgische Eisenbahnwesen war im Augenblick der Mobilmachung von der obersten belgischen Heeresleitung übernommen worden. Aber schon nach den ersten entscheidenden Schlägen bei Lüttich und Namur und als die Belgier zum allgemeinen Rückzug zunächst nach Antwerpen und dann auf die Yserlinie genötigt wurden, begann ein planmäßiges Zerstörungswerk des größten und wichtigsten Teiles des belgischen Staatsbahnnetzes.

Ich habe schon früher ziemlich eingehende Mittei-

Digitized by Google

lungen über die großen Tunnel-, Viadukt- und Brückenzerstörungen der Belgier, besonders auf der Hauptstrecke Herbestal-Lüttich-Namur, und ferner auf der Ardennenbahn, der Brüssel-Luxemburger Strecke und der über Löwen nach Antwerpen und Brüssel führenden sowie den Strecken des nordbelgischen Industriegebietes gemacht. Glücklicherweise sind vielfach die in den Tunnels angelegten Flatterminen nicht losgegangen. An anderen Stellen, so besonders an der Ardennenbahn, hatte man Lokomotiven aneinandergekoppelt und dann unter Volldampf von beiden Seiten in die Tunnels hineingejagt, um diese dadurch zu zerstören oder doch für längere Zeit zu sperren. Und schließlich waren die Strecken selbst durch Aufreißen der Schienen, Entfernung der Schwellen, Durchstechung der Eisenbahndämme und Hinausjagen führerloser Züge, besonders aus den belagerten Städten, unbrauchbar gemacht worden. Durch die Beschießungen litten ferner vielfach die Stationsgebäude, Stellwerke, Beleuchtungsanlagen, Telegraphen- und Telephonleitungen.

So fanden denn unsere deutschen Pioniere und Eisenbahntruppen bei ihrem Zuge durch das belgische Land oft ein wahres Chaos auf den Eisenbahnstrecken vor. Und nur ihrer unermüdlichen Ausdauer und Arbeitskraft ist es zu danken, daß das gewaltige Werk der Erneuerung des gesamten belgischen Staatsbahnnetzes im Verlauf von kaum fünf Monaten durchgeführt werden konnte. Nachdem schon in den letzten Monaten auf den Hauptstrecken wieder ein einigermaßen planmäßiger Betrieb, wenn auch nur unter großen Schwierigkeiten, zwecks Beförderung von Truppen, Kranken und Verwundeten, Munition und Proviant abgewickelt werden konnte, ist nunmehr am 1. Februar 1915 fast der volle Dienstbetrieb auf den

bisher fertiggestellten Strecken der belgischen Staatsbahnen wieder aufgenommen, und mit der Kürze, die alle seine Kundgebungen auszeichnet, hat der Generalstab des deutschen Feldheeres die Vollendung dieses Riesenwerkes in die Formel: Von Lille nach Lodz! kleiden können.

Von der Hauptstadt Nordfrankreichs, dem gewaltigen Industriezentrum Lille, das heute einen der wichtigsten Punkte der gewaltigen Kampflinie von der Schweizer Grenze bis zur Nordsee bildet, geht seit dem 1. Februar eine direkte Verkehrslinie über Berlin nach Lodz, dem nicht minder bedeutsamen Industriezentrum Russisch-Polens. Auf jener Seite ist nur die Verbindungslinie Skalmierzyce-Kalisch durch unsere bewunderungswürdigen Pioniere und Eisenbahntruppen wieder herzustellen gewesen, um die ungeheure Verbindungslinie hinüber nach Nordfrankreich befahren zu können. Aber um nach Lille zu gelangen, mußten wir fast das ganze belgische Staatsbahnnetz erst wieder herstellen. Und auch diese Leistung ist etwas, von dem wir sagen können, daß sie uns kein anderer Staat der Welt nachmachen wird. Sie war nur möglich dadurch, daß unsere Verkehrstruppen monatelang Tag und Nacht hindurch in aufopferungsvollster Tätigkeit den neuen Feldzug auf allen Linien der belgischen Staatsbahnen siegreich durchführten.

Die neue Linie führt von Lille aus über die Teppichstadt Tournai und Ath nach Brüssel, von hier aus weiter über Löwen, Tirlemont und Lüttich nach Herbestal, von wo die altbekannte Strecke über Düren, Aachen und Köln nach Berlin führt. Der vorläufig täglich einmal verkehrende schnellste Zug auf dieser Strecke wird mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 65 Kilometern gefahren, so daß er die etwa 800 Kilometer lange Gesamtstrecke von Lille nach Berlin in zwölf Stunden zurücklegt. Von

Digitized by Google

Berlin aus gehen dann die fahrplanmäßigen D-Züge über Posen-Ostrowo nach Lodz weiter.

Daneben aber ist natürlich für ganz Belgien ein neuer Eisenbahnfahrplan ausgearbeitet worden und auch der wird seit dem 1. Februar vollkommen ordnungsmäßig durchgeführt. Er ist bereits in drei Sprachen ausgegeben: deutsch, französisch und flämisch. In ihm sind ganz genaue Anweisungen über die bereits eröffneten Strecken, die Fahrkarten, die Gepäckabfertigung und den Güterverkehr enthalten. Danach sind freigegeben die Strecken Brüssel-Aachen, Brüssel-Lille, Brüssel-Namur, Brüssel-Mons, Löwen-Charleroi, Brüssel-Antwerpen und Brüssel-Courtrai. Die Preise der Fahrkarten sind vorläufig noch ziemlich hoch, was aber durchaus gerechtfertigt erscheint, angesichts der gewaltigen Unkosten, die uns bisher durch die Wiederherstellung des Eisenbahnnetzes erwachsen sind. So kostet die Reise von Brüssel nach Aachen z. B. 15 Francs, von Brüssel nach Lille 9 Francs, von Brüssel nach Namur 6,50 Francs und von Brüssel nach Antwerpen 8 Francs.

Aber nicht nur die Voll-, sondern auch die Nebenbahnen sind zum großen Teil wieder in Betrieb genommen. So die Linien von Gent nach Terneuzen, von Lüttich nach den verschiedenen umliegenden Industrieorten und ebenso auch in Antwerpen, Verviers und auf der Ardennenbahn. In den meisten größeren Städten Belgiens verkehren außerdem schon wieder sämtliche Straßenbahnlinien. Einige kleinere Nebenbahnen an der Yserfront sowie die Küstenbahn von Knocke über Ostende nach Westende befinden sich ebenfalls wieder in Betrieb, werden jedoch ausschließlich für Zwecke der deutschen Heeresleitung in Anspruch genommen. Alles in allem genommen, erhellt daraus, daß deutscher Ordnungssinn und deutsche

Digitized by Google



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Blick auf den Hafen von Ostende



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Am Strand von Ostende in Friedenszeiten

Digitized by Google



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

La Panne an der französisch-belgischen Grenze

Der letzte Zufluchtsort des Königs von Belgien



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Die Rue Bonzel in La Panne

Digitized by Google

Disziplin auch auf dem friedlichen Gebiete des Eisenbahnwesens in Belgien die unumschränkte Herrschaft angetreten haben, und daß den lahmgelegten Staatskörper in seinen wichtigsten Adern neues Blut durchdringt, ein Umstand, der für die weitere Entwicklung der Verhältnisse in dem jetzigen Gouvernement Belgien von allergrößter Bedeutung werden wird.

Der Fünfuhrtee des Landwehrmannes

(Echte Havanna. — Feine Leute. — Ein Five o'clock tea. — Kamerad, kannste noch? — Hohe Töne. — Rum genügt! — Ein niedlicher Käfer. — Keine Ahnung vom Schützengraben.)

Im Schützengraben vor Lombartzyde stieß ich endlich einmal auf Berliner, gleich ein ganzes Rudel und lauter Prachtgestalten von der Garde. — „Kinder," sagte ich zu ihnen, als sie langsam aus dem Unterstand hervorkrochen, „ihr werdet ja immer länger!" — „Na Zustand!" erwiderte der Landwehrmann Wilhelm Müller, „wenn man hier seit Wochen in den fetten Boden steht un alle Tage begossen wird!" — Alle lachten, und ich machte die Zigarrentasche auf. — „Is det ooch keene Liebesjabe?" fragte der mißtrauische Wilhelm. — „Im Gegenteil!" antwortete ich, „echte Havanna. So feucht wie euer Schützengraben und in der Asche weiß wie eure Hemden. Und ein Aroma, daß sich gleich der feindliche Schützengraben leert." — „Woll weil se alle ausrücken?" meinte der unverbesserliche Müller. — „Gott bewahre. Sie kommen hergelaufen!" erwiderte ich. — „Na, denn is et jut. Kommen wir zur Sache, Angeklagter," sagte Müller, biß die Spitze ab und zog die Streichhölzer heraus. — Dabei verschob sich sein Uni=

formärmel und ich sah eine mächtige, frischverheilte Narbe an seinem Arm. — „Det habe ick bei Sänkangtäng jekriegt," erzählte Müller auf meinen fragenden Blick hin. „Bein Sturm haute mir da een Jranatsplitter rin, det ick dachte: Det Jeschäft is richtich! Aber in Berlin ham se det Kind so jut jeschaukelt, det ick schon wieder Dienst dhun kann. — Feine Leute, die Berlina. Det sage ick nich, weil ick ooch eener bin. Aber wie se eenen als Verwundeten behandeln — 1a mit Trobbeln! — ‚Jroßer Jott, vawöhn Se doch bloß die Leute nich so,' sagte unser Oberstabsarzt immer, wenn se mit de Einladungen un Liebesjaben kamen. — Eenen Dag kam ooch an mir eene Kachte von eene Frau Kommerzienrat uff'n Kurfürstendamm. ‚Sehr geehrter Herr Kamerad! Sie werden hierdurch zu meinem heutigen Five o'clock tea eingeladen. Beginn 6 Uhr. Anzug: Uniform und Orden. Granatsplitter und Schrapnellstücke werden, da ich eine Sammlung davon anzulegen beabsichtige, gern gesehen!' — ‚Na,' sagte der Herr Oberstabsarzt, ‚wissen Sie denn auch, was ein Five o'clock tea ist?' — Keine Ahnung, sagte ick. — ‚Na, denn bestellen Sie der Frau Kommerzienrat, der Doktor ließe ihr sagen, sie möchte ihn immer möglichst warm anziehen, er könnte sich sonst die englische Krankheit holen!' — Und denn türmte ick los. Der Schaffner von die Elektrische faßte mir jleich um de Tallje und hob mir ruff, indem er fragte: ‚Kamerad, kannste noch?' — Na immer derjenijte welcher! sagte ick. Aber det is nett von Ihnen! — Un denn wollt' ick 'n Sechser geben, woruff er meent: ‚Dir piekt er woll? Abzähl lieber mal, wie't jewesen is.' — Er kam ooch rin in'n Wagen un verpaßte alle Haltestellen un die Leute natierlich ooch, un wie wir schließlich uff'n Kurfürstendamm ankamen, da wollte eener schon an Potsdamerplatz und

der andere in die Lützowstraße un der dritte bein K. d. W. aussteigen. Aber denn lachten se alle, sagten Adje zu mir un jaben mir Ziehjarren. — Na, die ha'ck natierlich jenommen. — Wie ick denn bei de Frau Kommerzienrat ruffkam, waren schon ne Menge von uns da, un sie kam mir jleich entjejen, kiekte mir durch son Vajrößerungsjlas an un sagte: ‚Nun, mein tapferer Krieger, wie is dein Befinden? Hast du dir als Held benommen? Setze dich, nimm dir Tee, soviel du willst, und da sind auch Sändwitschs! Hast du denn kein Eisserners Kreuz, wackerer Sohn unserer Scholle?‘ — Ach Jott, sachte ick, det ha'ck noch nicht angelegt. (Ick trag'et nich jern uff de Straße, weil se eenen denn iebahaupt nich loslassen un ick kann doch die Jeschichte nich immazu wieda ahzähln!) Na, un denn bestellt'ck eenen scheenen Jruß von unsern Stabsarzt un det von wejen den Pfeifohkloktee, woruff se mir son bisken von de Seite ansah un bloß noch zu den Diener sachte: ‚Hier auch noch einen Tee!‘ Denn jing se weiter un war merkwierdig uffjerecht. — Wie der junge Mann zu mir kam, sag ick: Een bißken Rum, wenn ick bitten darf, ick war nich uff Tee injerichtet un draußen in die Schitzenjräben müssen wir uns manchmal bei Rum jeniejen lassen, weil der Tee so deier is! — Dadruff sagte mich der Junge wat uff englisch, wat ick nich verstand. Na, ick denke, du kannst mir doch nich uzen un sage: Diksmude-Ypern-Lombartzyde-Armentières-Rum-Kaleika, du Affe! —Dadruff hält er mir een paar jeschmierte Stullen unter de Neese un sagt: ‚Sändwitschs, Mister?‘ — Ach wat, sage ick, jeh los mit deine Sändwitschs, rede Deutsch, wenn's dir ooch schwer fällt. Du bist doch ooch bloß von Jrienen Weech oder aus de Mulackstraße. Deine Jnädige hat doch vorhin ooch Deutsch zu dir jeredt un da haste vastanden, vastehste? — Na, ick

12*

wer mir doch nich lange mit den Lulatsch ärjern, denk' ick. Haue also ab un jehe in den Flur raus, wo mein Mantel hängt. Da steht so'n niedlicher kleener Käber mit'n weißet Häubken un hilft mir rin. Seh mal, sag' ick zu mir, det is schon wat anderes. Nu noch'n kleenen Rum in die nächste Destille, un det Vaterland is wieder mal jerettet! Indem suche ick in meine Tasche nach'n paar Jroschen for det Meechen. Die kiekt mir an un sagt: ‚Sie woll'n ma doch nich etwa'n Trinkgeld jeben, Sie oller Dussel, wo ick doch selbst een Franzer draußen habe!' — Jotte doch, Kind, sage ick janz valejen, et sieht doch keena! Aba se meente: ‚Stecken se't man bloß wieder in, wo Sie't doch ville nötiger ham!' Un denn sagt se mit eenmal: ‚Ach Jott, wat bin ick forn unjlickliches Meechen. Er hat schon seit drei Wochen nischt von sich hören lassen. Wenn er bloß nich mit sonner Fummel da drieben — —' — Aba Frolein, meente ick, wer denkt denn an sowat. Sie ham ja keene Ahnung von'n Schitzenjraben. Nee, aber über Ihnen aber ooch! — Na, wat soll'ck Ih'n sagen. Mit eenmal dreht sich die Kleene rum, ob ooch keena da is, un jiebt mir eenen Kuß un fängt an zu weenen un sagt: ‚Det is scheen von Ihnen, det se'n armet Meechen 'n jutet Wort jejeben ham. Un nu viel Flick un alles Jute!' —" Dann schwieg Müller und blickte verträumt über den Rand des Schützengrabens. „Na — und denn" — fragte ich. „Ja," sagte er mit einem tiefen Aufatmen, „wissen Se, det is ja det eenzigste, warum ick den Tee von die Frau Kommerzienrat nich vajessen kann!"

Brüsseler „Spitzen"

(Vergebliche Hoffnungen. — Die trauernde Stadt. — Für die oberen 500. — Ein Land ohne Sozialpolitik. — Von Nieuport bis Ypern. — Gepudert und geschminkt. — Bunte Schmetterlinge. — „Patentpatrioten.")

Drüben am Yserkanal kämpfen die letzten Reste der belgischen Armee um den letzten Rest belgischen Landes. Niemand versagt den Männern, die seit nunmehr sieben Monaten durch die Unseren Schritt für Schritt vom Heimatboden abgedrängt werden, die Anerkennung, daß sie tapfer bis zum letzten Atemzuge ihre Pflicht tun. Aber — so muß man sich in dem Augenblick fragen, wo man wieder einmal den Fuß in ihre Landeshauptstadt setzt: Steht das belgische Volk noch hinter dieser Armee? Wissen die Brüsseler überhaupt noch von dieser Kämpferschar, die da drüben in Sumpf und Moder, in Winterkälte und Entbehrungen aller Art dem siegreichen deutschen Heere den Besitz von Flanderns letztem Landzipfel streitig macht? Fast muß man diese Frage verneinen.

Als ich seinerzeit nach der Besitzergreifung Brüssels hier eintraf, da war noch die gewaltige nationale Glutwelle zu spüren, die plötzlich über dieses politisch und wirtschaftlich zerklüftete Land hinweggebraust war und die mit einem Schlage Konservative, Liberale, Klerikale und Sozialisten, Wallonen und Flamen zu einem Volksganzen zusammenzuschweißen schien. Und als ich kurz vor dem Fall Antwerpens wiederum hier weilte, als das ungeheure Flammenmeer der Petroleumtanks der Scheldeempore den nächtlichen Himmel Brüssels rötete, da standen die Brüsseler noch erwartungsvoll und nur von einem gemeinsamen Gedanken beseelt auf den Straßen und

glaubten, daß in diesem feurigen Himmelszeichen König Albert seine Rückkehr ins Lakener Schloß feiern würde.

Doch nun, nach sieben langen, bangen und völlig ergebnislosen Monaten — wer hat da noch den moralischen Mut und die Kraft, an Wunder zu glauben! Denn daß nur ein übernatürliches Ereignis den status quo ante wiederherzustellen vermöchte, darüber ist sich nun wohl auch der verbissenste belgische Patriot klar geworden. Und so liegt es in diesen herben Vorfrühlingstagen wie verhaltene Trauer über der einstmals so fröhlichen und leichtlebigen Stadt.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder" — das ist die bittere Erkenntnis, die sich den Millionären im Royaleviertel ebenso aufdrängt wie den Geschäftsleuten des Börsenquartiers und den ärmeren und ärmsten Volksschichten der Unterstadt und der Vorstädte. Die glückliche Lage Brüssels am Herzpunkt des europäischen Kontinents hatte in den letzten Jahrzehnten einen geradezu märchenhaften Aufschwung für die Stadt im Gefolge gehabt. Wer ging nach Paris oder London oder von dort nach Berlin, ohne die Spitzenstadt gesehen zu haben, deren weltstädtischer Betrieb längst den von Paris in den Schatten gestellt hatte und selbst Berlins aufblühendem Nachtleben kaum nachstand? Dazu kamen die Goldströme, die Leopolds II. Kolonialpolitik hierher leitete, die gewaltigen Umsätze der Brüsseler Börse, die wachsenden Erfolge der großartigen belgischen Industrie und die Millionen der letzten Weltausstellungen. Was Wunder, wenn der Brüsseler Gent und die ihm wesensverwandte Mondaine sich hier eleganter zu kleiden vermochten als selbst in Paris, und daß es hier Geschäfte gibt, die, ähnlich gewissen Londoner Firmen, nur für eine von ihnen selbst scharf umgrenzte Gruppe der obersten Fünfhundert zu arbeiten pflegten.

Google

Die letzten Ausstrahlungen unserer Kultur — hier haben sie ihren Niederschlag gefunden. Nur daß die Brüsseler ausschließlich die Farben auf ihre Platte übernahmen, die ihnen für die Ausmalung ihres höchst persönlichen, genießerischen Daseins wertvoll erschienen, während die breite Masse geistig und körperlich darbte. Ein Land ohne Sozialpolitik ist ein Land ohne Kultur, mag es auch noch so hohe Töne von seiner Entwicklung reden. Für wen kämpfen denn die da drüben auf dem letzten Stückchen Westflanderns, wenn sie nicht die Gewißheit haben, daß während ihrer Abwesenheit eine wohldurchdachte Sozialpolitik für sie sorgt und ihnen nach dem Kriege wieder einen guten Verdienst bei angemessener Arbeitszeit und in menschenwürdigen Arbeitsstätten sichert? Hätte Belgien seine breiten Massen nicht nur zum Geldverdienen benutzt, sondern sie durch eine Sozialpolitik nach deutschem Muster auch für das Staatsganze und seine Erhaltung begeistert, wer weiß, wie viele von denen, die heute mit den Händen in den Hosentaschen auf den Straßen Brüssels umherlungern und nicht wissen, für wen sie in den letzten Monaten gehungert haben, uns noch in den Schützengräben von Nieuport bis Ypern gegenüberlägen!

Derweil stelzen die Gepuderten und Geschminkten, die mit Stöckelschuhen und Seidenstrümpfen an ihnen vorüber, die, unbekümmert um Krieg oder Frieden, ihre Geschäfte zu machen suchen. Gleich einem Heuschreckenschwarm fielen sie in der ersten Zeit auch unsere Leute an, so daß mit einem energischen Griff zugepackt werden mußte, um die Feldgrauen vor dieser Schlammflut und Schlimmerem zu bewahren. An allen Straßenecken prangen die Bekanntmachungen, wonach unsere deutschen sittenpolizeilichen Bestimmungen auf diesen aggressiven

Teil der Brüsseler Damenwelt unnachsichtlich angewendet werden sollen, und sogleich haben wir uns einen neuen, allerdings nicht sehr furchtbaren Feind geschaffen. Denn ebenso wie in Paris, war man bisher auch in Belgien und vor allem in Brüssel in Sachen der Liebe und ihrem Drum und Dran der Meinung, daß es dem Geschmack des einzelnen überlassen bleiben müsse, sich entsprechend zu betätigen. Das ist nun mit einem Schlage anders geworden, und zwar sehr zum Nachteil dieser gefälligen Damen, die nun füglich über Geschäftsschädigung klagen.

Ja, selbst gewisse Geschäftsleute stimmen ihnen bei, die mit Juwelen, Kleidern, Hüten und allerlei Extravaganzen einen flotten Handel mit den Tausenden bunter Schmetterlinge trieben, die Tag und Nacht auf den Boulevards, in den Theatern, Restaurants und Kaffeehäusern umherflattern, und die in diesen schweren Zeiten nur allzu vielen Zuwachs aus jeder Volksschicht erhalten. Hier wächst eine neue Not riesengroß empor, gleichfalls geboren aus dem „laisser faire, laisser aller"-Standpunkt der letzten Jahrzehnte belgischer Regierungskunst.

Ein weiteres Übel ist neben dem wirtschaftlichen Stillstand des Landes, der Arbeitslosenfrage und dem Anwachsen der Prostitution die Indolenz der besitzenden, aber von ihrem Besitz sich fernhaltenden Kreise. Ein netter Patriotismus, der seine Stärke darin erblickt, dem Eroberer den Rücken zu zeigen, und es den übrigen Volksgenossen überläßt, wegen der Kontributionen, der Steuern und aller anderen Fragen sich mit dem Feinde zu verständigen, um dann nach dem Friedensschluß wieder den Grandseigneur zu spielen. Nun droht wohl unsere Verwaltung mit dem zehnfachen Steuersatz für diese Landflüchtigen, aber wer garantiert dafür, daß nach dem Kriege der „Pa-

triot" nicht noch Entschädigungen beansprucht — und erhält?

Unter diesen Umständen sind die unserer deutschen Verwaltung in Belgien gestellten Aufgaben ganz außerordentlich große, und obwohl es nicht das Amt eines Kriegsberichterstatters sein kann, in die wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die hier zu lösen sind, tiefer einzudringen, will ich doch innerhalb der Zeit, die mir für eine Studienreise nach Brüssel gestellt ist, kurz diese und jene Sache berühren, um zu zeigen, was alles geleistet werden muß, um den belgischen Staatskörper zu seinem Besten lebensfähig zu erhalten.

Die Erneuerung des Verkehrswesens in Belgien

(Die ersten Speise- und Schlafwagen der Welt. — Fort mit der Ausländerei. — Die Hauptlinien wieder in Betrieb. — Alle Sicherheiten. — Das Ende der Faulenzerei. — Der Warentransport. — Posten und Telegraphen.)

Belgien gehört, wie zu den volkreichsten, so auch zu den eisenbahnreichsten Ländern der Erde. Die zahlreiche Bevölkerung verlangte ein dichtes Netz von Transportmitteln, und das Bedürfnis hiernach wurde noch gesteigert durch die hochentwickelte Industrie, die zum großen Teil, vor allem aber in der Kohle- und Erzförderung, auf den Massentransport angewiesen ist. Dazu kommt die Lage des Landes an der Grenze oder in der Nähe von Nachbarn, die ebenfalls über einen lebhaften Verkehr verfügen und daher ein starkes Kontingent von Durchgangsreisenden stellen. In dieser Beziehung kann nur noch die Schweiz mit Belgien verglichen werden, ebenso hinsichtlich der fremden Gelder, die durch diese Reisenden in das

Land gebracht werden. Es muß zugegeben werden, daß die Belgier schon zeitig verstanden haben, die großen internationalen Linien dem Bedürfnis entsprechend auszubauen. So besaß z. B. Brüssel Verbindungen mit den großen kommerziellen und politischen Stätten Europas, wie sich deren fast keine andere Hauptstadt rühmen konnte. Einen großen Teil der Reisenden stellte von jeher das reiche Luxuspublikum, das auch unterwegs allen möglichen Komfort beansprucht. So kann es nicht wunder nehmen, daß hier in Belgien zuerst in Europa Speisewagen und Schlafwagen in die Eisenbahnzüge eingestellt wurden. In Brüssel gründete sich deshalb auch schon sehr frühzeitig die „Internationale Eisenbahn- und Schlafwagengesellschaft", die von dort aus den ganzen Kontinent mit einem dichten Netz von Tochtergesellschaften überzog und unter der eifrigen Anteilnahme des verstorbenen Königs Leopold ihren Betrieb allen europäischen Eisenbahnverwaltungen unentbehrlich machte. Nur im Bereich der Preußisch-Hessischen Eisenbahnverwaltung suchte man nach Möglichkeit mit eigenen Schlafwagen auszukommen, und auch für den Eisenbahnspeisewagenbetrieb fanden sich auf den meisten Strecken tüchtige deutsche Unternehmer, durch deren Wirken den Monopolplänen der Belgier bestimmte Grenzen gezogen wurden. Der Krieg veranlaßte dann die Umwandlung der auf deutschen Bahnen laufenden Wagen der Gesellschaft in ein rein deutsches Unternehmen, und so fahren die Schlaf- und Speisewagen der Internationalen Gesellschaft hier seit dem 1. Februar unter dem Titel: „Deutsche Eisenbahn- und Schlafwagengesellschaft". Auch verkaufen sie zurzeit die französischen und sonstigen ausländischen Wein- und Warenbestände aus und haben die fremdländischen Wageninschriften und ausländischen Reklamen beseitigt.

Digitized by Google

Das belgische Bergland im Südosten und die von Kanälen und Flüssen durchschnittene Ebene im Norden und Nordwesten erforderten zahlreiche Kunstbauten, so daß der eisenbahntechnische Mechanismus, ganz abgesehen von der Dichtigkeit des Netzes, ein sehr komplizierter wurde. Je komplizierter aber ein Betrieb ist, desto leichter ist er in Unordnung zu bringen.

Bei der großen Bedeutung des Eisenbahnwesens für einen modernen Krieg, die Transporte von Truppen und Lebensmitteln, war der Besitz des Eisenbahnnetzes für jede Partei von höchstem Werte. Als nun die belgischen Truppen im Sommer und Herbst von unseren Soldaten in raschem Siegeslauf überrannt wurden, war es ihre erste Sorge, die zurückgelassenen Transportmittel und Transportwege ausgiebig zu zerstören. Da sich Kunstbauten verhältnismäßig einfach durch ein paar Dynamitpatronen vernichten lassen, fanden unsere Truppen beim Nachrücken, daß die Belgier wirklich ganze Arbeit gemacht hatten. Im militärischen Interesse war es notwendig, zunächst die Hauptlinien wieder in Betrieb zu setzen, die Strecken durch Wachmannschaften zu sichern und den Verkehr lediglich für Truppen- und Lebensmitteltransport zu reservieren. Der Personen- und sonstige Güterverkehr ruhte, nicht wie bei uns während einiger Tage der Mobilmachung, sondern monatelang. Als dann aber das militärische Ziel in Belgien, wenigstens zum größten Teil, erreicht war, kamen wieder die wirtschaftlichen Interessen zur Geltung, deren Bedeutung von der deutschen Zivilverwaltung in Belgien vom ersten Augenblick an im Auge behalten worden war. Ausrichten konnte sie natürlich auch nur etwas mit Hilfe des Militärs.

Es wird einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten sein, die Mühen und das Organisationstalent zu

schildern, mit denen unsere Eisenbahn- und Pioniertruppen das zerstörte Eisenbahnnetz in Belgien wiederherstellten. Heute kann man mit einem gewissen Vorbehalt sagen, daß der Eisenbahnverkehr zwischen den wichtigen Orten des Landes wieder funktioniert. Man kann in gewissem Sinne sogar von normalen Verhältnissen reden, was die Sicherheit des Betriebes, das Innehalten der Abfahrts- und Ankunftszeiten, die Fahrpreise usw. anlangt. Freilich, die deutsche Verwaltung garantiert für nichts dergleichen. Aber damit deckt sie sich nur für außergewöhnliche Fälle den Rücken, im großen und ganzen kann man auf eine Garantie im Vertrauen auf die deutsche Organisation ruhig verzichten.

Gegenwärtig laufen auf den belgischen Linien Wagen aller möglichen deutschen und ausländischen Staats- und Privateisenbahnen. Mit der Beobachtung der Klasseneinteilung wird es nicht sehr genau genommen und die Berechnung der Fahrpreise geschieht sehr summarisch. Aber von Tag zu Tag kommt mehr Ordnung in das frühere Chaos.

Selbstverständlich liegt die Überwachung des ganzen Dienstes noch in militärischen Händen. Oberster Leiter ist der Chef des deutschen Feldeisenbahnwesens, der einen „Verwaltungsrat für die belgischen Eisenbahnen" mit dem Sitz in Brüssel eingesetzt hat. Dieser Verwaltungsrat macht seine Vorschläge für die allmähliche Erweiterung des Betriebes, die dann von den einschlägigen Stellen geprüft werden. Weiter bestehen seine Aufgaben in der Regelung des Tarifwesens, der Inbetriebsetzung der Eisenbahnhauptwerkstätten usw. Es ist bekannt, daß, wie alle belgischen Beamten, so auch die Eisenbahnbeamten in der ersten Zeit der deutschen Verwaltung den Dienst verweigerten. Die vernünftigeren, auch mehr vorgebildeten

Digitized by Google

Elemente unter ihnen haben diesen Standpunkt des reinen Trotzes bereits verlassen, der aber auch heute noch von einem Prozentsatz, namentlich aus der unsozialen Schicht der ungelernten wallonischen Arbeiter, in sich selbstschädigender Dummdreistigkeit eingenommen wird. Auch hier wird der deutsche Erfindungsgeist Mittel entdecken, um der Faulenzerei ein Ende zu machen.

Natürlich ist der Personen- und Güterverkehr an bestimmte Vorbedingungen geknüpft. Man verlangt z. B. von den Reisenden genaue Ausweise, ohne die die Bahnhöfe der größeren Orte überhaupt nicht betreten werden dürfen. Eine sehr notwendige und nützliche Maßregel, wenn man bedenkt, daß die Kontrolle über unsichere und gefährliche Elemente auf der Strecke äußerst erschwert ist. Von Zeit zu Zeit erscheinen Erlasse des Verwaltungsrates, die das Fortschreiten in der Richtung einer vollständigen Neuregelung des Verkehrs deutlich erkennen lassen. Auf den Hauptlinien verkehren jetzt sogar schon Durchgangszüge, auf manchen sogar mehrere an einem Tage. Das Tempo ist mit Rücksicht auf die hier und da noch zerstörten Signalapparate, auf den Zustand des Unterbaues, der vielfach erst provisorisch ausgebessert werden konnte, noch nicht das übliche Schnellzugstempo. Die Verwaltung rät daher auch den Passagieren, sich für längere Strecken mit Lebensmitteln zu versehen. In den letzten Tagen sind aber auch in dieser Beziehung die Verhältnisse insofern besser geworden, als in die Durchgangszüge auch schon Speisewagen eingestellt worden sind. Ursprünglich galten die Fahrkarten für alle Wagenklassen, doch hat dieser Zustand auch aufgehört; wenn die Unterschiede äußerlich auch nur darin bestehen, daß für die dritte Klasse halbe, für die zweite ein ganzer und für die erste Klasse zwei ganze Fahrscheine verabfolgt werden. Das

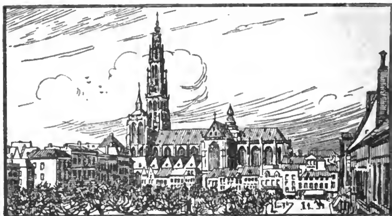
Mitnehmen von Handtaschen und Gepäckstücken, die die Mitreisenden nicht belästigen, in die Abteile ist erlaubt, für größere Gepäckstücke wird ein fester Satz von zwei Franken pro Stück ohne Rücksicht auf die Länge der Fahrt erhoben.

Weniger gut ist vorläufig der Warentransport eingerichtet. Da es das Bestreben der deutschen Zivilverwaltung ist, die Industrietätigkeit wieder zu beleben, um der Bevölkerung Arbeit zu verschaffen, haben Kohlen- und Lebensmitteltransporte den Vorzug vor allen anderen Waren. Ein großer Mangel herrschte zunächst an Lokomotiven, die die Belgier bei ihrem Rückzuge fast ausnahmslos, und zwar ganz sinnlos, zerstört hatten. Etwa 2500 hatte man außerdem im Augenblick der deutschen „Neutralitätsverletzung" über die französische Grenze abgeschoben. Dem Mangel an Lokomotiven wird durch Heranziehung von rollendem Material aus Deutschland abgeholfen, ferner durch Wiederherstellung der zertrümmerten Maschinen, die in den Eisenbahnwerkstätten von deutschen Arbeitern vorgenommen wird. In der Eisenbahnhauptwerkstätte Gent-Brügge sind auch schon 200 belgische Arbeiter beschäftigt. Auch hier werden sich also die Verhältnisse bald befriedigend gestalten. — Neben den Eisenbahnen vollzieht sich in Belgien ein großer Teil des Verkehrs mit verschiedenen Transportmitteln auf den Landstraßen, und zwar nicht nur der Nachbarortsverkehr. Diesem Verkehr kommen die guten Landstraßen zunutze, die zum Teil noch aus den Zeiten der französischen Herrschaft herrühren. Napoleon legte bekanntlich auf gute Transportwege im Interesse der Beweglichkeit seiner Heere großes Gewicht, und die Landstraßen, die auf seinen Befehl gebaut wurden, zeichnen sich heute noch vorteilhaft vor manchen modernen Chausseen aus.

Nach den Eisenbahnen hat die deutsche Verwaltung auch den Ausbau der Posten und Telegraphen in Belgien in Angriff genommen. Auch auf diesem Verwaltungszweige ist der Streik der belgischen Angestellten noch nicht beendigt, so daß deutsche Aushilfskräfte tätig sein müssen. Der Postverkehr für die deutschen Truppen und die deutschen Behörden vollzieht sich lediglich durch Vermittelung der Feldpost. Für andere Zwecke sind eine Reihe von Kreispostämtern eingerichtet worden, die sich an die von der deutschen Verwaltung geschaffene Kreiseinteilung anlehnen. Solche Kreispostämter gibt es in Antwerpen, Brüssel, Charleroi, Hasselt, Löwen, Lüttich, Bergen, Namur und Verviers. Ihnen sind die kleineren Postanstalten unterstellt, die von belgischen Beamten verwaltet werden. Der ganze Kassen- und Rechnungsdienst wird aber von den Kreispostämtern wahrgenommen. Sie haben auch der Zivilverwaltung Vorschläge auf Verbesserung des Dienstes zu unterbreiten.

Wenn auf beiden Gebieten, Eisenbahn und Post, auch noch manches zu wünschen übrig bleibt, so berechtigt das bisher Erreichte doch zu schönen Hoffnungen, nicht zum mindesten auch in dem Sinne, daß im Geistes- und Gemütsleben der Belgier der deutschen Verwaltung gegenüber ein versöhnlicherer und ausgleichender Zug Platz greifen wird.

Digitized by Google



Antwerpens Auferstehung

(Wechselnde Schicksale. — Die Angst vor dem Osten. — Wiederherstellungsarbeiten. — Ein gewaltsamer Straßendurchbruch. — Schwierigkeiten der deutschen Verwaltung. — Von der Antwerpener Kriegsbeute. — Vernichtete Lebensmittelvorräte. — „Verraten und verkauft.")

Am 9. Oktober 1914 ist die stärkste Festung der Welt und der zweitgrößte Hafenplatz Europas, das von dem Nimbus einer unvergleichlichen künstlerischen und hochinteressanten geschichtlichen Vergangenheit umwobene Antwerpen von der deutschen Heeresmacht eingenommen worden. Dadurch war nicht nur der Hauptwaffenplatz Belgiens in unsere Hand gegeben, sondern mit Antwerpen brach zugleich das Königreich Belgien in sich zusammen. Die königliche Familie, die militärischen und Zivilbehörden gingen außer Landes, und mit Ausnahme des kleinen Gebietsteiles hinter der Yserfront war das ganze belgische Reich schon wenige Tage später in unserem Besitz und ist seit dieser Zeit als deutsches Gouvernement Belgien in unserer Verwaltung.

Digitized by Google



Blick auf Nieuport a. d. Yser

Digitized by Google



Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Englische Maschinengewehr-Stellung an der Yser

Digitized by Google

Mit Recht haben wir denn auch den Fall Antwerpens als eines der wichtigsten Kriegsereignisse gefeiert, und schon aus diesem Grunde ist das fernere Schicksal der alten, schönen und reichen Stadt für uns Deutsche von besonderem Interesse. Viel deutsches Blut ist in den wochenlangen Kämpfen um die Mauern der Festung geflossen. Deutsche Helden haben seinerzeit den Netheabschnitt siegreich überwunden und damit die Belgier mitsamt den ihnen zu Hilfe geeilten Engländern zur Räumung Antwerpens gezwungen. Und zum Zeichen, daß neben den Landtruppen auch unsere deutsche Seewehr einen hervorragenden Anteil an der Besitzergreifung Antwerpens gehabt hat, weht noch heute die deutsche Reichskriegsflagge auf dem Turm der altberühmten Kathedrale der Stadt.

Die Einnahme Antwerpens erschien vor allem in militärischer Hinsicht von großer Bedeutung. Von allen Seiten war die Hauptfestung Belgiens im Falle kriegerischer Verwicklungen bedroht. Aber obwohl ihre Feinde seit altersher stets nur von Norden, Westen oder Süden herangezogen waren, hatte man in den letzten Jahrzehnten bezeichnenderweise die Befestigungen Antwerpens hauptsächlich nach Osten hin ausgebaut, und so zeigte sich denn auch in den Oktoberkämpfen des vorigen Jahres die fast unüberwindlich erscheinende Nethestellung durchaus als ein gegen Deutschland gedachtes Bollwerk. Inzwischen hat die deutsche Besatzung den etwas stark zerzausten Ruhmeskranz Antwerpens als der stärksten Festung der Welt dermaßen erneuert und verschönert, daß wir in aller Ruhe den weiteren Ereignissen dieses Weltkrieges, soweit sie die stolze Scheldeempore betreffen, entgegensehen können. Rheinischer und Mecklenburger Landsturm hält in und um Antwerpen treue Wacht auf niederdeutschem Boden und die niederdeutsche Art vom Rhein und von der Ost-

see hat sich mit der niederdeutschen Art Belgiens rasch verständigt. Antwerpen bildet heute gewissermaßen den Abschluß und die Krone unserer gewaltigen neuen Seefront am englischen Kanal und an der Nordsee, und wie im Mittelalter, ist es wiederum zugleich zu einer Hochburg zähen niederdeutschen Sinnes gegen welsche Hinterlist und Tücke geworden.

Mit der Wiederherstellung der Festung Antwerpen ist auch die Erneuerung der Stadt Hand in Hand gegangen. Überall an den durch die Beschießung getroffenen Häusern sind Maurer- und Zimmerleute tätig. Der Brandschutt in den Straßen ist fortgeräumt worden, und neues Leben blüht aus den Ruinen. In der inneren Stadt war am schlimmsten der historische Schoenmarkt getroffen worden und ferner der Groenplaats, auf dem sich das Standbild des in Antwerpen geborenen Malerfürsten Peter Paul Rubens erhebt. Der Schoenmarkt war eine der ersten Geschäftsstraßen, während der Groenplaats zahlreiche Hotels und Kaffeehäuser aufwies, die durch Bombenwürfe aus einem Zeppelin und mehrere Granaten in Brand gerieten. Die Feuersbrunst zog sich vom Groenplaats nach dem Schoenmarkt hinüber und legte dessen Geschäftshäuser fast ganz in Trümmer. In einem der Hotels am Groenplaats hatte bis kurz vor seiner Flucht König Albert mit seiner Familie gewohnt, da der dauernde Aufenthalt in dem Königlichen Palais auf der Place de Meir den verantwortlichen Stellen zuletzt nicht mehr rätlich erschien.

Sonderbarerweise ist die Niederlegung dieses Stadtviertels den Wünschen eines großen Teiles der Antwerpener Bevölkerung ganz erwünscht gekommen. Man hatte sich in der letzten Zeit vor dem Kriege in den Stadtratssitzungen sehr lebhaft über einen an dieser Stelle beab-

Digitized by Google

sichtigten Straßendurchbruch gestritten, doch waren die Verhandlungen zu keinem Resultat gekommen, weil die Laden- und Hausbesitzer unverhältnismäßig hohe Abfindungen verlangten. Da kam die Beschießung und der große Brand, und nun wird wohl in dieser Frage sehr bald eine Einigung stattfinden. Weitere Beschädigungen durch das Bombardement hat die Stadt dann noch im Hafenviertel und vor allem in der Villenvorstadt Berchem erlitten. Doch hier haben die reichen Antwerpener bereits selbst in den Beutel gegriffen, so daß hier kaum noch etwas von den Spuren der Beschießung zu sehen ist. Es war ein Glück für Antwerpen, daß in dem Augenblick, wo wir den Kranz der äußeren Forts erobert hatten und im Begriffe waren, unsere 42 cm-Mörser auf die eigentliche Stadt zu richten, die Übergabe erfolgte. Ungeheure Kunstschätze und Materialwerte hätten sonst daran glauben müssen, und mit einem Jubelgeschrei hätte der eigentliche Feind Antwerpens — England — die Zerstörung der Stadt begrüßt, deren meerbeherrschende Stellung ihm seit alters her ein Dorn im Auge war. Die vernünftigeren Antwerpener haben sich denn auch schon sehr bald nach der Beschießung an die Wiederaufnahme von Handel und Wandel in der Stadt gemacht und noch in den letzten Tagen sind einige tausend Bewohner über die holländische Grenze zurückgekehrt, um sich die Auferstehung Antwerpens zunutze zu machen.

Wenn man bedenkt, daß Antwerpen im Augenblick unseres Einmarsches kaum 400 Bewohner aufwies gegenüber der Viertelmillion, die es im Frieden beherbergte, so kann man sich ungefähr denken, welchen Schwierigkeiten die deutsche Verwaltung im Anfang gegenüberstand. Aber im zähen Ringen um das Vertrauen der Bevölkerung ist sie schließlich doch Sieger geblieben, und es

13*

war von großem Wert, daß das niederdeutsche Element in den breiten Volksschichten überwiegt. Aber auch in den besseren Kreisen Antwerpens, die durch die gewaltigen Handelsbeziehungen der Stadt nach Hamburg und Bremen hinüber schon früher den Segen deutscher Arbeit, Ordnung und Disziplin kennen gelernt hatten, haben sich mehr und mehr in den Dienst des Gemeinwohls gestellt. Und so beginnt das Leben in Antwerpen allmählich wieder in die alten Bahnen einzulenken. Schwierigkeiten macht zurzeit noch die Steuerfrage, der Geldverkehr, die sich über ganz Belgien erstreckende Finanz- und Handelskrise und die Verkehrsfrage. War doch Antwerpen u. a. mit der Hauptstadt des Landes, Brüssel, in Friedenszeiten durch die sogenannten Blockzüge fast in einem Zehnminutenverkehr für die halbstündige Eisenbahnfahrt verbunden, während auch der neue, seit dem 1. Februar in Kraft getretene belgisch-deutsche Eisenbahnfahrplan nur eine ganz beschränkte Anzahl von Zügen auf dieser Strecke vorsieht. Anderseits liegt auch der Hafenverkehr, der in Friedenszeiten an Umfang dem von Hamburg kaum nachstand, zurzeit noch vollständig lahm. Das bedeutet die Arbeitslosigkeit für viele tausend mittelständische und Arbeiterexistenzen. Dafür sind aber in der Industrie unter deutscher Aufsicht zahlreiche Werke wieder eröffnet worden. Vor allem galt es, die überaus reiche Kriegsbeute, die wir im Oktober in Antwerpen gemacht hatten, für uns zu verwerten. Neben den etwa 500 Geschützen, einer Unmenge Munition, Massen von Armeebedarf, Sanitätsmaterial und Verpflegungszügen, die sofort von der Militärverwaltung übernommen wurden, fielen uns bekanntlich auch zahlreiche Kraftwagen, mehrere Millionen Kilogramm Getreide, ferner für zehn Millionen Mark Wolle, Kohlen, Mehl, Flachs, Kupfer und Silber in die Hände.

Das alles ist inzwischen abtransportiert und verwertet worden.

Für die Zivilbevölkerung aber ist es ein schwerer Schlag gewesen, daß die Bundesgenossen der Belgier, die Engländer, kurz vor ihrem Abzuge systematisch fast alle Lebensmittelvorräte vernichtet hatten. So sind die großen Konservenfabriken, von deren Vorräten sich die Bevölkerung Monate hindurch hätte ernähren können, durch die Engländer eingeäschert worden, obwohl die Stadtverwaltung dagegen Einspruch erhob. Auch Mehl- und Getreidedepots sowie die Petroleum- und Benzintanks in dem Hafenviertel Hoboken, die größtenteils der amerikanischen Standard Oil-Company gehörten, sind rücksichtslos von den Engländern vernichtet worden. Insgesamt sind dem englischen Vernichtungsfeldzuge gegen die Lebensmittel der Bevölkerung Werte in Höhe von etwa 200 Millionen Franken zum Opfer gefallen. Auf diese Weise sind die Antwerpener durch ihre Freunde, die Engländer, verraten und verkauft worden, denn daß wir die Gesamternährung Antwerpens in den gegenwärtigen Zeiten nicht übernehmen können, liegt auf der Hand. Inzwischen hat ja aber die vertriebene belgische Regierung einen Kredit von 250 Millionen Franken mit Hilfe der Engländer aufgenommen, und so steht zu hoffen, daß davon ein Teil auch auf die schwer geprüfte Bevölkerung Antwerpens entfallen wird, um die Auferstehung der ehrwürdigen Handelsmetropole am Scheldestrom noch weiter zu fördern.

Digitized by Google

Im Hafen von Antwerpen

(Verschwendete Millionen. — Vom alten Hansabund. — Im Taumel der Zahlen. — Antwerpen und Hamburg.)

Es gibt nur wenige Häfen der Welt, denen Natur und andere Umstände so günstige Entwicklungsbedingungen schufen wie dem bis zum Kriegsausbruch zweitgößten Hafen des Kontinents, dem von Antwerpen. Die natürlichen Verhältnisse Hamburgs z. B. sind wesentlich schlechter. Es kostet dort viel mehr Anstrengungen und Geld, die Elbe für tiefgehende Schiffe freizuhalten als bei der Schelde, die bis Antwerpen, 80 Kilometer von der Mündung, noch für die großen Fracht- und Passagierdampfer ausreichende Stromverhältnisse bietet.

Gelegen an einer Weltstraße des Verkehrs, wie sie die Erde sonst nicht mehr aufweist, an der Einmündung des englischen Kanals und damit an einer Stelle, die die Schiffe von so und soviel Nationen passieren müssen, mit einem industriellen Hinterland, das von Frankreich über Belgien bis tief nach Deutschland hinein Hunderte von Millionen umfaßt, hat der Antwerpener Hafen vor den deutschen Seehäfen eine Gunst des Schicksals voraus, die von deutscher Seite nur in hartem Wettbewerb zum Teil gutgemacht werden kann. Die offiziellen Antwerpener Mitteilungen, z. B. die des Conseil Communal (der Stadtverwaltung), stellen gewöhnlich die Dinge so dar, als ob das Wachstum der Schiffahrt, der steigende Tonnengehalt, überhaupt die hohe Blüte des Hafenbetriebes lediglich auf die mit gutem Vorbedacht und in weiser Voraussicht geschaffenen vorzüglichen Hafenverhältnisse, die freie und großzügige Behandlung des ganzen Seeverkehrs zurückzuführen sei. Aber ganz so liegt die Sache denn doch nicht. Antwerpen ist in der Hauptsache vom

Hinterland gedrängt und vorwärts geschoben worden. Der Conseil Communal hat bei der Ausarbeitung der Hafenprojekte mitunter wenig Voraussicht bewiesen, sonst hätte manche Million bei den Erweiterungsarbeiten gespart werden können.

Antwerpen hat schon einmal eine große Epoche des Glanzes seines Hafens gehabt. Das war von etwa 1500 bis 1580, als die Früchte der großen Seeentdeckungen zu reifen begannen. Damals war die Stadt der gegebene Transitplatz zwischen den südlichen und den nördlichen Ländern. Während dieser Zeit errichteten fast sämtliche fremden Nationen Kontore und Faktoreien in Antwerpen. Die Spediteure, die man „Hessen" nannte, wahrscheinlich nach der Herkunft der ersten Zunftgenossen aus dem deutschen Chattenlande, erbauten das „Hessen-Haus", und im Jahre 1564 errichteten deutsche Kaufleute das stolze „Hansa-Haus" als Mittelpunkt ihres Geschäftslebens, das bis vor wenigen Jahren noch als gewaltiger Speicher dastand und zirka 5000 Quadratmeter Flächenraum bedeckte. Seine schöngeschmückten Wände wiesen die Namen aller der deutschen Städte auf, die dem alten Hansabund angehörten, und es ist geradezu unverzeihlich, daß dieses ehrwürdige Zeugnis deutschen Handelsfleißes und alter deutscher Kunst durch eine Feuersbrunst vernichtet werden konnte.

Alte Schriftsteller haben ein malerisches Bild von dem damaligen Hafenverkehr entworfen. An manchen Tagen lagen bis zu 2000 Schiffe im Hafen, wobei man allerdings nicht nur an Seeschiffe denken darf. In der Osterwoche 1581 kamen mit einer Flut zirka 40 Schiffe ein und warfen Anker, und zwar Seeschiffe, venetianische Galeeren, Genueser Caraquen, spanische und portugiesische Caravallen. Diese hohe Blüte war aber nur von

kurzer Dauer. Die inneren und äußeren Zwistigkeiten, in die die Stadt verwickelt wurde, legten den Handel lahm, und bis 1863, mit ganz kurzem Aufflackern, schlief man in Antwerpen den Schlaf der Gerechten und dachte vergangener, schönerer Zeiten. Die Schelde war eben gesperrt, also wartete man, bis es dem Schicksal einfallen würde, sie wieder zu öffnen.

In dem rasenden Tempo, in dem sich nach dem Kriege von 1870/71 namentlich das industriereiche deutsche Hinterland von Antwerpen entwickelte, nahm auch der Antwerpener Hafen in der neuesten Phase seinen Aufschwung. Man baggerte riesige Bassins aus, baute Schuppen und Lagerräume und machte sich allmählich auch die Errungenschaften der Technik in bezug auf Dampf- und elektrische Kräne, Schleusenerweiterungen, Leichterschiffe usw. zunutze. Heute recken gegen 300 Kräne an den Hafenbecken ihre stählernen Arme in die Luft. Die Aufwendungen für die Erleichterung der Schiffahrt in jeder Gestalt zählen in die Hunderte von Millionen. Die Aufträge hierauf gingen, soweit die Lieferungen nicht in Belgien gedeckt wurden, nach England und Frankreich, die gelobten Länder für den Import alles Guten, Wahren, Schönen und einzig Brauchbaren, wenigstens für Antwerpens Begriffe. Im Taumel der statistischen Zahlen sahen sie in naher Ferne die Zeit, in der Antwerpen der erste Hafen des Kontinents sein würde, den ersten Hafen Europas, unser mächtiges Hamburg weit überflügelnd. Nun, auch die Antwerpener Bäume sind nicht in den Himmel gewachsen.

Ein großes Schienennetz sorgt dafür, daß die Exportgüter bequem an die Kais herankommen und die ausgeladenen Waren schnell nach dem Innern und weiter verteilt werden können. Die Aufführung des Mauerwerkes

an den Kais war verhältnismäßig einfach, wenn auch an einigen Stellen mit Luftdruckkasten gearbeitet werden mußte. Mit besonderer Sorgfalt waren seinerzeit die großen Petroleumtanks fern vom eigentlichen Hafen angelegt worden, um einer drohenden Feuersgefahr zu begegnen. Jetzt liegen sie, bekanntlich von den fliehenden Belgiern und Engländern in Brand gesteckt, zum größten Teil in Trümmern.

Die größten Seeschleusen haben eine Länge von zirka 210 Meter, so daß sie für die Schiffahrt vorläufig noch genügen, später wird sich eine Erweiterung nötig machen. Sehr umfangreich sind natürlich die Zollanlagen und Zollschuppen, die fortdauernd Güter in hohem Werte bergen. Die Menge der von den deutschen Truppen beschlagnahmten Waren und Rohmaterialien, die jetzt nach Deutschland geschafft werden, gibt hierfür einen Anhalt. Für die Tausende von Hafenarbeitern ist eine große Wärmehalle gebaut worden, die einen freundlichen Eindruck macht, eine Oase in der Wüste der mangelhaften sozialen Betätigung der reichen Antwerpener. Die Trockendocks zur Aufnahme von reparaturbedürftigen Schiffen haben bisher den Anforderungen entsprochen, zumal diese nicht groß waren. Die Engländer und Deutschen dockten lieber in den heimatlichen Häfen, wo sie bessere Einrichtungen fanden. Der Schleppdienst im Hafen wird überwiegend von Motor- und Dampffahrzeugen aufrechterhalten, die in städtischer Regie fahren.

Zur Verhütung von Bränden im Hafen ist eine besondere Feuerwache eingerichtet, die über mehrere Hafendampfer verfügt. Zur Sicherung der erforderlichen Wassertiefe sind nur wenige Bagger nötig; diese haben auch insofern leichte Arbeit, als die ausgebaggerten Massen an einer anderen Stelle wieder in die Schelde versenkt

werden können, wo diese eine besonders große Tiefe aufweist.

Von besonderem Interesse ist für uns Deutsche aber ein Vergleich Antwerpens mit unserem größten deutschen Seehafen Hamburg. Man hat in den letzten Jahren vielfach die Befürchtung gehört, daß die führende Stellung Hamburgs stark bedroht sei. In der Tat ist das Ansteigen des Schiffsverkehrs in Antwerpen schneller vor sich gegangen, und die letzten statistischen Zahlen zeigen sogar, daß der reine Schiffsverkehr Antwerpens den von Hamburg um rund 100000 Tonnen geschlagen hat. Aber statistische Zahlen wollen mit Vorsicht gelesen werden. Der reine Schiffsverkehr gibt kein klares Bild der Verhältnisse, wir müssen mit dem Warenverkehr rechnen, und hier lauten die Zahlen für Antwerpen 16,2 Millionen Tonnen, für Hamburg dagegen 22,1 Millionen.

Dazu kommen noch einige andere Momente, die zugunsten Hamburgs sprechen. Einmal wird in Antwerpen die Tonnage anders erfaßt, so daß sich hier ein Plus von 13 Prozent zuungunsten der deutschen Häfen ergibt. Ferner ist Antwerpen für viele Schiffe nicht Ausgangspunkt und Endziel der Fahrt, sondern nur Anlaufhafen, so daß die Tonnage zweimal, auf der Hin- und Rückreise, also nach unseren Begriffen doppelt gezählt wird. Ferner besitzt Hamburg den Vorteil, daß es in viel höherem Maße den lohnenderen Passagierverkehr betreibt, der ihm ein bedeutendes Übergewicht verleiht. Wir brauchen also, ganz abgesehen von den Kriegsumständen, nicht zu fürchten, daß der alte Ruhm Hamburgs als erster Hafenstadt des Kontinents zugunsten Antwerpens so bald erblassen wird.

Digitized by Google

Woher stammt der Name „Antwerpen"?

(Das Brabomärchen. — Der Antwerpener Pöbel. — Mangelnde Poesie. — Die ehrwürdigen Herren Seeräuber. — Forschungen.)

Neben den vielen Sorgen, die den Antwerpenern die deutsche Besetzung gebracht hat, ist von früher her noch eine alte bestehen geblieben, die Frage: Woher stammt eigentlich der Name Antwerpen? Ist es schon für den einzelnen peinlich, nicht zu wissen, wem er seinen Namen verdankt, um wie viel mehr für eine ganze Stadt! Noch wenige Jahre vor dem Kriegsausbruche war es für die Antwerpener eine ausgemachte Sache, daß der sagenhafte Riese Druon-Antigon als Taufpate für die gewaltige Handelsmetropole am Scheldestrom in Frage komme.

Dieser ehrwürdige Herr soll in uralten Zeiten an der Straße von Brüssel nach Antwerpen in der Nähe des Kreuzungspunktes Mecheln gesessen haben. Man sagt ihm nach, daß er ein großer Unhold gewesen sei, der die Antwerpener Kaufleute brandschatzte und an den die Schelde heraufkommenden Schiffen Seeräuberei betrieb. Den Gefangenen soll er die Hände abgeschnitten und diese dann in den Fluß geworfen haben. Daher der Name: Handwerfen, Antwerpen. Ein tapferer Sohn des Landes aber wurde der Besieger des Riesen und tat ihm, was er seinen unzähligen Opfern getan: er schnitt auch ihm die Hände ab und warf sie in die Schelde. Der Mann soll Brabo geheißen haben, und davon will man sogar den Namen Brabant ableiten. Zu Ehren dieser Sage hat die Stadt Antwerpen vor ihrem Rathause durch den berühmten Bildhauer Jef Lambeaux eine schöne Fontaine bauen lassen, auf der Brabo dargestellt ist, wie er die dem Riesen

abgehauenen Hände gerade in hohem Schwunge in die Schelde werfen will.

Es ist ein Zeichen von Geistes- und Phantasiearmut, daß man diese rein äußerliche, an den Haaren herbeigezogene und am Wort klebende mechanische Erklärung, wenn auch nur als Sage akzeptierte. Den ledernen Antwerpenern gefiel diese Drohung freilich recht gut, wie das Denkmal beweist, und wenn man daran erinnert, daß der Antwerpener Pöbel nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien nichts Eiligeres zu tun hatte, als die wehrlosen deutschen Mitbewohner der Stadt aus den Fenstern zu werfen und einem deutschen Lehrer sogar die Hand abzuhacken, so ist dem Denkmal eine gewisse symbolische Bedeutung nicht einmal abzusprechen. Aber daß diese Druon-Antigon-Sage zur Heimatsage einer Stadt werden konnte, die jahrhundertelang der Hauch des Weltmeeres umspülte, in der ein Peter Paul Rubens, ein van Dyck und die beiden Teniers geboren wurden, die im 16. Jahrhundert als das Emporium der Künste und Wissenschaften galt, erscheint geradezu unverzeihlich.

An der deutschen Ostseeküste klingen in hellen Sommernächten die Glocken Vinetas, in den Schluchten Rügens sieht das Sonntagskind die Irrlichter aus den vergrabenen Schätzen des Störtebeckers leuchten, und den Heimatsmüden grüßen an den Nordseegrenzen noch einmal „Alte Liebe“ und „Kehrwieder“. — Ein harmloses deutsches Gemüt könnte bei dem Namen Antwerpen auf die Idee kommen: Sehr einfach, Antwerpen gleich „An der Werft“. Man wird aber leicht einsehen, daß mit einer so einfachen, noch dazu auf Deutsch gestimmten Erklärung den feinen, ganz in französischen Sitten und Gebräuchen aufgehenden Antwerpenern nicht gedient war. Die wollten etwas „Wissenschaftliches“ haben. Und so

wehrten sie sich denn auch gegen diese Deutung, noch dazu in einem offiziellen Handbuch, das mir kurz vor Ausbruch des Krieges der vielgenannte Bürgermeister de Voß bei einem Besuch Antwerpens selbst in die Hand drückte, und das den Standpunkt der regierenden Stadtbehörde gegenüber der verpönten Ableitung darstellt. Es heißt da: „Die Ableitung ‚An der Werft' fällt leider in sich selbst zusammen, wenn man bedenkt, daß der Name ‚Antwerpener' sich schon ein Jahrhundert vor dem Namen ‚Antwerpen' nachweisen läßt. St. Amand, Bischof der Tonarier, predigte in der Tat um das Jahr 640 das Christentum den ‚Antwerpenern', und die ältesten Urkunden, in denen der Name ‚Antwerpen' sich findet, sind zwei Diplome aus dem Jahre 726, durch welche ein Fürst Rohingus, der den Titel ‚Herr von Antwerpen' annimmt, dem Apostel St. Willebrord die in der Feste Antwerpen gelegene Kirche zum Geschenk macht."

Wenn man bedenkt, mit welcher Sorgfalt die ehrwürdigen Herren Seeräuber, die sich in der aufgeklärten und schriftgewandten Zeit zwischen 640 und 726 hier oben gegenseitig die Hälse abschnitten, schriftliche Beurkundungen mögen vorgenommen haben, kann man sich vor der Logik dieser Beweisführung nur stumm verneigen. Es kam später noch ein gelehrter Mann, der die Zeit der Merowinger wie seine Kinderjahre kannte. Auch er wird von der Antwerpener Stadtverwaltung als Zeuge gegen die niederdeutsche Ableitung des Wortes „Antwerpen" angeführt. Dieser Zeichendeuter orakelte: „Antwerpen ist keltisch, es hieß ursprünglich „Ganerben" und bedeutet eine „Vereinigung von Erben". — Es ist möglich, daß die Antwerpener schon frühzeitig den Wert des „Erbens" erkannten und zu diesem löblichen Zwecke sogar Vereinigungen bildeten. Auf welche Weise sich jedoch im Munde

eines maulfaulen niederdeutschen Fischers das „Gauerben" in „Antwerpen" gewandelt haben soll, das bleibt uns der Gelehrte mitzuteilen schuldig.

Noch später trat ein ganz kluger Mensch auf, ein Ingenieur und Philologe dazu, und definierte: „and" ist eine adverbiale Vorsilbe, die auf eine örtliche Lage hindeutet, „Varp" ist das Partizipium von „Verpa", umbiegen, plötzlich die Richtung wechseln. — Wer je in seinem Leben, wenn auch nur ungewollt, mit adverbialen Vorsilben und Partizipien zu tun gehabt hat, wird die Ehrfurcht begreifen, mit der man diese Erklärung aufnahm. — Aber alle befriedigt hat sie auch nicht, und so ist die Frage wegen der Herkunft des Namens immer noch nicht gelöst. Vielleicht läßt sich der Name auch noch mit St. Amand in Verbindung bringen, dem zu Ehren noch heute eine ganze Stadt in Nordfrankreich zwischen dem vielgenannten Franktireurnest Orchies und der Spitzenstadt Valenciennes genannt wird, der tatsächlich auf einer Missionsfahrt im Antwerpener Hafen gelandet ist, und dem zu Ehren man die Werft vielleicht St. Amands Werft benannt hat, woraus später Antwerpen wurde. Aber darüber mögen sich die Antwerpener die geehrten Köpfe weiterhin allein zerbrechen, solange die Frage nicht entschieden ist, wer nach dem Kriege die Matrikel der guten alten Stadt Antwerpen auf die Richtigkeit ihres Taufnamens hin durchzusehen hat.

Digitized by Google

Der Glockenspieler von Antwerpen

(Aus Urväterzeit. — Der König der Glockenspieler. — Vor dem Kriegsgott verstummt. — Berühmte Glocken. — Deutsche Musik auf belgischen Türmen.)

Wer jemals Belgien und Holland einen Besuch abgestattet hat, behielt gewiß in Erinnerung alle die wunderhübschen Glockenspiele, die in den Niederlanden und Belgien zu jeder Tagesstunde das Ohr erfreuen und in den stillen Nächten den Fremden die gemütlichen alten Städte mit den ehrwürdigen Kirchen, den hochgiebligen Fachwerkshäusern, den krummen, winkligen Straßen und den Wohnungen voll Urväter-Hausrat doppelt traulich machten. — Unbekümmert um den immer hastiger und nervöser werdenden Großstadtverkehr, um das Treiben und Jagen der neuen Zeit, klingelten auf den Türmen und Belfrieds die großen und kleinen Glocken der „Beiaards" von Amsterdam, Rotterdam, Utrecht, Antwerpen, Lüttich, Brüssel, Mecheln, Brügge, Löwen, Gent und Ypern als Zeugnis der Liebe der alten niederdeutschen Bevölkerung zur Musik und den Kunstwerken, die zu ihrer Pflege schon im Mittelalter von der Glockengießerzunft und bedächtigen Künstlern unter den Uhrmachern geschaffen worden waren.

Das kunstvollste aller Glockenspiele befindet sich seit alter Zeit in dem Turm der Kirche des heiligen Romuald in Mecheln, die zugleich die größte gotische Kathedrale Belgiens ist. Der 99 Meter hohe, aber unvollendet gebliebene Turm diente in den Oktoberkämpfen um Antwerpen nacheinander den belgischen und deutschen Artilleristen als Beobachtungspunkt und ein paar rücksichtslos

Digitized by Google

auf das Gotteshaus gerichtete belgische Granaten verwüsteten damals nicht nur das Innere des Gotteshauses mit seinen wertvollen Gemälden (darunter das Altarblatt von van Dyck), sondern auch das weltberühmte Glockenspiel wurde außer Betrieb gesetzt. Ich sah es in dem Augenblick, als bayerische Artillerieoffiziere von hier aus das vernichtende Feuer auf das Fort Waelhem leiteten, und ich werde niemals den Anblick vergessen, den das gewaltige Kunstwerk des Glockenspiels auch in diesem Augenblick noch auf uns alle machte.

Im Jahre 1910 hat die Mechelner Anlage zu einem Wettbewerb der belgischen Glockenspieler hergehalten, die es in großer Zahl gibt, und von denen jeder in seiner Art ein Künstler auf dem von ihm gespielten Werke ist. Als der König der Glockenspieler aber gilt in den Augen dieser Fachgenossen Herr Jef Denyn, dessen Vater schon das altberühmte Glockenspiel von Mecheln leitete, und der als ständiger Spieler dieses interessanten Werkes auch die Neueinrichtung des zweitältesten belgischen Glockenspiels, das auf dem Turm der weltberühmten Kathedrale von Antwerpen, übernahm.

Das Antwerpener Glockenspiel ist durch die 1904 beendete Umänderung eines der abgetöntesten der Welt geworden. Die Glocken werden nach alter Sitte mit Händen und Füßen geläutet. Diese Art des Läutens befähigt den Spieler, die Hämmer der Glocken mit besonderem Ausdruck anzuschlagen, was bei den mechanischen Spielwerken unmöglich ist. In dieser alten Art werden nur noch die Glockenspiele in Ypern und Courtrai geläutet, die aber inzwischen der Krieg auch zum Verstummen gebracht hat.

Durch ihre gründlichen künstlerischen Studien und Arbeiten wurden die beiden Denyns gewissermaßen die Reformatoren des in den letzten Jahrzehnten ziemlich ver-



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Blick auf Dixmuiden vor der Zerstörung

Digitized by Google



Berliner Illustr.=Gesellschaft m. b. H., Berlin

Zerstörte Gebäude in einer Stadt an der Yserfront



Berliner Illustr.=Gesellschaft m. b. H., Berlin

Der Ort Clerken nach der Beschießung durch die Engländer

Digitized by Google

nachlässigten und vielfach ganz mechanisch gewordenen Glockenspiels auf den Türmen Belgiens. Bei ihren Arbeiten ergab sich nun die überraschende Tatsache, daß die Glockenspiele nicht nur zur vorübergehenden Erbauung, sondern sogar zu großen Konzerten verwendet werden können. Bis vor dem Kriege haben denn auch sowohl in Mecheln wie in Antwerpen, Gent und Brügge an schönen Sommerabenden große Konzerte stattgefunden, an denen sich die verschiedensten Glockenspieler Belgiens und der Niederlande beteiligten und die eine zunehmende Menge von Bewunderern fanden, so daß die Stadt Antwerpen schließlich zur Berufung eines eigenen „Stadtbeiaardiers" (Stadtglockenspielers) in der Person des Meisters Gustav Brees schritt.

Das Werk, das Brees hier vorfand, besteht aus 47 Glocken im Gewicht von durchschnittlich je acht Tonnen. Die Mehrzahl der Glocken wurde im Auftrage der Stadt Antwerpen in den Jahren 1655—58 von den berühmten lothringischen Glockengießern Gebrüder Hemony geschaffen. Von ihnen stammen auch die Glocken auf den Belfrieds von Gent und Brügge sowie die des Glockenspiels von Mecheln und Amsterdam und vieler anderer Glockenspiele Belgiens und der Niederlande her. Die größten Glocken des Antwerpener Werks aber sind ein Geschenk Kaiser Karls V., des prachtliebenden Mäzens von Antwerpen, der damals schon bei den Augsburger Fuggern über vier Millionen Schulden hatte, von denen er bekanntlich dadurch befreit wurde, daß der hochherzige Gläubiger die darüber ausgestellte Schuldverschreibung in Gegenwart des Kaisers in dem Kamin seines Augsburger Hauses in einem Feuer aus dem damals überaus kostbaren Zimmetholz verbrannte. Die größte Glocke des Antwerpener Glockenspiels trägt die Inschrift:

Gabriel heet dese clock by namen.
Het goten se twe ghebroeders t'samen,
Jan Hoerken ende Willem Hoerken mede.
Men screef, nae't hoofs van Cameric sede*),
Veertienhonderd negenenvijftig yar.
Twaalfduitzend pond soe wecht sy swaer.
Haer geluyt hoert men in elcke syde,
Sy clept van brande, sy luyt ten stride.

Bei all den großen Belagerungen Antwerpens blieb das altberühmte Glockenspiel unberührt. Aber als es galt, Antwerpen gegen die anrückenden Deutschen zu verteidigen, da zogen die Belgier und ihre englischen Bundesgenossen Fernsprechdrähte nach oben und richteten einen Beobachtungsstand mitten in dem Uhrwerk des Glockenspiels ein, so daß es ganz unbrauchbar wurde. Erst jetzt ist man darangegangen, die gewaltige Glockenanlage für die Zwecke des Glockenspielers von Antwerpen wieder herzurichten. Und auch wir Deutschen, die wir Antwerpen jetzt besitzen, haben ein Interesse an der Wiederherstellung des schönen Glockenspiels, da es nach dem mir vorliegenden Programm in Friedenszeiten in ganz überwiegendem Maße deutsche Musik den Antwerpenern näher gebracht hat. Neben Werken von Beethoven, Schumann, Richard Wagner, Meyerbeer, Schubert, Mozart, Carl Maria von Weber, Eduard Abt, Lassen, Mendelssohn, Händel, Bach, Brahms und sogar Leo Fall hat der Glockenspieler von Antwerpen zwar auch Stücke von Grieg, Verdi, Chopin, Massenet, Gounod, Bizet, Puccini, Rossini und dem Flamen Peter Benoit zum Vortrag gebracht. Aber seine Vorliebe für die deutsche Musik ist so deutlich erkennbar, daß wir im beiderseitigen Interesse nur wünschen können, es möge bei der Erneuerung Antwerpens auch des Glockenspielers auf dem Turm der Kathedrale und seiner schönen Kunst nicht vergessen werden.

*) Nach des Bischofsstuhls von Cambrai Zeit.

V

Im Schatzkästlein der Buchdruckerkunst

(Das Museum Plantin Moretus. — Eine alte Druckerei. — Von Augsburg bis Großenhain. — Wiegendrucke. — Der Schatz in der Universitätsbibliothek. — Ein „vergessener" Sohn. — Der Buchdrucker als Mäcen. — Die Flamme der Erkenntnis.)

Seit der Erstürmung Roms durch die Germanen ist keine Stadt von ähnlicher Bedeutung von eines deutschen Kriegers Fuß betreten worden, wie Antwerpen, Paris miteinbegriffen. Die Königin an der Schelde war schon ein Stapelplatz geistiger und wirtschaftlicher Schätze, als Paris sich noch im Gewande einer langweiligen Provinzstadt präsentierte. Wohlgemerkt, damals war Antwerpen eine niederdeutsche, eine deutsche Stadt. Auf ihrem großen Boden erwuchs aus kleinen Anfängen das herrliche Werk, das heute als ein Museum des Geistes seinesgleichen nicht auf Erden hat, genährt von deutschem Wissen, aber politisch glücklich bewahrt von den Kämpfen und Wirren Deutschlands während der Jahrhunderte: das Museum Plantin-Moretus.

In einem ziemlich stillen Winkel der sonst so lebhaften Stadt, am Vrijdagmarkt, erhebt sich ein nicht allzu umfangreiches zweistöckiges Gebäude in den einfachen Formen des 18. Jahrhunderts, das ebenso gut in Potsdam oder in der Klosterstraße zu Berlin stehen könnte. Den Schmuck der Vorderfront bilden nur zwei Säulen an der Eingangstür, darüber das Wappen der einstigen Besitzer, eine Hand, die den Zirkel schlägt mit dem Spruchband: Labore et constantia! (Durch Fleiß und Beharrlichkeit!)

Durchschreitet man den an der Straße liegenden Ge-

14*

bäudeteil, so öffnet sich ein intimer Hof, der, zum Teil wenigstens, die alte Renaissanceschönheit bewahrt hat. Zwischen den Butzenscheibenfenstern Wappen und Büsten. Wilder Wein rankt sich an den Risaliten zu den Dachaufbauten, und unten die Lauben schaffen heimliche Winkel in stiller Schönheit, wie sie die Baudenkmäler italienischer Architekten, Fürstenschlösser und Rathäuser, von Siena und Florenz über Süddeutschland bis nach Posen und Galizien aufweisen. Dieser Hof umschließt etwa 30 Säle und Zimmer, fast alle noch im Gewande ihrer Zeit erhalten. Sie bergen Bücher und immer wieder Bücher, in allen möglichen Formen, Einbänden, Sprachen und Druckarten, Bilder und Kunstgegenstände von hohem Werte, pietätvoll erhaltene Wohnräume der Vorbesitzer und als kostbares Anschauungsmaterial die Einrichtung einer alten Druckerei mit allen Nebenbetrieben und Hilfsmitteln der damaligen Technik. Ehrfürchtig betrachtet der Laie die lange Reihe der ersten Drucke, der seltenen Handschriften, die kostbaren Bibelausgaben, die griechischen und römischen Klassiker. Viel Krimskrams und wissenschaftlichen Wust mögen daneben die Schränke und Schaugestelle enthalten, er wird entschuldigt durch die Patina des Alters und das Gedenken an den vor Jahrhunderten verstorbenen Erwerber.

Mit leiser Scheu nimmt man einen der mächtigen Folianten in die Hand, deren Schweinsledereinbände geschaffen scheinen, in alle Ewigkeit zu halten. Es trifft sich gut. Kein Plato und kein Seneca und kein Cicero oder sonst ein gelehrtes Haus ist der Verfasser, sondern ein alter deutscher Seebär. „Gedruckt bei Jochim Louw in Hamborg." Der Autor zeichnet als Hans Staden von Hamberge, und er nennt sein Werk: „Eine warhafftige historia und beschriving einer Landschap der wilden minschenfreter."

Das Buch wirkt hier wie ein Fanal auf deutsches Streben und alte deutsche Sehnsucht nach Übersee. Als das Buch gedruckt wurde (1564), da war es mit dem Höhepunkt der Macht Hamburgs und der Hansa vorbei. Aber schon drängten frische Kräfte über die heimischen Meere nach den sagenhaften Gestaden jener neuen Länder, die eben in die Geschichte eintraten. — Weiter konstatiert man mit Vergnügen, daß das Spinnen von Seemannsgarn schon vor Jahrhunderten an der Waterkant in Schwung gewesen sein muß. Was der Hans Staden in seiner „warhafftigen historia" alles erzählt! Der selige Bischof Pontoppidan mit seiner berühmten Seeschlange war ein Waisenknabe gegen ihn. Dicht daneben steht ein zweites Buch aus derselben Druckerei. Der unbekannte Verfasser nennt es: „Von Ißlandt, Seltzames und Wunderlicks." Island muß damals wirklich ein seltsames und wunderliches Land gewesen sein, wenn man dem Verfasser — er ist wahrscheinlich auch Hans Staden — Glauben schenken will. Das braucht man gerade nicht, denn die Beteuerung „eine warhafftige historia" hat er diesmal weggelassen.

Der Nachbar von Hans Staden ist ein prachtvoller „Tewerdank", gedruckt von Hans Schönberger in Augsburg. In anderen Schränken stehen Erzeugnisse der großen deutschen Druckstädte, deren Ruhm alle Welt erfüllt: Frankfurt a. M., Leipzig, Hanau, Köln, Ingolstadt, Mainz, Straßburg, sogar schon Großenhain ist mit einer Ausgabe der Reden des Sokrates von 1533, gedruckt in der „Offizina Seceriana", vertreten.

In Oppenheim druckte Hieronymus Galler „sumtibus" (auf Kosten) des wohledlen Herrn Theodor de Bry in lateinischer Sprache die Erzählungen des spanischen Bischofs Las Casas von den Grausamkeiten nach, die sich in

Amerika die Spanier gegen die Indianer zuschulden kommen ließen. Die Folge dieses Werkes war, wie nebenbei erwähnt sei, daß man nach Amerika Neger importierte, um die Indianer von der schweren Arbeit zu befreien, — der Anfang der Jahrhunderte währenden Negersklaverei. Ein Werk von 1627, gedruckt in Frankfurt a. M., beschreibt die Zustände in Panonien und der Türkei, die also schon damals, trotz Goethe, in Deutschland interessierten. In Köln druckten Gervinus Calenius und Haeredes Joannis Quentalius 1586 einen „kurzen Kommentar" über „alle Ereignisse auf der Welt", der sich allerdings nur auf die Jahre von 1500 bis 1574 erstreckt, wohl der erste Versuch, oder wenigstens der Anfang zu einer allgemeinen Enzyklopädie. — Frankfurt a. M. hatte schon damals Gönner, die verhältnismäßig große Summen für die Wissenschaft und die Allgemeinheit opferten. Sigismund Feyerabend und „Genossen" ließen hier im Jahre 1588 auf ihre Kosten eine prachtvolle Ausgabe von Titus Livius' Römischer Geschichte erscheinen.

Die kostbarsten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst stellen natürlich die Wiegendrucke dar, auch hier stehen die deutschen Drucke an erster Stelle. Das Hauptprunkstück ist eine lateinische Bibel vom Jahre 1450, die von den meisten Forschern Gutenberg zugeschrieben wird. Als Gegenstück eine deutsche Bibel vom Jahre 1483, gedruckt von Antonius Coburger in Hamburg. Der Wert dieser beiden Bibeln wird allein auf über zwei Millionen Mark geschätzt. Auch die berühmten Drucker Fust und Schöffer in Mainz fehlen nicht. Dazu kommen noch Erstdrucke aus Ulm, Straßburg, Basel und Köln. — Schade, daß so viele Dokumente deutschen Geistes sich nicht in einem deutschen Museum befinden.

Bei den Spaniern stoßen wir als erstes auf ein Buch

über die Anatomie des Menschen, der Wissenschaft, in der die Spanier als Erben der Araber damals besondere Leistungen aufwiesen. Es ist ein Erstdruck aus Valladolid vom Jahre 1551 und verfaßt von dem gelehrten Doktor Berhadino Montana. — Unsere guten Freunde, die Engländer, sind in dieser Abteilung gar nicht vertreten, wohl aber ziemlich reichhaltig die Franzosen. Den Glanzpunkt bildet hier, gedruckt von Jean de Tournes in Lyon im Jahre 1560, der dritte Band der Geschichte von Johann Froissard. Die Originalhandschrift stellt bekanntlich den wertvollsten Schatz der Breslauer Universitätsbücherei dar, die sie auf verschiedenen Umwegen erwarb. Anläßlich der Jahrhundertfeier wurde daran erinnert, daß bei der Besetzung Breslaus durch die Franzosen im Unglücksjahr von Jena französische Gelehrte mit diesem Schatz stark liebäugelten und ihn schon zur Überführung nach Paris, zusammen mit anderen Kunstschätzen, bestimmt hatten. Das Werk blieb Breslau erhalten, da ein Professor den Franzosen vorschwindelte, ein gleiches Exemplar von Froissard befinde sich bereits in Paris. Er vergaß aber hinzuzufügen, daß es sich bei dem Pariser Exemplar nur um eine nachträgliche Abschrift handelte, worauf man jedoch damals nicht achtete.

Ich kann hier naturgemäß nur eine Andeutung der Schätze geben, die das Museum beherbergt. Manches wird nur den Fachmann oder Wissenschaftler interessieren, aber in der Hauptsache finden wir in diesem Museum einen Spiegel der Vergangenheit, auch unserer Vergangenheit, der wert ist, daß man ihn öfter eindrücklich beschaut.

Eigentümerin des Museums, das den offiziellen Namen „Museum Plantin-Moretus" führt, ist seit dem Jahre 1877 die Stadt Antwerpen. Sie erwarb es damals von den Besitzern, den Nachkommen der berühmten Drucker-

Digitized by Google

familie Plantin-Moretus, um den Pappenstiel von 1 200 000 Gulden. Für diesen Preis wurden die Gebäude samt Inhalt erworben, dessen wirklicher Wert sich gar nicht abschätzen läßt.

Der Gründer der Druckerei, Christoffel Plantin, wurde in St. Avertin bei Tours in Frankreich geboren, doch deutet der Name auf deutschen Ursprung. Das Datum seiner Geburt ist nicht genau bekannt, es wird zwischen 1514 und 1525 angegeben, und es ist bezeichnend für die Zeit, daß Plantin selbst in seinen eigenen Angaben zwischen 1518 und 1525 schwankt. Noch in jungen Jahren verlor er seine Mutter an der Pest, worauf der Vater mit ihm nach Lyon flüchtete und in die Dienste eines Geistlichen trat. Der Vater begab sich dann, angeblich studienhalbers, nach Orleans und Paris, wohin er seinen Sohn nachkommen lassen wollte. Das vergaß er aber, und so saß denn der junge Plantin, nachdem seine geringen Mittel aufgezehrt waren, auf der Straße. Notgedrungen mußte er eine Lehrstelle annehmen, er wählte die Buchdruckerkunst, die ihm nachher so viel Ehren und Gold einbringen sollte. 1545 heiratete er und nahm nach einem kurzen Aufenthalt in Paris in Antwerpen Wohnsitz. Hier betätigte er sich zunächst als Buchbinder, und zwar mit solchem Geschick, daß er bald die vornehmsten Familien zu Kunden bekam. Bei der Ablieferung eines kostbaren Lederschreins wurde er auf der Straße überfallen, da man ihn mit einem anderen verwechselte, und dabei schwer verwundet. Infolgedessen gab er die Buchbinderei auf, die handliches, festes Zugreifen verlangte und verlegte sich wieder auf das Drucken. Auf diesem Gebiete brachte er es bald zu einer Höhe der Kunst, die seine Offizin in allen Gelehrtenkreisen der bekannten Welt berühmt machte. In seiner besten Zeit hatte er 32 Handpressen stehen, und es

kam ihm nicht darauf an, für den Satz eines besonders schwierigen Werkes die Summe bis zu 20 000 Gulden zu verlangen, für die damalige Zeit ein enormes Geld. Plantin war auch ein Freund und Gönner von Künstlern und Professoren. Von P. P. Rubens hängen zahlreiche Gemälde, Mitglieder der Familie darstellend, in den Sälen des jetzigen Museums, und einer der kostbarsten Bestandteile der Platinschen Sammlungen ist die Mappe mit den Rubensschen Handzeichnungen, darunter die für den bildnerischen Schmuck der Jesuitenkirche in Antwerpen, die leider im 17. Jahrhundert abbrannte, so daß diese Mappe die einzige Erinnerung an jene hochberühmten Malereien des großen Sohnes Antwerpens bildet.

Für den berühmten Gelehrten Justus Lipsius war in dem Plantinschen Hause jederzeit eine gastliche Stätte bereit, die noch heute als „Kammer von Justus Lipsius" gezeigt wird.

Plantin fand eine Stütze in seinem großen Betrieb an seinem Schwiegersohn Jan Moerentorf, der nach alter Unsitte seinen guten deutschen Namen in Moretus latinisierte. Für das Grabmal dieses Johannes Moretus und seiner Frau Martine Plantin schuf Rubens das weltberühmte Tryptichon „Die Auferstehung des Herrn", das zusammen mit der „Kreuzabnahme", der „Aufrichtung des Kreuzes" und „Maria Himmelfahrt" die größten Sehenswürdigkeiten der herrlichen Kathedrale Antwerpens bildet. Von der Zeit stammt der Doppelname Plantin-Moretus, den die Druckerfamilie durch Generationen und durch die Jahrhunderte beibehalten hat, durch ihre Arbeit und ihre Werke auch zu ihrem Teil Fackelträger der Menschheit, die nach Plato die Flamme der Erkenntnis weitergeben bis in unsere Tage.



Antwerpener Bilder

(Im Rathaus. — Die spanische Furie. — Mittelalterliche Handwerkskunst. — Die Schlafmütze als Symbol. — Zahme Revoluzzer. — Ein frischer Zug. — Die Antwerpener Börse. — Notleidende Fürsten. — In Erwartung besserer Zeiten.)

Die Machtstellung Antwerpens im Rahmen der mehr oder minder großen Abhängigkeit zu den verschiedenen Staatsgebilden, denen es angehörte, kann man wohl am besten vergleichen mit jener der deutschen und italienischen Städterepubliken im Mittelalter. Ein starkes Unabhängigkeitsgefühl beseelte die Stadt in ihrer besten Zeit, das um so stärker war, je mehr die Fürsten von dem reichen Patriziat finanziell abhängig waren. Ihrer Machtfülle gaben diese Stadtrepubliken gewöhnlich äußeren Ausdruck, abgesehen von den Kirchen, in dem örtlichen und politischen Mittelpunkt der Stadt, dem Rathaus.

Antwerpen besaß ein solches Stadthuis, allerdings kleinen Umfanges, wohl schon im 12. Jahrhundert. Als mit der niedergehenden Bedeutung von Brügge Antwerpen gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts den höchsten

Stand seiner Blüte erreicht hatte, beschlossen die Stadtväter, ein neues und würdigeres Rathaus zu errichten. Das alte wurde abgerissen und an seiner Stelle erstand in den Jahren 1561 bis 1566 das neue, das in seinen Außenmauern bis heute steht. Der Baumeister war Cornelis Floris, der für den Bau den damals allgemein bevorzugten Renaissancestil anwandte. Es muß ein für jene Zeit sehr prächtiges Gebäude gewesen sein, denn die Länge beträgt nicht weniger als 65 Meter. In der Mitte der Vorderseite springt ein Giebel vor, den zwei Säulen flankieren und der einige Steinfiguren trägt. Das Innere des Gebäudes brannte jedoch 1576 völlig aus. Das geschah in den Tagen der sogenannten „Spanischen Furie", einer der grauenhaftesten Taten von Menschenhand.

In Antwerpen gärte es zu jener Zeit gar gewaltig gegen die spanische Herrschaft. Die religiösen Streitigkeiten hatten die Gemüter aufgeregt, während Spanien natürlich bemüht war, die kostbaren Niederlande, deren Edelstein Antwerpen war, dem Stammlande zu sichern. Die Herrschaft über die Stadt gab die Zitadelle, und die spanischen Statthalter waren nach Kräften bemüht, diese auszubauen. Gab doch Alba für den von ihm befohlenen Ausbau 1400000 Taler her, für die damalige Zeit eine kolossale Summe, wobei er allerdings gestattete, daß ein Drittel der Summe von der Stadt selbst getragen wurde. In der Zitadelle lag immer eine starke spanische Besatzung, die eine fortwährende Bedrohung der Stadt bedeutete. Die Soldaten erlaubten sich allerlei Gewalttätigkeiten gegen die Bürger, namentlich wenn der Sold ausgeblieben war. Am 4. November 1576, als sie besonders lange auf die aus Spanien kommende Löhnung gewartet hatten, machten sie auf die Stadt

einen regelrechten Überfall, der unter dem Namen: „die spanische Furie“ in der Geschichte fortlebt. Neben dem Innern des Rathauses gingen 600 andere Häuser in Flammen auf, zehntausend Menschen verloren ihr Leben, indem sie teils von der wütenden Soldateska niedergestochen oder, was bequemer war, in die Schelde geworfen wurden, wo sie elendiglich ertranken. Noch ein Jahr mußten die Antwerpener die Herrschaft der spanischen Söldner sich gefallen lassen, dann erkauften sie durch schwere Summen deren Abzug.

Die Erinnerung an die Schreckenszeit wird im Rathause durch eine Gedenktafel wachgehalten. — Im Jahre 1581 waren die Brandschäden des Rathauses ausgebessert, so daß es wieder in Benutzung genommen werden konnte. Im Laufe der Jahrhunderte hat es dann nach außen wie nach innen viele Wandlungen und Umänderungen durchmachen müssen. Der letzte und größte Umbau fiel in die Jahre 1882 bis 1899. Ihm verdankt das Stadthuis seine jetzige Gestalt.

Der Gesamteindruck des Bauwerks, wie es sich heute repräsentiert, wirkt mit den langen Fensterreihen und dem kahlen Dach mehr modern als altertümlich. Nur der Mittelteil mit dem ausgesetzten Giebel bringt etwas Leben in die breite Front. Durch das Hauptportal erreicht man die große Freitreppe zum Lichthof. Wie im Berliner Rathaus, schmücken die weiten Wände des Treppenhauses Gemälde, allegorisierende Darstellungen aus dem Leben des Volkes im 16. Jahrhundert. Sie beziehen sich auf Schifffahrt, Handel, Musik, Malerei und Literatur. Rings um den Lichthof läuft in der Höhe des ersten Stockwerks eine durch Säulen geteilte Galerie, von der aus man in die verschiedenen Empfangs- und Geschäftsräume kommt. Auf den Kapitälen der Säulen sind Holzfiguren ange-

bracht, aus Eichenholz geschnitzt und die verschiedenen Handwerke bei ihrer Tätigkeit darstellend. Sie stellen die Verbindung mit dem dreigeteilten Glasdach her.

Wie der Lichthof, so sind auch die inneren Räume etwas überreichlich mit Wappen, Figuren, Statuen, Gemälden, Büsten usw. geschmückt. Etwas weniger an den kostbaren reichgetäfelten Decken, den Kronleuchtern, Kaminen und Kunstgegenständen aller Art wäre mehr gewesen. Man wird das Gefühl nicht los, daß in den Jahrzehnten nach Aufhebung der Scheldesperrung die reichgewordene Bürgerschaft gar nicht mehr wußte, was alles an Kostbarkeiten sie in ihrem Rathause unterbringen sollte.

Die ganze Künstlerschaft des Landes scheint bei der Ausschmückung beschäftigt gewesen zu sein, darunter auch Leute, deren Kunstwerke eine sorgsame Hängekommission hätte höher hängen sollen. Auch die verschiedentlich in Stein und Marmor gehauene antikisierende Hausmarke der Stadt: S. P. Q. A., die man von dem Senatus populusque Romanus der Siebenhügelstadt hergeholt hat, wirkt ein wenig deplaciert, wenn man an die Jahrhunderte denkt, in denen so geringe Ähnlichkeit Antwerpens mit Rom bestand, daß eine große Schlafmütze das einzig wahre Symbol Antwerpens gewesen wäre.

Doch lassen diese Ausstellungen noch genug des Schönen übrig. Prächtig wirken die beiden Leyssäle, von denen der größere eine Art Ehrensaal, für das Rathaus sowohl wie für den Maler Hendrik Leys, der ihn mit Fresken schmückte, bedeutet. Kleine Schmuckstücke sind auch das Empfangszimmer und das Arbeitszimmer des Bürgermeisters. In ersterem fällt ein hoher Prunkkamin in die Augen, der ursprünglich in einem alten Patrizierhause stand. Der Trauungssaal stammt in verschiedenen

Teilen seiner Ausschmückung noch aus dem 16. und 17. Jahrhundert, ehrwürdige Reste, die man aus der „Spanischen Furie" gerettet hat bzw. wieder herstellen konnte. Wandgemälde in diesem Saal zeigen Hochzeitsgebräuche zu verschiedenen Zeiten, angefangen mit den alten Belgiern. Natürlich darf die Erinnerung an die schöne Zeit nicht fehlen, da auch auf Antwerpens Türme die phrygische Mütze aufgepflanzt war. Das zeitlich letzte Bild zeigt eine „Bürgerliche Trauung am 17. Prairial des Jahres IV". Man kokettiert gern mit der menschheitsbefreienden großen Revolution, obwohl die braven Antwerpener Spießbürger seinerzeit wohl recht zahme Revoluzzer gewesen sein mögen.

Im sogenannten Ratssaal stößt man auch auf einige Bilder deutscher Kaiser, darunter des Kaisers Josefs II. und Leopolds II. An der Wand hängt ein Bild König Leopolds II. lustigen Angedenkens, und die Erinnerung an den „flüchtigen König" hält vorläufig noch eine Büste König Alberts wach.

Heute waltet in dem schönen Rathause von Antwerpen der deutsche Stadtkommandant seines Amtes und statt der altertümlich gekleideten städtischen Beamten hält rheinischer und westfälischer Landsturm hier treue Wacht. Und es scheint fast, als ob der frische Zug, den die eingesetzte deutsche Zivilverwaltung in das kommunale Getriebe hineingebracht hat, den Antwerpenern nicht einmal so sehr mißfällt.

Den Pulsschlag des öffentlichen Geschäftslebens verspürte man in Friedenszeiten am deutlichsten in der Börse, einem imposanten Prachtbau, der in den Jahren 1862 bis 1872 errichtet wurde. An ihrem Platz stand früher das alte Börsengebäude, das 1858 durch einen Brand vernichtet wurde. Seine Entstehungszeit fällt in das Jahr

Digitized by Google

1531, also in eine Zeit, da z. B. in Berlin an einen Börsenverkehr noch gar nicht zu denken war. Die italienischen Schiffe und Kaufleute, die Antwerpen besuchten und dort ihre Verkaufsstellen hatten, brachten nicht nur Waren, sondern auch die in Italien schon im 13. Jahrhundert hochentwickelten Handelsgebräuche und Handelssitten mit. So entstand hier in Antwerpen schon bald ein in bestimmten kaufmännischen Formen, mit Schecks, Kreditbriefen und Wechseln operierender Geschäftsbetrieb, der sich zu ganz bestimmten Handelsusancen auswuchs. Einen guten Boden fand die Entwicklung der börsentechnischen Finessen infolge der früher geschehenen Niederlassung portugiesischer und spanischer Juden in Antwerpen, die wegen ihres Glaubens ihre Heimat verlassen hatten und nunmehr an der Schelde ihren alten Handelsgeist betätigen konnten.

In der Blütezeit der Stadt zählten die Börsenbesucher nach Tausenden, die in allen damals gehandelten Waren Geschäfte abschlossen. An der Antwerpener Börse wurden auch zeitweilig die notleidenden Fürsten von ganz Europa „finanziert", deren Anleihen hier untergebracht wurden. Auch der deutsche Kaiser Karl V. hat hier mehr als einmal bei den reichen Patriziern geborgt, und bekannt ist die im Bilde verherrlichte Geschichte, wonach ein Geldgeber Karls V. Schuldscheine über Millionen im Kamin an einem Zimmetfeuer verbrannt haben soll. Interessant ist, daß die Antwerpener Chronik diese Angelegenheit hier in Antwerpen spielen läßt, während doch ganz allgemein bekannt ist, daß es sich dabei um einen der Fugger handelt, der die Wechsel Karls V. in seinem Augsburger Hause, dem jetzigen „Hotel zu den 3 Mohren", verbrannte, das sogar noch den Kamin als Sehenswürdigkeit zeigt.

Das alte Börsengebäude war das erste seiner Art in Europa, es hat seinerzeit der Londoner Börse zum Muster

Digitized by Google

gedient, ehe es dem Feuer zum Opfer fiel. Der Verkehr der Börse ging in der großen Halle vor sich, die nach oben durch das ganze Gebäude bis zum Glasdach reicht. Dieses trägt in Bleiverglasung das Wappen von Antwerpen und die der neun belgischen Provinzen. Im Erdgeschoß und im ersten Stock umgeben Pfeilergalerien den weiten Raum, der sonst zur Mittagszeit von den Stimmen der aufgeregten Makler widerhallte und jetzt still daliegt in der Erwartung besserer Zeiten.

Die Straße der Diamanten

(Weiblicher Luxus. — Im Tower zu London. — Die größten und reinsten Diamanten der Welt. — Etwas von „Kohinur" und anderen Diamanten. — Napoleons Degenknopf. — In Berlin verpfändet. — Die Diamantenbörse. — In den Diamantenmühlen. — Keine Abwanderung nach England.)

Vor einiger Zeit hat Werner Sombart in einer geistreichen Schrift den Nachweis zu führen versucht, daß ein großer Teil unseres wirtschaftlichen Elends von dem gesteigerten Luxusbedürfnis der Frau herrühre, ja daß das Grundübel unseres gesamten Wirtschaftslebens, der Kapitalismus, fast ausschließlich eine Folgeerscheinung der nach immer größerem Raffinement drängenden Lebenshaltung, besonders der Frauen sei. Und er hat nicht zu Unrecht den Satz geprägt, daß seit alter Zeit das Luxusweibchen viel zu der Verelendung der Massen und zur Entstehung von Kriegen beigetragen habe. Da liegt es nahe, bei einer Betrachtung dieses Weltkrieges auch des größten Luxusgegenstandes, des Diamanten, zu gedenken, um dessentwillen nicht zuletzt der Burenkrieg entbrannte, der den habgierigen Engländern die Herrschaft über die

Digitized by Google



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Die Stadt Bixschoote nach dem Kampfe

Digitized by Google



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Die Hauptstraße in Ypern



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Der Stadtwall in Ypern mit dem Liller Tor

Digitized by Google

südafrikanischen Diamantenfelder brachte, und der auch in diesem Weltkriege eine verhängnisvolle Rolle für eine ganze Straßenflucht in der gewaltigen Festungs- und Hafenstadt am Scheldestrand spielte, für die Straße der Diamanten in Antwerpen.

Auch diesmal sind es wieder die Engländer gewesen, durch deren Eingreifen der blühende Handel dieser Straße verödete und die nun drauf und dran sind, die Straße der Diamanten von Antwerpen nach London zu verpflanzen. Sie haben seinerzeit um der Diamanten willen Indien sich erobert, aus dessen Golkondagebiet die großen historischen Diamanten stammen, die ich vor kaum neun Monaten noch im Kronjuwelenschatz des Britenreichs im Tower zu London bewundern konnte. Und wir wissen, daß auch das Diamantenvorkommen in der englischen Kapkolonie, in Viktoria, in Neu-Südwales und in Ostindien den Engländern einen wesentlichen Anreiz zur Eroberung dieser Länder geboten hat. Nicht umsonst zieren denn auch die größten und reinsten Diamanten der Welt die drei Kronen der englischen Weltherrscher, der Königin Viktoria, Eduards VII. und Georgs V. im Londoner Tower. Und es ist gewissermaßen ein Symbol, daß der berühmte Cullinan-Diamant, der in der Kapkolonie gefunden wurde, als „Stern von Afrika" die englische Königskrone ziert. Denn mit diesem Edelsteine war zugleich der Schlußstein zu dem Riesengebäude der englischen Weltherrschaft gelegt, bis es jetzt plötzlich den Deutschen einfiel, mit gepanzerter Faust daran zu rütteln.

Aus der Geschichte wissen wir, daß schon im grauen Altertum der Diamant eine große Rolle spielte und die großen Königinnen der Weltgeschichte sich ebenso gern damit schmückten wie die Hetären Griechenlands und Roms. In der Bibel wird er als Bild der israelitischen Hart-

näckigkeit angeführt und Plinius bezeichnet ihn als das Wertvollste unter allen menschlichen Gütern. Die Juden waren es denn auch, welche den Diamanten auf ihren Kreuz- und Querzügen durch die Welt in alle Länder trugen, und bis heute sind es in der Hauptsache jüdische Diamantschleifer und -händler gewesen, welche den Diamanten zu Ansehen und hohem Wert brachten.

In den Zeiten der spanischen Herrschaft siedelten sich spanisch-jüdische Diamantschleifer in großer Zahl in Antwerpen an, denn in den Zeiten des prachtliebenden Karls V., der goldbringenden Hanse und der schönen Frauen, die uns Peter Paul Rubens, van Dyck, Jordaens und die beiden Teniers im Bilde näherbrachten, war auch die Nachfrage nach Diamanten groß und die Schiffe der Ostindischen Compagnie brachten das Rohmaterial unmittelbar an die Verarbeitungsstellen in Antwerpen heran. 1456 hatte Ludwig van Berguen die Kunst entdeckt, Diamanten auf rotierenden Scheiben in ihrem eigenen Pulver zu schleifen. Sie erhielten dadurch jene künstlichen Flächen, durch welche ihre optischen Eigenschaften erst zu voller Geltung gelangten und ihr Wert bald ins Ungemessene stieg.

Mehr als 400 Diamantenmühlen mit über 2000, in der Hauptsache spanisch-jüdischen Schleifern waren zur Zeit der höchsten Blüte Antwerpens in dessen Diamantenindustrie tätig, als plötzlich am 4. November 1576 das furchtbare Blutbad der „spanischen Furie" über die unglückliche Stadt hereinbrach und die entfesselte Soldateska naturgemäß ihr Hauptaugenmerk auf die Diamantschleifereien und das Besitztum der Antwerpener Diamantenhändler richtete. Was von ihnen nicht ersäuft, verbrannt und gehängt wurde, flüchtete damals nach Amsterdam und bald danach wurde Amsterdam der Mittelpunkt der

Digitized by Google

Diamantschleiferei, während den Großhandel mit Diamanten London an sich riß.

Bis zur Auffindung des „Cullinan" war bekanntlich der Kohinur (Lichtberg) der berühmteste aller Diamanten. Und in dem Augenblicke, wo indische Truppen von den Engländern zum Kampf gegen uns Deutsche geführt werden, ist es nicht uninteressant, gerade an die Laufbahn dieses Diamanten zu erinnern. Die Sage der Inder läßt ihn schon vor 5000 Jahren von dem Kriegshelden Karna getragen werden. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts erbeutete ihn der Herrscher von Malwa, Alaid din Khilji, der ihn nach Delhi brachte. Er soll damals fast 800 Karat gewogen haben (das Karat Diamant schwankte im Laufe der Jahrhunderte von 180—450 Mark im Wert). Ein venezianischer Steinschleifer zerbrach ihn im 17. Jahrhundert durch Ungeschick in zwei Teile. 1739 kam der Stein durch Nadir Schah von Delhi nach Afghanistan. Nach dem Untergange des Reiches der Sikh, von denen heute viele Anhänger in den Laufgräben von Nieuport bis Ypern gegen uns kämpfen, kam der Kohinur durch die Ostindische Compagnie 1850 an den englischen Kronschatz. Dadurch, daß er in Brillantform geschliffen wurde, hat sich aber sein Gewicht auf etwa 106 Karat verringert, so daß er heute in der Reihe der größten Diamanten erst an zehnter Stelle steht.

An Größe und Schönheit wird er weit übertroffen von dem an der Spitze des russischen Kaiserzepters angebrachten „Orlow", der aus dem Thronsessel Nadir Schahs stammt und nach dessen Ermordung von einem armenischen Kaufmann 1772 der Kaiserin Katharina II. für 450000 Silberrubel und einen russischen Adelsbrief verkauft wurde. Von den übrigen größten Diamanten der Welt ist noch der „Regent" im französischen Kron-

15*

schatz, der „Florentiner" im Schatz des österreichischen Kaisers, der grüne Diamant im grünen Gewölbe zu Dresden und der blaue Hopediamant zu nennen. Von all diesen gilt der französische „Regent" mit fast 137 Karat als der vollkommenste und schönste. Er stammt aus Ostindien und wurde von einem Matrosen mitgebracht, worauf er später in den Besitz des Herzogs von Orleans gelangte. Während der französischen Revolution war er bei einem Kaufmann Treskow in Berlin verpfändet.

Napoleon I. trug ihn an seinem Degenknopf. Der Wert aller dieser Diamanten ist ganz unbestimmbar, zumal die zunehmende Konkurrenz der Kapdiamanten wie auch unserer südwestafrikanischen Diamanten und vor allem die kürzlich aufgetauchte Möglichkeit, Diamanten künstlich erzeugen zu können, den Wert der Steine im allgemeinen stark zurückschraubte.

Gegen die Monopolstellung von Amsterdam in der Diamantenschleiferei und die von London im Diamantenhandel lief Antwerpen schon sehr bald wieder Sturm, namentlich aber nach der völligen Wiedereröffnung der Schelde, die dem Antwerpener Handel von neuem einen gewaltigen Aufschwung gab und die Stadt zum zweitgrößten Seehafen des Kontinents machte. Unmittelbar vor dem Kriege hatte Antwerpen Amsterdam nicht nur eingeholt, sondern auch mit seinen drei großen Diamantklubs den Großhandel in Diamanten zu einem wesentlichen Teile an sich gerissen und Londons Vormachtstellung auf diesem Gebiete ernstlich gefährdet.

Die Straße der Diamanten in Antwerpen zieht sich längs des neuen großen Hauptbahnhofs unter dem Namen Pelikaanstraße hin. Das beherrschende Gebäude der Straße ist ein prachtvoller sechsstöckiger Neubau mit einer wunderschönen Sandsteinfassade, die mit zwei nackten

Digitized by Google

weiblichen Figuren geschmückt ist. Sie schwingen Fackeln in den Händen und beleuchten damit symbolisch die in großen Goldbuchstaben angebrachte Zweckinschrift des Gebäudes: Beurs vaan den Diamanthandel.

Das Haus sollte am 1. Oktober 1914 in Benutzung genommen werden und mit seinen weiten Hallen und dem großen Hofumgang als Zentralstelle des Großhandels in Diamanten dienen, während das Vorderhaus zu Bureauzwecken bestimmt war. Aber der Krieg machte alle Hoffnungen der Unternehmer zuschanden und so kleben noch heute an den Fenstern aller Etagen des Riesengebäudes die Zettel mit der Inschrift: To huren! (Zu vermieten!)

Fast unmittelbar an dieses Gebäude grenzt das des ältesten und größten Diamantklubs von Antwerpen an. In diesen Diamantklubs Antwerpens vereinigen sich alle die Hunderte von Diamantenhändlern, deren Bureaus und Verkaufsräume sich in den Häusern auf beiden Seiten der Straße befinden, während in den großen diebes- und bombensicheren unterirdischen Gewölben der Gebäude der drei Diamantklubs die kostbaren Werte dieser Straße, die Diamanten, lagern. Zu gewöhnlichen Zeiten war der lange Straßenzug voller Leben und Bewegung. Denn neben den Antwerpener Händlern haben hier auch die von Amsterdam, London, Berlin, Paris, Neuyork, Wien, Budapest, Konstantinopel, Kapstadt, Bombay, Shanghai und Sidney ihre Niederlassungen. Und so kommt es, daß die Geschäftsräume der Straße neben dem Diamantenhandel auch Bankfilialen und andere zu dem Diamanthandel unmittelbar in Beziehung stehende Unternehmungen beherbergen. Aber auch Kaffeehäuser und elegante Weinrestaurants mit verschwiegenen Hinterzimmern finden sich in der Straße, in denen zu guter Zeit der vom

glücklichen Geschäft heimkehrende Händler noch Gelegenheit zu einem Spielchen oder zur Unterhaltung mit schönen Frauen fand, auf die gleich wie zu alter Zeit auf Phrynen und andere Jüngerinnen Cytherens der Glanz der Diamanten einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Als dann aber im August vorigen Jahres die deutschen Heere in Belgien einrückten, nahm das bunte Leben und Treiben in der Straße der Diamanten mit einem Schlage ein Ende. Das glitzernde Edelgestein verschwand wie mit einem Zauberschlage wieder in der Erde, die es geboren hatte, und das internationale Volk der Händler zerstob nach allen Richtungen der Windrose, während gleichzeitig die Rolläden der lustigen „Nachbörse" herabsanken.

In den Diamantenmühlen, wo sich sonst in rasender Eile die schwarzen Scheiben der Schleifer drehten, standen mit einem Schlage alle Räder still. Auch hier machte sich die Internationalität in oft ganz überraschenden Formen geltend. Zahlreiche galizische Arbeiter mußten zu ihrem Schmerze erfahren, daß Österreich, dem sie sich als Militärpflichtige seinerzeit entzogen hatten, im Bunde mit Deutschland sei, während die anderen Arbeiter, je nach ihrer Staatszugehörigkeit, in die verschiedensten Länder abwandern mußten.

Um nun die Antwerpener Diamantenindustrie wieder zu heben, sind von unserer Zivilverwaltung in Belgien vor allem den österreichisch-jüdischen Arbeitern keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden, so daß diese im Verein mit den belgischen, deutschen und holländischen Kollegen bereits wieder ihre Tätigkeit aufnehmen konnten. So kommt es denn, daß schon wieder über 400 Diamantmühlen im Gange sind, wenn auch freilich die Unternehmer nur einen Wochenlohn von 25 Franken gegen 60—70 in früheren Zeiten zahlen können. Und im An-

schluß an die Mühlen hat auch schon einer der Diamant-klubs seine Pforten wieder geöffnet. Die Nachfrage erstreckt sich zurzeit, wie man mir mitteilte, hauptsächlich auf halbe Karatsteine, die sogenannten „Zweigräner", die außer von Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien auch von Amerika angefordert werden.

Vor ihrem Abzuge aus Antwerpen hatten es die Engländer nicht unterlassen, den Antwerpener Diamanthändlern und -schleifern eine „preußische Furie" der deutschen „Barbaren" an die Wand zu malen, und in der ersten Zeit lag denn auch die Gefahr nahe, daß ein großer Teil der Diamantenindustrie und des Handels nach England abwandern würde, zumal die Engländer darauf hinweisen konnten, daß die maßgebenden Diamantenländer sich heute fast ausschließlich in ihrem Besitz befinden und die kaufkräftigsten Kreise auf dem Diamantenmarkte in englischer Hörigkeit stehen. Anderseits haben wir aber den Händlern und Schleifern ebenfalls die besten Aussichten machen können, und da die englische Regierung verschiedenen Antwerpener Großfirmen ihre in London liegenden Diamantendepots im Werte von vielen Millionen sequestiert hat, wobei auch alle seit Jahrzehnten als Belgier naturalisierten Kaufleute deutschen und österreichischen Ursprungs kurzerhand als feindliche Ausländer behandelt wurden, so steht zu erwarten, daß die Straße der Diamanten sich den Umzug nach London wohl noch etwas überlegen wird, zumal damit die Vorherrschaft Londons im Diamantenhandel und zugleich die Gefahr einer Monopolisierung des ganzen Handels durch England erneut in Frage käme und die Diamantenindustrie unbedingt ein Interesse daran haben muß, das Geschäft in den Zweibundsländern nicht völlig zugunsten des in den Dreiverbandsländern zu verlieren.

Digitized by Google



Von verlassenen Hafenkneipen, toten Schiffen und verrufenen Häusern

(Ein Massenspaziergang. — Im dunkelsten Quartier. — Von Mars in Fesseln geschlagen. — Untätige Athleten. — Amerikas Hilfssendungen. — Das Schicksal der „Gneisenau". — Die lustigen Janmaats. — „Bij Vater Philipp." — „Sterke Dranken." — Ein vorgetäuschtes Dorado. — Für alle Zeiten erledigt.)

Zu den unvergeßlichsten Eindrücken dieses Weltkrieges wird für mich gewiß der stille Spaziergang der 40000 Antwerpener Hafenarbeiter gehören, der sich jetzt täglich um die Mittagsstunde von dem atem- und tatenlos daliegenden Welthafen am Scheldestrom nach dem schönen Hauptbahnhof der Stadt, dem drittgrößten Europas, bewegt und von da aus wieder in breitem Strom zurückflutet zu den wundervollen breiten Kaianlagen, von denen der Blick sich in das Unendliche der schweigenden flämischen Landschaft jenseits des Flusses bis zur Nordsee hin verliert.

Oft habe ich mitten unter ihnen gestanden und ihren Gesprächen gelauscht, denn wer viel durch niederdeutsche

Lande gewandert ist, von der pommerschen Küste bis hinüber in die friesischen Gaue, dem wird es bald inne werden, daß die braungebrannten, breitschulterigen Männer mit dem Stiernacken und den schwieligen Riesenfäusten in stammverwandter Zunge reden, daß sie abgesprengte Volksgenossen darstellen und daß sie in Sprache und Art weit mehr zu uns gehören, die wir durch einen sonderbaren Zufall jetzt ihre Gegner sind, als zu jenen, mit denen sie seit der Aufrichtung des belgischen Königreichs in einem Staatsverbande zusammengeschlossen sind, zu den kleinen schwarzhaarigen und nicht selten tückisch und verschlagen blickenden Wallonen.

Niederdeutscher Schlag ist es, der sich in den flachsblonden, blauäugigen und breitstirnigen Köpfen zu erkennen gibt, und niederdeutsch ist die Art und Weise, wie sie still und ernst im Sonnenschein und Regenschauer dieser Tage zusammenstehen und über ihre Zukunft reden. Denn diese Zukunft ist vorläufig grau wie der heutige Himmel über Flanderns Fluren, grau wie das Meer, das draußen tobt und brüllt, weil die niedersächsischen Vettern jenseits des Kanals durch ihre Machenschaften den ganzen gewaltigen Handel Antwerpens früherer Tage lahmgelegt haben. Und ein sonderbares Spiel des Zufalls will es, daß 60 Kilometer weiter am Ausfluß der Schelde ins Meer die Holländer in ihrem gewaltigen Festungshafen Vlissingen ungehindert Schiffe empfangen und abfertigen können, während hier der zweitgrößte Hafen Europas, von Mars in Fesseln geschlagen, daliegt, vorläufig ohne jede Aussicht auf Erlösung aus tiefer Not. Würden die Männer hier oben auf den Kais mit südländischer Lebhaftigkeit toben und wüten, schreiend und gestikulierend umherlaufen, es wäre einem fast lieber als diese ungeheure Stille, die über den Massen liegt.

Digitized by Google

Gleich wie unter den Hamburger Schauerleuten finden wir auch hier unter den Antwerpener Hafenarbeitern wahrhafte Athleten der Arbeit, Männer, denen das untätige Stilliegen, das nun schon Monate andauert, geradezu fürchterlich sein muß. Dem schwächlichen, unlustigen Arbeiter mag ab und zu eine Ausspannung erwünscht sein; den stählernen Muskeln dieser Riesen verursacht die andauernde Untätigkeit geradezu körperliche Pein. So suchen sie sich Bewegung zu machen durch die tägliche stundenlange Wanderung Straße auf, Straße ab, die dabei unabsichtlich das Bild eines Demonstrationszuges angenommen hat, der erschütternd wirken muß. Unabsichtlich — denn die deutsche Verwaltung in Belgien und die Verwaltung der Stadt tun, was sie können, um den Tausenden Brot und nach Möglichkeit auch Arbeit zu geben. Jeder Arbeitslose erhält pro Tag 60 Centimes und dazu eine bestimmte Menge Brot und Suppe, die sich nach der Kopfzahl der Familie richtet. Das reicht wohl, um vor dem Hungertode zu schützen, ist aber sehr wenig im Vergleich zu dem Verdienst, den diese hochbezahlten Arbeiter in Friedenszeiten hatten.

In der letzten Zeit haben sich die Verhältnisse etwas zum Besseren gewendet. Ein Teil der Arbeitslosen hat im Hafen wieder Arbeit gefunden, ein anderer bei sonstigen Erneuerungsarbeiten, wenn es sich dabei im großen und ganzen auch nur um eine Beschäftigung nach Tagen handeln kann. Wie bekannt, hat Amerika verschiedene Hilfssendungen für die belgische Zivilbevölkerung nach Antwerpen expediert, und anderseits läßt auch die deutsche Verwaltung verschiedene wichtige Hafenarbeiten ausführen. Man erinnert sich, daß die Engländer bei ihrem Abzug von Antwerpen nicht nur die intakt gebliebenen Forts, vor allem die an der Schelde liegenden von St.

Marie und Tête de Flandre, zerstört haben, sondern auch etwa dreißig deutsche Schiffe seeuntüchtig machten. Darunter befand sich vor allem die schöne „Gneisenau“ des Norddeutschen Lloyd, die zur Sperrung der Schelde dienen sollte. Bei der Zerstörung des Schiffes ist man aber ziemlich ungeschickt zu Werke gegangen, so daß der massige Schiffsrumpf erhalten blieb. Und dieser tat den Engländern nicht den Gefallen, quer zur Stromrichtung liegen zu bleiben, sondern er gab der Strömung nach und drehte sich im rechten Winkel, so daß neben dem versenkten Schiff eine bequeme Fahrrinne blieb, die sogar Schiffen bis zu 13000 Tonnen das Passieren gestattet. Man hat deutscherseits die begründete Hoffnung, daß in absehbarer Zeit die Hebung des wertvollen Schiffsrumpfes möglich sein werde.

Bei den übrigen Schiffen, so der „Christine Seel“ aus Flensburg, der „Tasmania“ der Hamburg-Australischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, der „Kandelsfels“ von der Bremer Hansalinie, des Dampfers „Elbing“ aus Hamburg, der „Schildturm“ aus Bremen, der „Santa Fe“ von der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, drei Dampfern der Levantelinie aus Hamburg, dem Vollschiff „Perim“ und zwei großen österreichischen Dampfern „Prazzatus“ und „Zora“ aus Ragusa hatten die Engländer die wichtigsten und empfindlichsten Teile aus den Maschinenanlagen und der Steuerung entfernt und ins Wasser geworfen. Da haben nun unsere Ingenieure unter Mitwirkung der Antwerpener Hafenarbeiterschaft sich ans Werk gemacht, um diesen toten Schiffen neues Leben einzuhauchen, und schon arbeiten hier und da die Schrauben zur Probe, während die verschiedenen Hilfsmaschinen, wie die für die elektrische Beleuchtung und Wasserhaltung bereits wieder in Tätig-

keit sind. Zwischen diesen ruhenden Schiffen hindurch steuern Segler mit Nahrungsmitteln für die große Stadt, deren gewaltiger Kathedraleturm sich im Hintergrunde gleich dem mit Spitzen gezierten Arm einer schönen Frau in die Luft reckt, als wolle er den einkommenden Schiffen zurufen: Hier ist gut sein!

Und es war ja auch gut sein im Schatten dieser Kirche und der alten, spitzgiebeligen Häuser Antwerpens überhaupt. Das zeigen die eleganten Gasthäuser und Weinrestaurants sowie die großen Kaffeehäuser dieser Stadt, in denen Reeder und Kaufleute, Händler und Schiffskapitäne in friedlichen Zeiten gern gesehene und gutzahlende Gäste waren, während draußen in der Hafenvorstadt die lustigen Janmaats aus aller Herren Länder billigeren, wenn auch oft nicht ganz harmlosen Zeitvertreib fanden. Heute sind die vielfach verschlungenen, ineinanderlaufenden, engen und nicht ganz geheuren Gassen des Hafenviertels ziemlich öde und leer. „Bij Blonte Irma" trauert ebenso einsam wie die Kneipe „Im siebenten Himmel", und in der „Dicken Marie" ist es gerade so leer wie drüben „In den sterken Dranken" (starken Getränken). Engländer und Holländer, Schweden und Norweger, Portugiesen und Spanier, Franzosen und Italiener, Griechen und Türken, ja selbst die Chinesen und Neger unter dem Heizer- und Trimmerpersonal der Antwerpen anlaufenden Schiffe fanden in diesem interessantesten aller Hafenviertel der Welt ihre besonderen landesüblichen Kneipen. Aber der deutsche Janmaat beherrschte auch hier das Feld, wie die überwiegend deutsch gehaltenen Inschriften an den niedrigen und urwüchsigen Gasthäusern „Zum König von Preußen", „Stadt Berlin", „Im alten Hamburg", „Zur Stadt Wismar", „Zur Kieler Förde" u. a. m. beweisen. Besonders sympathisch

begrüßt den militärisch geschulten Beschauer aus der Reichshauptstadt das Schild mit der leuchtenden Inschrift: „Bij Vater Philipp". Denn ebenso heißt man daheim das Militärarrestgebäude.

Die Mehrzahl der Wirtschaften, auch die international frisierten Kneipen, hatte deutsche Wirte, die beim Kriegsausbruch ihre Nationalität nicht verleugnen konnten, als der Pöbel in das Hafenviertel eindrang und blutige Abrechnung mit den „Duitsmen" hielt. Man hat den unglücklichen Schnapsschenkern nicht nur das Geld fortgenommen, die Musikautomaten in die Schelde geworfen und ihre Frauen und Kinder verprügelt, sondern sie selbst unter allerlei Mißhandlungen zum Bahnhof geschleift und in die nach Deutschland fahrenden Züge gestopft. Und so groß ist der Schrecken darüber bei diesen Leuten gewesen, daß noch heute Dutzende derartiger Lokale ohne Inhaber dastehen, vernagelt und verschlossen durch die deutsche Verwaltung, der die verlassenen Hafenkneipen vielleicht nicht so ganz unangenehm sind, zu einer Zeit, wo der Ausschank von „sterken Dranken" von dem Generalgouvernement überhaupt verboten ist.

Aber die verlassenen Hafenkneipen sind nur die Kulissen für ein noch schlimmeres Viertel, von dem in diesem Zusammenhange auch geredet werden muß, zumal wir uns daran gewöhnt haben, auch diesen Dingen neuerdings schärfer ins Auge zu sehen. Ein halbes Dutzend enger und kurzer Straßen, die sich im rechten Winkel schneiden und auf der einen Seite von dem trüben Gewässer alter Hafenbassins und Kanäle begrenzt sind, bilden das dunkelste Quartier Antwerpens. Die hohen überhängenden Häuser berühren sich beinahe an den Giebeln und bilden dadurch fast ein einziges zusammenhängendes Gewölbe, in dessen Winkeln das Laster lauert. Grelle Musik von

Digitized by Google

Orchestrions, Klavieren und kleinen Kapellen lockte die Besucher dieser verrufenen Straßen an und ausgelassene Lustbarkeit warf den Schleier über Szenen, die das Licht des Tages zu scheuen hatten.

Die Riesengewinne, welche den Unternehmern dieser Lasterquartiere erwuchsen, machten es ihnen leicht, die Häuser kostbar auszustatten. Man sieht Salons, deren Wände mit vornehmen Seidenstoffen bespannt sind, doch die Wattierung darunter verrät, daß dieser Teil der Einrichtung zugleich dazu bestimmt war, unliebsame Geräusche nach außenhin zu ersticken und unerwünschte Lauscher nicht auf ihre Kosten kommen zu lassen. Unzählige Spiegel, Malereien, Fontänen und Blumen suchten dem Besucher ein Dorado vorzutäuschen, um ihm das Geld aus der Tasche zu locken, das ja den Seeleuten nach langer Fahrt ohnehin sehr lose sitzt.

Mord und Totschlag sind in diesen engen Gassen zu Hause gewesen, und alle Leidenschaften der Hölle gaben sich hier ein Rendezvous. Hinter den wie der Eingang zu einem Panzergewölbe anmutenden schweren, eisernen Türen der Häuser dieser Straßen mag auch manch unschuldiges Mädchen geschmachtet haben, bis die Ankunft der „Barbaren" auch hier erfreulichen Wandel schuf. Die Vorbereitungen, welche die Gesundheitspolizei des Gouvernements in Brüssel für dieses dunkle Kapitel belgischer Kultur getroffen hat, lassen erfreulicherweise erkennen, daß es so wie bisher nicht weitergehen wird, und so wird dieses Stück Antwerpen, gewiß nicht zum Schaden des ganzen Landes, nach dem Kriege wohl für alle Zeiten erledigt sein.

Der auferstandene Hotelwirt

(Die Kontrolle der Zivilisten. — Wie der Thüringer seinen Weg machte. — Die tanzende Hoteleinrichtung. — 250 Millionen in Gold. — Bomben in Sektkörben. — Entwischt. — Ende gut, alles gut.)

Nicht mit Unrecht sind die Antwerpener auf ihren neuen Hauptbahnhof stolz. Er ist nicht nur der drittgrößte Europas, sondern er liegt auch inmitten eines interessanten Viertels. Vor ihm breitet sich die Straße der Diamantenhändler aus, während in seinem Rücken der große Zoologische Garten gelegen ist, der nach dem Londoner und Berliner als der schönste und größte der Welt gilt. Vom Hauptportal des Riesengebäudes hat man ferner einen wundervollen Blick auf das stolzeste Bauwerk der Stadt, die Kathedrale, und ihre beiden schönsten Straßen, die Avenue Keyzer und die Place de Meir. In Friedenszeiten strömte aus den weiten Hallen des Bahnhofes die gewaltige Menge der Reisenden aus aller Herren Länder, darunter all die vielen Tausende, die von Antwerpen aus Amerikas oder Afrikas ferne Küsten aufsuchen wollten, weil ihnen die Heimat zu enge geworden war. Heute liegt der Bahnhof still und tot da. Nur wenige Züge laufen in gemäßigtem Tempo von Brüssel, von der holländischen Grenze und vom Westen des Landes her ein, und auch sie sind in der Hauptsache von deutschem Militär mit Beschlag belegt. Der seltene Zivilist muß mit allerlei Pässen und sonstigen Legitimationen versehen sein und sich selbst und sein Gepäck vor dem Verlassen des Bahnhofs einer ganz genauen Kontrolle unterwerfen.

Wir haben auch keinen Anlaß, nach Antwerpen, das bei unseren Feinden als die zweitstärkste Festung der Welt galt, unsichere Elemente einzulassen. Trotzdem nimmt

der Verkehr von Tag zu Tag zu, und die großen Gasthöfe am Hauptbahnhof und in den umliegenden Straßen machen schon wieder gute Geschäfte.

Gleich rechts am Ausgang des Hauptbahnhofs, nur wenige Schritte in die Avenue Keyzer hinein, steht der Riesenbaukasten des Hotels Weber. Seit fast drei Jahrzehnten sitzt in diesem Hause der aus Effelder im Regierungsbezirk Erfurt stammende Hotelier Weber, der durch zahlreiche Anbauten aus dem ehemaligen einfachen Gasthof eines der ersten belgischen Hotels gemacht hat. Seine zielsichere Hand bewies er auch in verschiedenen anderen Betrieben der Stadt. So schuf er die Brasserie Flora, das größte Münchener Bierlokal Antwerpens, baute sich ein Hotel in Ostende und eine Villa in Braschat. Doch als sein Glück vollkommen schien, kam über Nacht der Krieg, und mit Schaudern lasen wir, daß der gutmütige, kugelrunde Herr von dem Pöbel der Stadt in den ersten Augusttagen aus dem obersten Stockwerk seines Hotels herausgeworfen und unter den Fußtritten der Massen sein Leben ausgehaucht habe. Aber die Antwerpener Blätter französischer Tendenz, denen wir damals diese Mitteilung entnahmen, haben uns angelogen, ebenso wie sie nachher ihre eigenen Volksgenossen über das Schicksal der Stadt in die Irre führten. Der würdige Herbergsvater lebt und erzählte mir heute in seinem Privatkontor über seine damaligen Erlebnisse allerlei, was selbst in der Vergangenheit noch interessant erscheint.

Es war am 4. August, als der Einmarsch der Deutschen in Belgien dem Antwerpener Pöbel Anlaß zu den ersten Ausschreitungen gab. Auf der Terrasse des Hotels Weber wurden plötzlich die eleganten Besucher rabiat. Tische und Stühle begannen zu tanzen, Stöcke wurden geschwungen, Gläser und Teller zerbrochen und das Geschirr



Die „Hallen“ in Ypern

Digitized by Google



Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Durchſuchung von Paſſagieren im Hauptbahnhof von Antwerpen



Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Vor dem Hauptbahnhof in Antwerpen

Digitized by Google

fiel klirrend auf die Straße. Weber, der sich damals in seiner Villa in Braschat, zwölf Kilometer von Antwerpen entfernt, befand, fuhr sofort mit seinem Kraftwagen in die Stadt hinein. Hier kam ihm schon der Kommandeur der Gendarmerie entgegen, der ihm sagte, er müsse die Kaffee- und Bierlokalitäten im Parterre des Hotels sofort schließen. Weber erwiderte, daß er diesen Befehl schon selbst erteilt habe, worauf die 600 Stühle der Terrasse in das Lokal hereingeholt und dieses geschlossen wurde. Die Musikkapelle hatte schon eine Stunde vorher ihr Spiel einstellen müssen, weil von den Besuchern fortwährend gelärmt und die Marseillaise verlangt wurde. Weber ließ sofort Zettel mit der Inschrift drucken: „Dieses Haus unterstelle ich dem Gouverneur von Antwerpen und dem Roten Kreuz zu gemeinnützigen Zwecken!" Das kühlte die Wut der das Haus umlagernden Massen etwas ab. Dagegen wurde zur selben Zeit die Brasserie Flora, die nach zwei Straßenfronten liegt, von dem Pöbel gestürmt und alle Scheiben, Tische, Stühle, Gläser und Geschirr zertrümmert. Das 640 Quadratmeter große Lokal war wenige Minuten später nur noch ein wüster Trümmerhaufen.

Am nächsten Morgen wurde das Hotel von dem belgischen Roten Kreuz beschlagnahmt; doch schon wenige Stunden später verlangte der Pöbel energisch, daß das Haus von dem Roten Kreuz geräumt werde mit der Erklärung, daß kein belgischer Verwundeter in dem deutschen Hotel liegen wolle. Inzwischen requirierte das belgische Militär sämtliche Kraftwagen, Pferde und die gesamte Viehhaltung Webers in Antwerpen, Braschat und Ostende. Am Spätabend des 5. August wurde dann das ganze Hotel für die Zwecke des belgischen Kriegsministeriums beschlagnahmt. Noch in der Nacht kam von

Löwen her ein Sonderzug mit dem belgischen Kriegsminister und seinen Beamten und ferner in plombierten und versiegelten Beuteln der ganze belgische Kriegsschatz im Betrage von etwa 250 Millionen in Gold. Während aber die Akten und die Einrichtungsgegenstände des Kriegsministeriums im Hotel untergebracht wurden, schaffte man den Staatsschatz sofort in den Hafen hinunter, wo er auf dem nächsten nach Harwich gehenden Paketboot verstaut und noch in der Nacht nach England geschafft wurde. Neben dem Kriegsministerium setzten sich in dem Hotel 400 belgische Gendarmen fest.

Während dieser ganzen Zeit war Weber das Verlassen des Hotels untersagt. Er quartierte sich also so gut es ging im Keller des Hauses ein, wo er am nächsten Morgen in Erstickungsgefahr geriet, weil einige belgische Angestellte mit Öl getränkte Lappen in den Heizraum versteckt und angezündet hatten, was zu dem Gerücht Anlaß gab, Weber sei erstickt und verbrannt. Von anderer Seite wurde dagegen behauptet, daß man ihn aus dem obersten Stockwerk hinausgeworfen, zertreten und die Leiche in die Schelde geworfen habe. Dieses Gerücht trat so bestimmt auf, daß es zur Lebensrettung Webers wesentlich beitrug.

Inzwischen waren die Weinkellereien des Weberhotels in der Rue des Juifs von Soldaten erbrochen worden. Der Wein wurde direkt aus den Fässern abgezapft und in den Champagnerkörben angeblich nach Bomben Umschau gehalten, mit dem Erfolge, daß sich später fast keine einzige Flasche Sekt mehr vorfand. Auch in der Villa in Braschat, wo ein belgischer Major einquartiert war, war der Weinkeller vollkommen leergetrunken. Während dieser ganzen Zeit wurde Weber in seinem Hause überaus scharf bewacht. Es hieß, er verstecke Deutsche

bei sich und besitze ein geheimes Telephon im Keller. Am 1. September früh erhielt er deshalb auch den Befehl, innerhalb 48 Stunden Antwerpen zu verlassen. Seine Frau, die mit zwei Töchtern zusammen die Brasserie Flora bewirtschaftet hatte, war sofort nach der Zerstörung dieses Anwesens über die holländische Grenze geflüchtet, wohin auch Weber zu kommen trachtete. Obwohl er keinen Paß hatte, beschloß er, die Folgen des Ausweisungsbefehls nicht abzuwarten. Und das war sein Glück, denn am nächsten Morgen bereits erschien die Militärpolizei mit einem Haftbefehl gegen ihn, nach welchem er aller möglichen Verbrechen und Vergehen beschuldigt wurde. In St. Nicola, wo er sich zwei Stunden aufhielt, wurde er einem dortigen Offizier gegenüber denunziert. Dieser schritt auch zu einer vorübergehenden Festnahme, erklärte aber später, daß es sich unmöglich um den Hotelier Weber aus Antwerpen handeln könne, da dieser ja nach sicheren Zeitungsmeldungen bei den ersten Tumulten ums Leben gekommen sei.

Nachdem Weber so glücklich über die holländische Grenze entwischt war, reiste er über Aachen nach Köln, wo er erfuhr, daß Antwerpen inzwischen gefallen war. Als die deutschen Behörden an die geflüchteten belgischen Gastwirte die Aufforderung zur Rückkehr richteten, damit sie zu ihrem Teil an der Ernährung der Stadtbevölkerung mitwirkten, kehrte auch Weber nach Antwerpen zurück, wo seine nächste Aufgabe darin bestand, ein vollkommen neues Personal von mehr als hundert Köpfen anzustellen. Sein Hotel fand er von den deutschen Truppen besetzt.

Ähnlich wie Weber erging es auch dem deutschen Inhaber des Hotels Frankfurt und dem des Kaffee Günther, die sich sofort nach Kriegsausbruch den deutschen Behörden als Militärpflichtige gestellt hatten, und deren von

16*

ihren Frauen verwaltetes Eigentum ebenfalls der sinnlosen Zerstörungswut der Menge zum Opfer fiel. Merkwürdigerweise wußte der belgische Pöbel genau, wo Deutsche wohnten. Es waren immer 3000 bis 5000 Mann beieinander, die planmäßig von besseren Leuten von Haus zu Haus geführt wurden und mit Stöcken und Schirmen auf die unglücklichen Opfer einschlugen, während die Polizei untätig zuschaute, oder aber den Stätten der Ausschreitungen demonstrativ den Rücken kehrte. Auf dem Rathaus zu Antwerpen amtierte während dieser Zeit neben dem Stadtadvokaten der französische Generalkonsul Greuseaux mit zwei französischen Offizieren. Die eigene belgische Verwaltung hatte nichts zu sagen, und einer der ersten Beschlüsse dieses famosen Triumvirats war der auf Ausweisung aller Deutschen.

Am 19. Oktober konnten die Räume des Hotels Weber wieder geöffnet werden, und der Verkehr wickelt sich jetzt fast wie zu normalen Zeiten ab. Aber es wird langer, langer Zeit bedürfen, ehe alle die Wunden wieder geheilt sind, die der Krieg den deutschen Bewohnern der Stadt geschlagen hat.

VI

Während ich in Belgien weilte, schrieb Paul Richard für mich auf den Schlachtfeldern von Nordfrankreich die nachstehenden Skizzen, die ich diesem Buch einverleibe, da sie mancherlei Gedanken und Stimmungen höchst eindrucksvoll wiedergeben.

*   *
*

1. In St. Mihiel

Wir hatten am Abend bei den Offizieren eines Regiments gespeist. Freundlich und höflich hatte man uns aufgenommen. Freundlich und höflich hatte man uns verabschiedet. Ein Oberstabsarzt begleitet uns. Aus dem gewölbeartigen Vorraum hinaus, die steinerne Treppe hinunter, kommen wir auf die Straße und wenden uns der Richtung der St. Michaelskirche zu. Aus einem Kellereingang sehe ich Licht fallen und trete neugierig näher. Eine schwere Luft schlägt mir entgegen. Ein Nebel von Zigarrenrauch hüllt einen ungeheuer großen Kellerraum ein. Matratzen liegen auf der Erde. Menschen schlafen darauf. Zwischen ihnen stehen Stühle und Tische. Soldaten, beleuchtet von einer Kerze oder einer Lampe, schreiben Briefe. Manche sitzen, in Gedanken versunken, den Kopf auf den Tisch gestützt, andere spielen Karten. Der Raum aber ist so groß, daß das wenige Licht immer nur einen gewissen Umkreis erleuchtet. Alles andere liegt in Dunkel gehüllt. Trotz der vielen Menschen, die hier wohnen, herrscht eine eigenartige Stille. Seltsam heben sich die niedrigen, weißen Kellerdecken von den großen grauen Quadratsteinen des Bodens ab. Dazu dieser bläuliche Rauchschleier, der das ganze Lager bedeckt, so daß die Figuren im Hintergrund fast verschwinden. — Eine blaugraue Atmosphäre, teilweise erhellt von gelben Lichtern, dazwischen liegende, schlafende und sitzende Menschen.

Die Straße ist völlig in Nacht getaucht. Nur unsere Taschenlampen weisen uns den Weg für wenige Schritte. Granaten sausen über uns hinweg dem Maasviertel zu. Ihr Einschlag ist deutlich zu hören. — An der St. Michaelskirche steht eine Holzbude. Durch die Bretter dringt Licht und Maschinengestampfe. Das Elektrizitätswerk,

Digitized by Google

das seine nähere Umgebung mit Licht speist. Ein fahrbarer Dynamo ist es, der einem französischen Karussellbesitzer gehörte. Kurz bevor die Deutschen so überraschend schnell in St. Mihiel einzogen, war Jahrmarktsfest hier, und die Schaubudensteller fanden zum Flüchten keine Zeit mehr. Ihre Wohnwagen, die in großer Zahl die Place des Menoins umsäumen, werden jetzt von obdachlos gewordenen Einwohnern St. Mihiels bewohnt. Ihre Häuser sind von ihren eigenen Landsleuten zusammengeschossen. Jetzt haben sie sich in den Wagen häuslich eingerichtet, waschen, kochen, wohnen und schlafen dort.

Fortwährend hört man Granaten sausen, oft von einem kurzen Blitz in der Luft begleitet. An der nächsten Straßenecke verabschiedet sich der Oberstabsarzt. Er meinte, wir wären zu Haus. Wir gehen die linke Straße hinauf. Alles ist tot, alles ist schwarz, niemand ist zu sehen. Nur der kleine Schein unserer Lämpchen eilt lebendig vor uns her. Wir gehen und gehen. Die Straße kommt uns unbekannt vor. Eine Reihe ausgebrannter Häuser gleitet an uns vorbei. Schließlich bemerken wir, daß der Weg falsch ist.

Da kommt es mit einem Male herangesaust, ein Heulen, ein jaulendes „Hui! Hui!", das immer lauter wird. Ein Krachen dann, daß die Ohren sausen. Ganz nahe, wenige Meter vor uns, ist die Granate in die Hausfront gefahren und explodiert. Eiligen Schrittes entfernen wir uns. Nach vergeblichem Suchen klopfen wir an eine Tür, durch deren Spalt ein Lichtstrahl fällt. Ein Soldat öffnet und zeigt uns dann den richtigen Weg.

Ich bewohne das Zimmer eines Notars. Fast sämtliche Fensterscheiben sind entzwei. Bei der Sprengung der Maasbrücke durch die Franzosen sind sie in Stücke gegangen. Eine riesige Stehlampe mit einem prachtvollen

Schirm wirft ein weiches, rötliches Licht auf die Möbel. Draußen aber dauert das Donnern fort. Immerzu hört man die heulenden Todbringer über die Häuser hinwegfliegen und einschlagen mitten in die Stadt. — Die Nerven spannen sich. Das Herz klopft stärker. Gegen 11 Uhr lösche ich die Lampe und gehe ins Bett. Unter der Decke liege ich und kann nicht schlafen. Das Gehör arbeitet merkwürdig fein, feiner als am Tage. Die schlecht schließenden Fensterläden haben sich geöffnet. Knarrend werden sie vom Winde hin und her bewegt. Ein kalter Luftzug weht durch die Fensteröffnungen. Aus dem Kamin tönt leises Rauschen, als spräche der Wind mit ihm. — Mit einem Male fangen unsere Kanonen, die bislang geschwiegen, an zu tosen. Vier lange Schläge aus kurzen Geschützen. Ein blitzschnelles, aufsteigendes, mehrfaches Sausen, das schnell entschwindet. Der Widerhall des Einschlagens klingt schwach. Eine Minute später ein Donnern. Der Geschützdonner des Feindes klingt diesmal lauter, wie wenn die Batterien direkt vor der Stadt ständen. Dann kommt es herangesaust, das Heulen wird stärker und immer stärker. Jetzt ist es über meinem Hause. Dann wieder dieser furchtbare Krach. Die Granate muß in unmittelbarer Nähe von mir geplatzt sein. Und dann steigert sich von Minute zu Minute der entsetzliche Lärm. Erst wir — dann der Feind. Ich liege zusammengekrümmt im Bett. Im Geiste zieht mein Leben an mir vorbei. Mir ist's, als mache ich einen dicken Strich unter die Schicksalsrechnung. Immer, wenn eine von den unsichtbaren eisernen, fliegenden Hyänen herangesaust kommt, frage ich mich, wo sie landen wird. Und immer wieder geht sie vorbei. Bald schlägt sie nur zwanzig Meter von mir ein, bald einige hundert Meter entfernt. Ich weiß, der Feind beschießt die Stadt von drei

Seiten. Von dort, wo die Hausfront ist, kommen die meisten Granaten. Meine Fenster gehen nach dem Hof hinaus. Die Läden haben sich durch den Wind von selbst an die Mauerhaken festgehängt. Vom Bett aus kann ich den Kapuzinerberg erkennen, der sich wie ein riesiger Schatten vom Himmel abhebt. Die Bäume rauschen und raunen. Manchmal guckt der Mond neugierig durch die Wolken. Dann blitzt ein geisterhaftes Grün über den Berg. Aber die eilenden, dicken Himmelssegler verschlingen ihn schnell und alles ist wieder schwarz. — Immer wieder dasselbe Krachen. Immer wieder dasselbe Geräusch des Einschlagens. Erst donnern wir viermal. Dann vergehen fünfzig bis sechzig Sekunden, ehe man den Abschuß des Feindes hört. Ich zähle weiter: 1 — 2 — 3. Bei 4 hört man das Sausen, bei 5 ist sie über mir und fast im Augenblick ertönt schon die Detonation. Der Zusammensturz des getroffenen Gebäudes kommt mir merkwürdig langsam vor. Dann das Rauschen eines Wasserfalles — das Geräusch des nachstürzenden Schuttes. Nach einer Weile fallen die Ziegel. Wie das Dreschen von Dreschflegeln in einer Scheune klingt es. Klick — klack — klick — klack.

Eine bleierne Schwere lastet auf mir. Eine furchtbare Müdigkeit packt mich. Ich versuche zu schlafen. Das Donnern dauert fort. Jedesmal, wenn die Granaten nahe von mir explodieren, schrecke ich auf. — Ich knipse meine Taschenlampe an und sehe nach der Uhr; noch nicht zwölf. So vergeht Minute um Minute. Meine Taschenuhr auf dem Nachttisch neben mir tickt mir jede Sekunde vor. 3600 Sekunden machen erst eine Stunde aus!

Bautz! tönt es wieder. Das höhnische Heulen naht. Ein kurzer Blitz fährt vorüber, ein helles Feuer für einen Moment, dann folgt ein scheußlicher Schlag. Die Gra-

nate landet direkt vor mir auf dem Berge. Und nun packt mich eine Wut. Die ohnmächtige Wut dessen, der sich wehrlos weiß. Ich stürze aus dem Bett und eile ans Fenster. „Gut denn, wenn ihr mich treffen wollt, so trefft mich bald! Aber erlaßt mir diese wahnsinnige Qual!" Ich umklammere mit beiden Armen das Fensterkreuz. Ein furchtbares Weh erschüttert mich. Hilflos und elend stehe ich da und niemand kann mir helfen. Erschöpft sinke ich auf einen Stuhl. Die kalte Luft beruhigt mich. Aber nun habe ich mich wieder. Ruhig, ganz ruhig besteige ich mein Bett. Leben oder Sterben, was will das jetzt heißen. Auf dem Rücken liegend, mit offenen Augen falte ich die Hände über der Bettdecke und bete laut: „Vater unser, der du bist im Himmel!" Seit meiner Kindheit Tage hatte ich nicht mehr gebetet. Das war die Nacht, wo ich es wieder lernte.



2. Unter den Linden von Neuville

Ein blauer Winterhimmel. Die Sonne lacht milde. Sie breitet sich aus über Wiese und Wald, über Felder und Dörfer. Sie lächelt auch in die Schützengräben hinein, die wie schwarze Riesenungeheuer das Land durchschlängeln. Ihr Inneres aber birgt lebende Wesen, welche den Leib des Untiers an vielen Stellen durchlöcherten und nun gespannt den Blick nach vorn durch die Öffnungen richten, spähend und lauschend.

Eben stand ich noch auf der Chaussee. Plötzlich öffnet das Ungeheuer seinen Rachen und nimmt mich auf. Heute ist der Boden hart gefroren. In der Nacht waren sieben Grad Kälte. Da läuft es sich gut. Nach hundert Metern

beginnen schon die Abzweigungen im Graben. Es ist unmöglich, sich aus diesen Irrgängen allein herauszufinden, so viele untereinander verbundene Nebengänge gibt es darin. Gänge, die durchschnittlich nur 70 bis 100 Zentimeter breit sind. Ein Soldat mit einem Sandsack kommt mir entgegen. Gedeckt, um nicht von einer feindlichen Kugel getroffen zu werden, schleppt er keuchend die schwere Last mit beiden Armen an die Brust gepreßt. Ratlos sieht er mich an. Aber ich drücke mich eng an die Lehmwand, und nun kann er vorbei. Im Weiterschreiten blicke ich aus dem Graben heraus. Vor mir schwarze, schattenhafte Umrisse, die in den Himmel ragen. Die Reste von Neuville. Geschwärzte Mauern, dazwischen kahle, versengte Bäume mit wenigen traurigen Ästen. Der Schützengraben aber schlängelt sich weiter durch das zusammengeschossene Dorf. Ein hohes, schiefes Gittertor sucht Halt an einem Steinhaufen. Die Sonne prallt gegen die Trümmer und läßt das Bild der Verwüstung noch plastischer erscheinen.

Ich stehe vor einer Erdhöhle und werde gebeten, näherzutreten. Der Hauptmann mit seinen Offizieren wohnt hier. Die gelbe Petroleumlampe, als Ampel an der Decke befestigt, leuchtet gedämpft auf die Köpfe herab. Liebenswürdig wird mir ein Glas Wein verabreicht. Der Kamin verbreitet eine angenehme Wärme. Der Schein seines roten Feuers blinzelt träge über den Fußboden hinweg. Um einen weißgedeckten Tisch sitzen sechs Offiziere lachend und fragend. Ein Artillerieoffizier erscheint und meldet, daß er eben zwei französische Geschütze entdeckt habe. Der Hauptmann eilt sofort ans Telephon und verständigt den in Frage kommenden Batterieführer. Kurze Zeit darauf ertönt Kanonendonner.

Die Unterhaltung schreitet fort. Neuigkeiten werden

ausgetauscht, plötzlich schallt durch die Wände der Höhle ein stiller Gesang. Keiner spricht mehr. — Alles horcht. — Ein leiser, mehrstimmiger Männergesang ist es. Die Saiten einer Gitarre klingen dazu. Klagend, wie tiefes Leid einer Mutter, kommt das Lied zu uns. — Alles lauscht. — Kein Wort fällt mehr. — Den Kopf auf den Tisch gestützt, mit verträumten Blicken hören wir zu. Ein wehes Sterbegefühl umfaßt uns alle, als wir die Worte verstehen:

„Es geht bei gedämpftem Trommelklang,
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang,
O wär' er zur Ruh' und wär' alles vorbei,
Ich glaube, es bricht mir das Herze entzwei!"

Leise, wie es gekommen, verschwindet das Lied. — Lautlose Stille herrscht. Ein tiefes Atmen, dann springt der Hauptmann auf und will mir neu einschenken. Ich lehne dankend ab und verabschiede mich von allen: „Auf frohes Wiedersehen!" Nur der Hauptmann begleitet mich auf der Weiterwanderung durch die Gräben. Soldaten blicken, die Schulter an die Lehmwand gelehnt, durch die Schießscharten. Aus den Unterständen weht dünner Rauch. In anderen schlafen Mannschaften auf Stroh. Geschossen wird wenig. Nur drüben beim Feind, wenige hundert Meter von uns, sind sie tätig. Alle Augenblick hört man das fatale Singen der fliegenden Gewehrkugeln über den Gräben. Aber niemand kümmert sich darum. Ich sehe kein trauriges, kein kummervolles Gesicht bei den Mannschaften, unter denen sich viele Freiwillige mit den neuen hellblauen Käpseln befinden. Erst gestern bezogen sie den Schützengraben. Aber ruhig, wie alte Soldaten, verrichten sie ihre Arbeit, als hätten sie im Leben nie etwas anderes getan.

Vor einem niedrigen Gang mache ich halt. Wie der

Eingang zu einem alten ägyptischen Grab mutet er an. Viele, viele Meter geht er unter der Erde fort, bis kurz vor den Graben des Feindes. Noch wissen die auf der anderen Seite nichts davon. Aber eines Nachts, wenn die Minenhunde bellend und brüllend, Schrecken und Tod verbreitend, dazwischen fahren, erkennen sie es. — Zu spät! —

Dann stehe ich vor den drei historischen Linden von Neuville. Alte, hundertjährige Baumriesen, deren Stamm manche Flinten- und Schrapnellkugel aufweisen, deren Äste zerfetzt und zerschossen in der Luft hängen. Als sie noch Blätter hatten, wurde hier schon hart gekämpft und mancher Held ließ in ihrem Schatten sein Leben. Jetzt hat man Unterstände und Schützengräben um sie herum gebaut. Kein Vogel singt mehr auf den Zweigen, aber manche französische Flintenkugel pfeift ihnen ein Lied. Auch für euch, ihr alten Riesen, das Totenlied!

Ich blicke durch eine Schießscharte. Eine weite Ebene, kümmerlich mit Gras bewachsen, dehnt sich vor mir aus. Sonst sehe ich nichts. — Doch, da links, wenige Meter vor mir, liegt etwas. Einen Moment schrecke ich zusammen. Dann blicke ich genauer hin. Es ist ein toter Franzose. Gekrümmt liegt er da, den rechten Arm unter dem Kopf, den linken wie im Krampf seitlich vom Körper gestreckt, die Finger in den Boden gegraben, als wollten sie einen letzten Halt suchen. Die Sonne bestrahlt den Toten und läßt das bleiche, junge, bartlose Gesicht noch bleicher erscheinen. So liegt er nun schon seit Tagen. Niemand kann ihn begraben. Seine Bergung bedeutet für jeden den Tod. So wird er wohl auch noch lange liegen müssen, wenn Mutter Erde sich nicht seiner selbst erbarmt. Wenn der Regen anhält, sinkt der Körper durch die eigene Schwere tiefer und tiefer in den

Lehmboden. Eines Tages ist nichts mehr von ihm zu sehen.

Ich mußte daran denken, daß auch dieser junge Franzose ein Held war, für den wohl jetzt noch eine arme, unwissende Seele zittert, für den ein liebendes Herz schlägt, für den eine alte Mutter betet.

* *

*

3. Laon

Ein ungeheurer Riese liegt in der Picardie begraben. Eingebettet in der Ebene hob er wie zum Protest die geballte Riesenfaust drohend empor. Jahrtausende vergingen. Heute ist diese Faust bepflanzt mit Wäldern, bebaut mit kleinen altfranzösischen Häusern, aus denen eine der prachtvollsten Kathedralen der Welt in den Himmel hineinragt. Das ist Laon. Italienische Romantik breitet sich über den Straßen aus. Wintersonne beleuchtet den Bergkegel am Spätnachmittag rosenrot. Unten aber im Tal liegt ein dunkelblauer Nebel, der Bäume und Häuser verschlingt. Eine weiche, warme Luft umschwebt mich, trotzdem wir Januar schreiben.

Ich wandere durch die Stadt. Auf dem Marktplatze herrscht reges Leben. Ein Kommen und Gehen deutscher Soldaten aus der Präfektur, die mit schwarzweißroter Fahne geschmückt ist und vor der ein Schilderhaus in den gleichen Farben steht. Kraftwagen und Proviantgefährte aller Art halten. Soldaten füttern und tränken die Pferde. In der deutschen Bataillonskantine herrscht reges Leben. Offiziere und Mannschaften, die vorn aus

den Schützengräben kommen, machen hier ihre Einkäufe. Fast alle Läden der Stadt sind geöffnet; überall ist ein geschäftiges Treiben, wie im Frieden. Frauen mit Umschlagetüchern, den Marktkorb am Arm, stehen in der Unterhaltung beisammen. Kinder spielen auf der Straße Murmeln. Bärtige Landsturmleute eilen vorüber. Oft werden sie von den Kleinen angehalten: „Brut, Zoldat — Brut, Zoldat!" — oder „Monsieur, un Sous!" Die französischen Kinder kennen die Gutmütigkeit unserer Soldaten. Jeder gibt ihnen. —

Ich gehe weiter. Alte, schiefe Häuser umgrenzen die Gassen. Eine fahle Dämmerung breitet sich in ihnen aus. Plötzlich weitet sich die Straße an einer riesigen Fortmauer. Das Fort selbst ist zerfallen. Ein schiefer Aussichtsturm und einige Ruinen nicht weit davon deuten auf die Episode von 1870. Viele hundert Deutsche und Franzosen verloren bei der damaligen Sprengung ihr Leben. Heute wächst Gras in den Mauerrissen. Die jahrhundertealten Quadersteine haben sich grünlich gefärbt. Niedliche, kleine Wohnhäuschen, die direkt in die Fortmauer eingebaut sind, wirken in dieser Gegend doppelt freundlich. An der Straße steht ein Landsturmmann in dunkelblauem Mantel mit umgehängtem Gewehr. Er ist damit beschäftigt, die Ausweise der Insassen eines Kraftwagens zu prüfen. Vor dem Schilderhaus sitzen vier Soldaten und spielen Karten mit einem Eifer, als ginge sie der ganze Krieg nichts an. Neugierig geworden durch die laute Unterhaltung, stellt sich der eine Posten neben die Spieler und schaut ihnen zu. Jetzt sieht er mich. „Halt! Wo wollen Sie hin? Sprechen Sie Deutsch?" Ich weise mich aus und gehe weiter. Die Straße gabelt sich hier. Der linke Weg führt auf die Höhe, der rechte ins Tal. Ich gehe den linken. Vor einem hölzernen Ein-

gangstor bleibe ich stehen. Das Tor ist einfacher Bauart und trägt in der Mitte das Zeichen des Eisernen Kreuzes. Ich bin am deutschen Soldatenfriedhof. Niemand außer mir ist dort. Einsamkeit und Stille umgibt mich und scheu trete ich näher. Holzkreuz reiht sich an Holzkreuz. Viele mit schöner Brandmalerei versehen. Einigen Helden hat man Denkmäler aus Kalkstein gehauen. Jedes Grab ist herrlich geschmückt; auch die französischen, die sich darunter befinden. Viele unserer armen Jungen liegen hier. Jedes Kreuz trägt die Namen der Gefallenen und Gestorbenen. Reihe an Reihe, Weg an Weg. Ganz neue Gräber sieht man, mit frischen Blumen in Hülle und Fülle. Dazwischen Kranzschleifen, in den deutschen Farben gehalten. Einsam flattert auf einem französischen Grab die Trikolore.

Der Abend kommt. Langsam gehe ich die Serpentinstraße entlang. Die Bergstadt liegt vor mir in rötlichem Blau. Lichter tauchen vereinzelt auf, die den geheimnisvollen Schleier, der den Berg umhüllt, durchdringen. Unten im Tal breitet sich die Finsternis wie ein schwarzes, stilles Meer aus. — Wie drohende Riesenfinger aber strecken sich die Türme der Kathedrale in die Nacht, die alten Wahrzeichen Laons, die auch in der Dunkelheit weithin sichtbar sind.

Ich gehe ins Quartier, es ist nach acht Uhr. Die Straßen sind menschenleer. Einige Laternen spenden spärliches Licht. Zwei deutsche Wachtposten wandern langsam durch die Straßen. Der Hall ihrer Schritte fängt sich an den Häuserwänden und läßt sie in den toten Gassen doppelt laut erschallen. — Nach und nach erlöschen die Lichter. Tiefes Dunkel schleicht durch die Stadt. Dann und wann gelingt es dem Mond, die dicken Wolkenwände zu durchbrechen. Er wirft sein grünliches Silberlicht auf die

Dächer und Giebel, die weiß erglänzen, wie in einer Schneelandschaft.

Laon schläft. —

* *
*

4. Das Scherenfernrohr spricht

Zwischen Tannengrün, das zu einer Hecke geformt ist, und großen Bäumen steht das Scherenfernrohr. Die kahlen Zweige der Bäume, die sich bis zur Erde neigen, lassen die Landschaft durchscheinen. Vorsichtig streckt es seine beiden grauen Hörner über die Böschung und späht hinaus. Ich nähere mich ihm und blicke durch zwei Gläser, die sich stereoskopisch zu einem Bilde vereinigen. Eine verschwommene Hügellandschaft erscheint vor mir. „Du hast schwache Augen," sagt das Scherenfernrohr zu mir. „Drehe an den beiden Rädern links und rechts so lange, bis das Bild scharf erscheint." Ich tue es, und langsam kommt die Landschaft, die meine Augen als gelben Streifen und dunkelblaue Anhöhe erkennen, näher, und dann liegt sie vor mir, wie wenn ich wenige Meter davon entfernt wäre. Ich erkenne eine mit Bäumen bepflanzte Landstraße. Nach Westen hin erhebt sich ein Bergwald. Im Hintergrund liegt ein Dörfchen, aus dem sich ein Kirchlein, geschmückt mit einem spitzen, dunkelroten Turm, prächtig hervorhebt. Sonne und Frieden liegt darüber. Die Straße ist leer. Plötzlich erscheint in dem kreisrunden Bildausschnitt des Scherenfernrohres von rechts her auf der Landstraße ein Kraftwagen. „Paß auf," sagt das Fernrohr zu mir, „die Straße wird von uns beschossen, niemand darf sie befahren, wenn er nicht mit dem Tode rechnen will." Wenige Sekunden später saust



Berliner Illustr.-Gesellschaft m. b. H., Berlin

Die Kathedrale von Antwerpen

Digitized by Google



Der Innenhof des Museums Plantin-Moretus in Antwerpen

Digitized by Google

eine Granate hinter dem Wagen her. Aber sie trifft ihn nicht. Jedoch die zweite erfaßt ihn und schleudert ihn über den Straßengraben hinweg bis auf den Acker. Mit Gedankenschnelle taucht eine dunkle Wolke auf. Einige Sekunden ist alles in dunklen Rauch gehüllt. Dann sieht man Eisenteile, Räder und ein völlig zertrümmertes Wagenteil herumliegen. Menschen kann ich nicht erkennen. Wo mögen sie geblieben sein! Ein Radfahrer in französischer Uniform nähert sich eiligst der Stelle. Gewandt springt er ab, begibt sich zu den Trümmern und eilt so schnell wie er gekommen wieder zurück.

„Drehe mich jetzt mehr nach rechts. Ich will dir französische Schützengräben zeigen!" befiehlt das Scherenfernrohr.

Ein kahler, gelbbrauner Hügel dehnt sich aus. Dunkelgraue, krumme Bänder durchziehen ihn. Kein lebendes Wesen ist zu erblicken. Trostlos und öde liegt der Berg da. Dann aber lösen sich vom Hintergrunde allmählich drei Gestalten. Französische Soldaten, mit Eßgeschirr in der Hand, gehen sorglos, rauchend, in der Unterhaltung begriffen auf mich zu. Mit einem Male sind sie verschwunden. Nur hier und da blitzen für einen Augenblick ihre Käppis aus dem Annäherungsgraben hervor.

„Drehe mich noch mehr nach rechts," sagt das Fernrohr. „Ich will dir etwas Entsetzliches und Erschütterndes zeigen!" Gebannt folge ich seinem Wunsche.

Da liegt eine zerschossene Ferme. Nur einige kahle Mauerreste ragen in den Himmel. Wüste Haufen von Steintrümmern sind überall verstreut, zerrissene Balken dazwischen, rauchgeschwärzt. Fast immer nur wenige Meter entfernt tiefe Erdlöcher, die durch Granaten gewühlt wurden. Wie durch Zufall schweift mein Blick nach links. In der Nähe der Ferme liegt ein toter Franzose, noch

einer, noch einer, zehn, fünfzig, hundert. Mir starrt das Blut in den Adern. Ich versuche weiter zu zählen. Zweihundert, dreihundert, sechshundert! Mehr noch, immer mehr. Fast tausend Franzosen liegen in langen Reihen dort unbeerdigt. Weiß, mit Kalk bespritzt, liegen sie da. In allen möglichen Stellungen, die der menschliche Körper beim Sterben einnehmen kann. Zusammengekrümmt oder ausgestreckt, auf dem Rücken liegend, breitbeinig, beide Arme von sich geworfen, die Hände gekrampft oder in die Erde gekrallt, so liegen sie da, manche die Finger in die Uniform gepreßt, als suchten sie dort Halt. Mit aufgerissenen starren Augen, mit geöffnetem Munde liegen sie da, alte und junge. Das Rot und Blau der Uniformen, das Leichengelb der Gesichter hebt sich kraß von der weißen Kalkfarbe ab. Ein grauenhafter Totenreigen! Die kühnste menschliche Phantasie scheitert an dieser kalten Hölle. Kein Künstler der Erde könnte diesen gewaltigen, entsetzlichen Körperwirrwarr im Bilde festhalten. Tag und Nacht, Sonne und Mond, Regen und Sturm gehen über die Toten hinweg, und keiner gibt ihnen das bißchen Erde, das zum Bergen ihrer armseligen Körper notwendig ist. Weder wir, noch der Feind. Weil jeder das Schicksal der vielen Hunderte teilen müßte.

Ich wende mich erschüttert ab.

„Menschenschicksal," flüsterte das Fernrohr.

* *
*

5. Marcia funebre*)

Seine Kompagnie hatte den Aisnedamm gestürmt. Nur wenige von seinen Leuten waren gefallen, nur we-

*) Beethovens berühmter Trauermarsch für einen gefallenen Helden.

nige verwundet. Dabei war eine ganze Anzahl Franzosen gefangengenommen worden. Freudigen Herzens ging der Hauptmann herum und lobte die Soldaten, die eben damit beschäftigt waren, den gefangenen Feinden Waffen und Munition abzunehmen. „Kinder, daß wir am Nachmittag des Heiligabend noch dieses Glück erleben durften, das soll uns die Weihnachtsfreude doppelt versüßen!" Froh sprach er's und seine blanken Augen leuchteten. Dann spähte er hinaus, ob noch irgendwo ein Feind sich blicken ließ.

Plötzlich, ganz plötzlich stand vor ihm der Tod, hob seine Sense und winkte: „Bruder, die Stunde ist da. Komm!" Im gleichen Augenblick flog ihm eine feindliche Kugel mitten ins Herz. Er sucht vergeblich sich zu halten. Langsam sinkt er zu Boden, langsam schließen sich die Augen, und im Sterben umspielt ein glückliches, zufriedenes Lächeln sein Gesicht. So schläft er ein. — — —

Heute nun wollen wir seine Leiche bergen.

Als wir um 8 Uhr morgens unseren Standort verlassen, ist es noch dunkel. Dazu regnet es, daß die fünf Minuten, die ich von meinem Haus bis zum Kraftwagen gebrauche, genügen, um mich vollständig zu durchnässen. In rascher Fahrt fliegen französische Dörfer an uns vorüber. In vielen brennt noch das elektrische Licht auf den Straßen, kleine gelbe Glühlampen, die meist an den Häuserfronten befestigt sind. Die Dämmerung weicht träge und mit ihr der Regen. Jetzt kann man auch die weitere Umgebung erkennen. Über Berge und Täler geht's. Berge, bepflanzt mit dunkelgrünen Tannen, die dicht zusammen in Reihen stehen, so daß sie wie dickes Buschwerk wirken. Dazwischen einige Meter brauner Heideboden, dann wieder schnurgerade eine viele Meter dicke Reihe von Tannen und so fort. Das Ganze wird

17*

von bläulichem Morgenlicht umspielt und wirkt auf mich wie ungeheure Säulengänge. Das Hirn des kühnsten Architekten kann diese Pracht nicht ersinnen. Die Sonne aber verbirgt sich noch immer hinter den dunklen Wolkenmauern, die nicht einen Strahl durchlassen. Dann aber gelingt es ihr mit einem Ruck, sich durch die Schicht ein Loch zu bahnen, das zum Krater wird. Der obere Rand des Kraters bleibt von einem goldenen Schleier bedeckt, nach unten geht er über grün und hellblau in ein tiefes Dunkelblau über. Durch die Krateröffnung aber ergießen sich in unendlicher Fülle Millionen von goldenen Strahlen. Sie beleuchten, gleich einem Riesenscheinwerfer, der goldenes Licht spendet, nur einen Teil der Landschaft, ein Hügeldorf. Dort, wo die Strahlen nicht hintreffen, liegt alles in fahles Grau getaucht. Die Wolken aber ballen sich in allen Farben zusammen bis zum Nachtschwarz. Unter ihnen, Daunen gleich, segeln hier und da kleine weiße Wölkchen.

Endlich sind wir am Ziel. Wegen der feindlichen Granaten muß der eine Kraftwagen hinter einem Hause unweit der Kanalbrücke halten. Der andere mit dem Sarg fährt noch bis zur Schleuse vor. Wir gehen diesen Weg am Kanal zu Fuß. Ein grünlich gelber Schlamm gestattet kaum das Weiterkommen. Als wir uns dem Dorfe nähern, sehen wir die ersten Granaten links von uns einschlagen. Die erste geht über das Dorf hinweg und explodiert auf einer Wiese. Die zweite schlägt noch mehr nach links in ein Wäldchen ein. Die dritte aber geht in das Dorf, das wir aufsuchen wollen. Mit großem Krach zerstört sie den Dachgiebel eines Hauses.

Das Dorf selbst ist menschenleer. Die Einwohner sind längst geflohen; nur einige Soldaten halten Wacht. Alles ist verödet. Die Viehställe stehen offen. Die Wohnun-

gen sind geräumt. Fast jedes Haus weist Granatlöcher auf. — In der Dorfstraße steht unmittelbar an der Kirchhofsmauer der Lastkraftwagen, der den Sarg mit dem Verblichenen aufnehmen soll. Die Sonne ist längst wieder verschwunden; dann und wann fällt ein Regentropfen. Durch eine eingerissene Mauer betreten wir den Friedhof, der sich um das kleine Kirchlein lagert. Alte Gräber wechseln mit neuen ab. Einige frische Holzkreuze mit deutschen Inschriften zeigen, daß hier deutsche Helden begraben liegen. Ein Sarg steht da. Einfach aus Brettern genagelt. Er trägt noch die Spuren der Erde, der er eben wieder entnommen wurde. Nun tragen sie ihn in die Kirche und bringen auch den Zinksarg. Gedämpftes Licht umgibt uns. Durch zwei rote Vorhänge an den schmalen Eckfenstern beim Altar dringt matter, milder Schein. Die Wände sind weiß gestrichen. Eine schmale Treppe führt auf die niedrige Kanzel. Braune Bänke wie in einer Schule stehen rechts und links. Vor dem Altar mit dem Silberkreuz des Erlösers ist ein einfacher Tisch. Er trägt einen kleinen Tannenbaum. Das Grün des Bäumchens hebt sich silhouettenhaft gegen die roten Vorhänge ab.

Nun öffnen sie den Sarg. — — „Da liegst du nun, von Tannenreisern umhüllt. Noch spielt ein feines Lächeln um deine Lippen. Noch färbt ein leichtes Rot dir die Wangen. Die Hände leicht geschlossen, liegst du da und schläfst. Schläfst in deiner alten Uniform, genau so, als du noch im Schützengraben auf Stroh lagst. Nur ein ganz kleines Loch und ein schmaler Blutfleck auf dem Rock, dort, wo das Herz liegt, melden, daß du ewig schläfst."

Die Hände gefaltet, mit gebeugten Köpfen stehen acht Männer um den Sarg und beten. Bange Stille herrscht. Ein leiser Schauer geht durch uns. Ein Hauch von Furcht

umschwebt uns. Tränen steigen auf. Keinen Atem hört man. Lange, lange, bange Stille. Endlich ein Ruck des Majors. Wie aus einer Lähmung erwachen wir. Der Körper wird in den Zinksarg gelegt, der Deckel kommt darauf. Dann wird mit schweren Schrauben der Sarg geschlossen. Er steht vor dem Tisch mit dem Tannenbäumchen. Alle verlassen die Kirche, nur ich bleibe. Zum Andenken für die Seinen will ich das armselige Kirchlein mit dem Sarg darin im Bilde festhalten. Ich stelle meinen Apparat in den Mittelgang und photographiere. Zehn Minuten lang. Draußen donnern die Geschütze. Heulend fliegt eine Granate an der Kirche vorbei und schlägt krachend in ein Gebäude ein. Dann ist alles ruhig.

Die Uhr in der Hand, starre ich auf die Zeiger. Erst drei Minuten! Der Apparat steht unbeweglich. Ich fühle, wie das Objekt das düstere Bild auf die Platte saugt. Sekunde auf Sekunde verrinnt. Langsam, viel zu langsam. Kahle Einsamkeit umgibt mich. Kein Laut ist zu hören. Nur das Geräusch meines eigenen Atems dringt an mein Ohr. Sonst nichts. Ich setze mich auf eine Bank und stütze den Kopf. Mein Blick fällt auf die Uhr. Sechs Minuten! Plötzlich wieder Kanonendonner. Unwillkürlich sehe ich auf das Zifferblatt. Eins — zwei — drei Sekunden — dann ein furchtbares Krachen, ein Sausen und Brausen, ein schrecklicher Schlag. Eine Granate ist unmittelbar hinter der Kirche eingeschlagen. Man hört etwas zusammenstürzen. Das Rauschen des Schuttes, das Klick-klack der Dachziegel. — Dann wieder diese bleierne, schwere Stille. Meine Augen heften sich an den Sarg, der sich wie ein rechteckiger Schatten vom Boden abhebt. Da drinnen liegt nun ein Mensch wie ich, mit all seinen Leiden, mit all seinen Freuden, mit seinem

ganzen Schicksal. Stumm liegt er unter der Bretterhülle und tot soll er sein. Und lag doch da, wie wenn er schliefe. — Warum soll er denn tot sein? — Warum ist er denn tot! — Furchtbare Gedanken zermartern mich. — „Wie kannst du tot sein, du Mensch du?" — Und dann packt mich ein Grauen, und ein Zittern geht durch meinen Körper und eine wahnsinnige Angst erfaßt mich. Krampfhaft umklammern meine Hände die Kanten der Bank. Jähes Entsetzen lähmt mich. Schweiß perlt mir die Stirn. Diese bange Frage, diese ewige Frage, die schon Millionen vor mir ausgestoßen haben, warum kann ich sie nicht beantworten? Unendliches Rätsel, warum kann ich dich nicht lösen? —

Die zehn Minuten sind verstrichen. Ich packe meinen Apparat zusammen. Soldaten erscheinen und tragen den Sarg in den Wagen. Ich gehe langsam und grübelnd die verlassene Dorfstraße entlang bis zum Kanal. Die Sonne scheint. Ein blauer Winterhimmel dehnt sich aus. Da drüben rechts von mir stehen unsere schweren Mörser. Aber sie schweigen. Nur die Feinde schießen. Und mir ist's, als ob sie unserm toten Freund die letzten Ehrensalven bringen.

6. Abend in Folembray

Ich sitze in einem kalten Zimmer beim Kerzenlicht. Die Tapeten hängen von den Wänden. Einige vergilbte Kupferstiche und ein zerbrochener Spiegel über dem Kamin sind der einzige Schmuck. Ein spärliches Holzfeuer sucht vergebens die naßkalte Luft zu erwärmen. Draußen unterbricht heulend der Wind die Regenschauer, die gegen die Fenster schlagen. Dazwischen klingt dumpf Kanonendonner von Soissons her. Unsere schweren Mörser sind

an der Arbeit. Nur wenige Sekunden verstreichen zwischen den einzelnen Schüssen. Bum — bum — bum — bum stöhnen die eisernen Riesentiere, daß die armseligen Fenster klirren. Der Wind peift stärker und stärker, der Regen prasselt gegen das dünne Scheibenglas. Ich versuche hindurchzublicken. Die Dorfstraße ist menschenleer, die Fensterläden sind geschlossen, nichts Lebendes ist zu sehen. Nur ein gelbes Lämpchen flackert durch die Nacht. Jeden Augenblick droht es zu erlöschen. Aber die Flamme siegt über den Wind.

Ich trete vom Fenster zurück. Es klopft an meiner Tür. Eine alte, verhärmte Frau erscheint. Haß im Blick und doch ergeben. Sie setzt mir eine kleine Petroleumlampe auf den Tisch und wendet sich weinend zum Gehen. Verwundert schaue ich ihr nach. Dann nehme ich die Lampe, klettere die knarrende Wendeltreppe hinab und suche in dem mit Mauersteinen gepflasterten Vorraum die Tür ihrer Wohnung. Ich klopfe an, alles bleibt still. — Ich klopfe stärker, keine Antwort. — Dann öffne ich die Tür und trete ein. Die Lampe beleuchtet ein dunkles Zimmer. Die Frau sitzt, das Gesicht in die Hände bergend, vornübergebeugt an einem Tisch und weint. Aus der Ecke, wo ein Bett steht, erhebt sich eine männliche Gestalt. Bleich, abgezehrt und kummervoll. Ein alter, zerbrechlicher Mann. Er grüßt mich bescheiden. Doch die halb erloschenen Augen können die Wut der Empörung über mein Erscheinen nicht unterdrücken. Armer, stolzer Picarde! — Ich fragte die Frau nach ihrem Kummer. Ein Schluchzen antwortet mir. Nach einer Weile blickt sie mich fragend und mißtrauisch an. Der Mann schweigt und wärmt sich die Hände am halb erloschenen Kaminfeuer. Endlich ein leises Stammeln aus ihrem Munde: „O dieser Krieg, mein Herr, dieser entsetzliche Krieg.

Als Sie mich heute abend nach einer Lampe fragten, gab ich Ihnen unsere mit dem letzten Petroleum. Unser Brennholz ist zu Ende. Morgen werden wir nicht wissen, womit wir Ihren Kamin heizen sollen. Die Lebensmittel im Dorfe sind knapp und teuer. Seit Tagen leben wir nur noch von Kaffee und trockenem Brot!" Ein Räuspern des Mannes folgt. Vorwurfsvoll blickt er sie an. Sie schweigt. Ich frage sie wieder und wieder, aber keiner von beiden antwortet mehr. Betrübt und bestürzt verlasse ich das Zimmer und trete vor das Haus. Der kalte Regen schlägt mir ins Gesicht. Der Wind hat sich zum heulenden Sturm entwickelt. Aber er wird übertönt vom Kanonendonner. Aus dem Dunkeln erschallen Schritte. Sie kommen näher. Schattenhaft erscheinen Gestalten in Reih und Glied. Ein rauher Sang tönt durch die Nacht. Jetzt ziehen sie an mir vorbei. Soldaten sind es, die vor Morgengrauen die müden Kameraden in den vordersten Gräben ablösen sollen. Die Schritte klingen fest und hart. Hart auch das Lied, das den Kehlen entspringt. Dröhnend warnt sie der Lärm der feindlichen Granaten, die man einschlagen hört. Dröhnend aber ist auch der Schritt und ihr Lied, das durch die Finsternis schallt, bis beides langsam von ihr verschlungen ist.

Ich wende mich. Die alte Haustür schlägt knarrend und krachend zu. Im Dunkel taste ich mich die Treppe hinauf und trete in mein Zimmer. Das Kaminfeuer ist erloschen. Der Lichtstumpf flackert sich zu Tode. Beim Zubettgehen habe ich nur den einen Gedanken: Wenige Kilometer von mir wird hart gekämpft. Die da draußen finden heute keinen Schlaf. Heulender Sturm hält sie wach, stechender Regen zerfrißt sie und pfeifende Granaten rütteln sie auf. Naß, lehmbeschmutzt und durchfroren starren sie durch die Schießscharten in die Nacht.

— Ich lösche das Licht. Über den Schlaf hinweg begleitet mich immer dasselbe Geräusch: Kreischender Wind, knatternder Regenschauer, atembeklemmendes, angsterfüllendes, dumpfes Stöhnen der Kanonen.

* *
*

7. Die Rose des Fliegers

Wir saßen im Zelt des Fliegerhauptmanns um ein weißgedecktes Tischchen beim Tee. Die Nachmittagssonne brannte über das vor uns liegende weite, grüne Feld, das wie ein flacher, stiller See dalag, der hinten, ganz hinten mit dem verblassenden Blau des Horizontes zusammenlief. Die Luft war klar, durchsichtig und dünn. Von Zeit zu Zeit knurrte hell und scharf Kanonendonner herüber. Man konnte deutlich unsern Abschuß und die Antwort des Feindes unterscheiden.

„Im allgemeinen ist es bei uns sehr ruhig, was ja auch erklärlich ist, wenn man sich monatelang gegenüber liegt," meinte der Hauptmann. „Die feindlichen Stellungen haben wir in Hülle und Fülle photographiert, und wären nicht öfters Erkundigungsflüge zu machen oder feindliche Fliegerangriffe abzuwehren, man könnte glauben, man säße in Johannistal und nicht an der Front. Übrigens hörte ich vorhin, daß Sie selbst Aufnahmen machen. Da wird Sie meine kleine Bildersammlung, die ich mir hier angelegt habe, gewiß interessieren!" Er stand auf und holte aus einem kleinen Schrank eine blaue Aktenmappe, die er mir überreichte. Die Photographien waren auf weißem Papier aufgeklebt und mit einer kurzen Erläuterung versehen. Zuerst die üblichen Fliegeraufnahmen, die dem Laien so nichtssagend erscheinen und die doch alles zeigen, was ein Truppenführer wissen will.

Die feinen weißen Linien, die kreuz und quer über das Bild laufen, sind feindliche Gräben. Dort, wo der schwarze Punkt, der zur besseren Kenntlichmachung mit roter Tinte umsäumt ist, sich befindet, stand eine feindliche Batterie. Flüsse sind als krumme, graue Linien erkennbar und Wälder als verwischte, schwarze Flecke. Auf den meisten Photographien sieht man weiße zerspritzte große und kleine Punkte. Es sind dies die während der Aufnahme unter dem Flieger zerplatzten feindlichen Schrapnells. An der Größe und Menge der Punkte kann man leicht feststellen, in welcher Gefahr sich der Flieger befand. Ich sah Bilder von einer Artilleriebeschießung, auf denen das Gelände überhaupt nicht erkennbar war. So viele weiße Wölkchen und weiße Punkte waren darauf.

Ich blätterte weiter: Zerschossene Häuser, Gruppen von Fliegeroffizieren vor ihrem Quartier, einige Innenaufnahmen mit dem jeweiligen Quartierinhaber. Zwischen all den Bildern, die lediglich von dem Besitzer zur Erinnerung gemacht worden waren, plötzlich die Aufnahme eines feindlichen Flugzeuges in der Luft. „Wo haben Sie denn die her?“ fragte ich. „Ach, das ist eigentlich nichts Besonderes. Wir waren vor einigen Wochen aufgestiegen und wurden unterwegs von einem französischen Kampfflugzeug angegriffen. Da machte ich mir den Scherz, als es nahe genug heran war, es während der Beschießung zu photographieren. Wir konnten den Gegner nach kurzer Zeit vertreiben. Außer ein paar Schußlöchern in den Tragflächen hat unser Apparat nichts abbekommen. Jedenfalls ist das Bild ein ganz nettes Andenken.“

Mein Blick bleibt auf einem Blatt haften, auf dem sich zwei Photographien befinden, und zwar eine, die ein

abgestürztes Flugzeug zeigt, und eine andere, auf der sich ein Grab mit einem Kranz darauf befindet, dessen Inschrift aber nicht zu entziffern war. Der Hauptmann, der mir beim Durchblättern zusah, legte rasch die Hand auf das Blatt und sagte: „Sie werden ja jedenfalls den Zusammenhang zwischen dem Apparat und dem Grab da erraten haben. Aber wenn es Sie nicht langweilt, will ich Ihnen gern mal die kleine Geschichte dazu erzählen. Vor etwa vierzehn Tagen, ebenfalls an einem schönen Nachmittag wie det heutige, klingelt das Telephon mit der Meldung, daß sich ein feindliches Flugzeug unseren Stellungen nähere. Gleichzeitig wurde mir der Befehl erteilt, sofort zur Abwehr des Gegners aufzusteigen. Im Nu war der Apparat draußen, und in weniger als zwei Minuten waren wir schon in der Luft. So schnell es ging, schraubten wir uns hoch und konnten in etwa tausend Meter Höhe mit dem Glas den Gegner als kleines Pünktchen erkennen. Er war weit, weit höher. Auch wir gingen immer höher und hatten, uns dabei langsam unsern eigenen Stellungen nähernd, bald die Zweitausendmeterzone erreicht. Jetzt mußte uns der Gegner gesehen haben, denn wir bemerkten beim Näherkommen, wie er, in runden Bogen fliegend, noch größeren Höhen zustrebte. Er hatte zwei Gründe dafür: Erstens wollte er aus dem Bereich des Schrapnellfeuers unserer Artillerie, das ihn ernsthaft bedrohte, kommen und zweitens ist der gewöhnlich im Vorteil, der über dem Gegner fliegt. Wir mußten also wohl oder übel ebenfalls noch höher gehen und waren inzwischen bis auf zwei Kilometer an den Feind herangekommen, während der Höhenabstand noch wenigstens dreihundert Meter betrug. Aus dieser Entfernung richtete der Feind plötzlich ein wahnsinniges Maschinengewehrfeuer auf uns. Aber die Kugeln gingen fast alle

Digitized by Google

vorbei, wenigstens merkten wir im Augenblick nicht, daß irgendeine getroffen hätte. Wenige Sekunden später schwebte der Apparat direkt über uns. Wie eine drohende Gewitterwolke hing er über unseren Köpfen, heftete sich an unsere Spuren, und obwohl wir uns redliche Mühe gaben, der unangenehmen Lage zu entgehen, war es uns nicht möglich. So schnell wir konnten, stiegen wir, immer im Zickzack fliegend, die Augen nach oben zum Feinde gerichtet. Der ließ ununterbrochen das Maschinengewehr knattern. Mit einem Male stand er wieder beinahe senkrecht über uns. Da — waren die Kerle tollkühn oder wahnsinnig geworden — sauste der Apparat wie ein Steinklumpen auf uns herunter, haarscharf an unserem Flugzeug vorbei. Ich muß gestehen, es ist mir heute noch ein Rätsel, warum wir nicht getroffen wurden und mit ihm in die Tiefe stürzten. Als wir hinunterschauten, sahen wir, wie der Gegner, etwa 500 Meter tiefer als wir, in westlicher Richtung zu entfliehen versuchte. Das mußte unbedingt verhindert werden. Jetzt hatten wir die Oberhand. In einer halben Minute holten wir ihn ein. Während der Zeit ließ ich das Maschinengewehr spielen, und kurz darauf neigte sich der feindliche Apparat seitlich und stürzte jählings in die Tiefe. Wir landeten sofort an der Stelle des Absturzes. Es gab aber nichts mehr zu retten. Der Führer, ein französischer Unteroffizier, der am Kopf stark blutete, lag bewegungslos da. Er mußte wohl schon tot gewesen sein, ehe er die Erde erreichte. Der Beobachter, ein junger Leutnant, röchelte noch, starb jedoch unter unseren Händen. Seine rechte Hand umklammerte krampfhaft den Stengel einer fast verwelkten, entblätterten roten Rose. In seiner Brusttasche aber befand sich die Photographie einer jungen Dame. — Hier ist sie!" — Er entnahm dem blauen Aktendeckel ein Kuvert, das

Digitized by Google

er mir gab. In ihm lag die Photographie eines schönen Mädchenkopfes, der Rosenstengel und einige vertrocknete, gepreßte Rosenblätter. Auf der Rückseite des Bildes stand nichts weiter als: „Denk' an die Rose! Georgette!"

Der Hauptmann schwieg. Nach einer Weile fügte er hinzu: „Nach dem Kriege werde ich mich bemühen, die Eltern des Offiziers oder dessen Braut ausfindig zu machen, damit ich ihnen die letzten Andenken an den Tapferen übermitteln kann."

Ich legte nachdenklich das Album beiseite. Dann verabschiedete ich mich dankend. Das Auto raste die mit hohen Pappeln umsäumte Landstraße entlang in den rotgoldenen Abend hinein, der seine langen Schatten über die Straße warf und langsam den hellen Tag verschlang. Dorf an Dorf blieb hinter uns mit traulichen Häuschen und schönen Gärtchen. Aber als das Auto wieder an einem Garten vorbeisauste, sah ich ein Mädchen darin, das Rosen schnitt. Und ich begann über dem Satze nachzugrübeln: „Denk' an die Rose! Georgette!" —

Paul Richard

Digitized by Google

Bismarck-Erinnerungen in Feindesland

(Zum 100. Geburtstage des Altreichskanzlers am 1. April 1915)

Von Paul Schweder

(Die Präfektur als Bismarckheim. — Zur Übergabe von Sedan. — Das Häuschen von Donchéry. — Die Unterredung Bismarcks mit Napoleon. — Nach Wilhelmshöhe. — Ein Besuch Kaiser Wilhelms II. — Vom Château Bellevue.)

Hart am Ufer der Maas erhebt sich in einer Mittelstadt Nordfrankreichs ein palastartiges Gebäude. Die barockmäßig anmutende Fassade, die breite, mit einem mächtigen schmiedeeisernen Gitter versehene Einfahrt zwischen den schön gehaltenen mit alten Bäumen bestandenen Rasenflächen des alten Vorhofes, die beiden Flügel, die von dem massigen Hauptgebäude vorspringen, erinnern bei einiger Phantasie an das schloßartige Gebäude in der Berliner Wilhelmstraße, das einst dem Fürsten Bismarck während seiner Reichskanzlerzeit als Amtswohnung diente. Unter einer Sonnenuhr liest man das Wort: „Prefecture", und bis zum Übergang der deutschen Armeen über die Maas hauste hier die Verwaltung der schönen alten Rentnerstadt, die sich zu beiden Ufern des Flusses ausbreitet.

In diesem Hause saß vor 44 Jahren der gewaltige Mann, der damals als der geistige Führer der Nation die Verhandlungen zum Vorfrieden mit Frankreich ausarbeitete. Wochenlang ist Bismarck Gast der schönen, stillen Maasfeste gewesen, aber als er damals über die breiten Boulevards, durch ihre schönen Anlagen und über ihre alten Brücken wanderte, hat selbst sein gewaltiger Geist nicht ahnen können, daß nach einem halben Jahrhundert der Enkel Wilhelms I. einen neuen, größeren Krieg als selbst den von 1870/71 gegen dasselbe unduldsame Frankreich führen würde.

Aber noch eine andere Erinnerung an Bismarck bietet die nähere Umgebung. Denn wenige Monate vor dem Eintreffen des Fürsten hier im Orte, im September 1870, vollzog sich in allernächster Nähe die Übergabe von Sedan. Eine kaum halbstündige Kraftwagenfahrt entfernt liegt Sedan und Donchéry. Sedan war damals in der Hand des Feindes, und wir wissen, daß das dicht vor der Festung gelegene dörfliche Donchéry dem alten Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke die Gelegenheit zur Zusammenkunft mit Kaiser Napoleon und seinen Generalen bot.

Donchéry war damals wie heute zerschossen und zum Teil eingeäschert, so daß das berühmte Weberhäuschen von Donchéry, etwa 800 Schritte von der Maasbrücke entfernt, rechts von der mit Pappeln bepflanzten Landstraße, zu den Vorverhandlungen und das etwas weiter nach Sedan gelegene Chateau Bellevue zu den Abschlußverhandlungen der Kapitulation benutzt wurde. Bismarck ritt von Donchéry, ungewaschen und ungefrühstückt, wie er sich selbst ausdrückte, am Morgen des 1. September gegen Sedan, wo er bei Fresnois — dem damaligen Großen deutschen Hauptquartier — den Kaiser Napoleon in offenem Wagen auf der Landstraße antraf und die erste Unterredung mit dem gefangenen Monarchen hatte. Man fuhr dann zu dem historischen Häuschen von Donchéry, das damals von einem Weber aus Belgien bewohnt wurde.

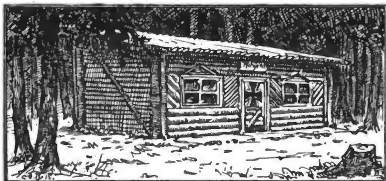
Es ist gelblich angestrichen und einstöckig, hat vier Fenster in der Front, im Erdgeschoß weiße Läden, im ersten Stock Jalousien von gleicher Farbe und ist mit Schiefer gedeckt, wie die meisten Häuser von Donchéry. Daneben befand sich damals linkerhand ein weißblühendes Kartoffelfeld, während rechts über dem Wege nach dem

etwa 15 Schritt von der Straße entfernten Hause einige Büsche standen. Das war die Stätte, an der die historische Unterredung Bismarcks mit Napoleon vor sich ging. Als Napoleon den Wunsch äußerte, in jenem einsamen Arbeiterhause am Wege abzusteigen, weil er in einem besseren Quartier drohende Menschenansammlungen fürchtete, machte ihn Bismarck darauf aufmerksam, das Haus sei ärmlich und unrein. Jedoch Napoleon erwiderte, das mache nichts, und so stiegen denn die beiden großen Gegner die gebrechliche, enge Stiege hinauf. In einer Kammer von etwa drei Meter im Geviert, mit einem fichtenen Tisch und zwei Binsenstühlen fand die Unterredung statt, die eine Stunde dauerte und ohne Zeugen vor sich ging. Bismarck selbst hat sich über diese Unterredung einmal ausführlich ausgelassen. Napoleon beklagte zuerst den unseligen Krieg, den er nicht gewollt habe und zu dem er durch den Druck der öffentlichen Meinung genötigt worden sei. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen und wollte dabei vor allem günstigere Kapitulationsbedingungen herausschlagen. Bismarck jedoch erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke entscheiden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Napoleon erwiderte, er sei Gefangener und folglich nicht in der Lage, hier zu entscheiden. Das müsse die Regierung tun. Bismarck und Napoleon verließen darauf das Zimmer und setzten die Unterredung, vor dem Häuschen auf zwei Stühlen sitzend, fort. Der Maler Camphausen hat diese Szene in einem viel reproduzierten Bilde verewigt. Nach Abschluß der Unterhaltung geleitete Bismarck den gefangenen Kaiser mit einer Ehreneskorte, welche eine Schwadron des 1. Kürassierregiments stellte, nach Schloß Bel=

levue. Von hier aus erfolgte dann die Abreise des gefangenen Kaisers nach Wilhelmshöhe.

Das historische Häuschen von Donchéry ist vor einiger Zeit Gegenstand eines Besuches durch den Kaiser, seinen Neffen, den Prinzen Waldemar von Preußen, der jetzt die Geschäfte des Kommandeurs des Kaiserl. Freiwilligen Automobilkorps für seinen Vater, den Prinzen Heinrich, führt, durch den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und andere Fürstlichkeiten und Staatsmänner gewesen. Die weißhaarige Besitzerin des Häuschens, die damals Bismarck und Napoleon die Stühle vor das Haus stellte, lebt heute noch und zeigt mit hohem Stolz jene vier 20-Frankenstücke, die sie von Napoleon für ihre Bemühungen erhalten hat. Kaiser Wilhelm II. hat bei seinem Besuche diese Goldstücke um vier weitere, aber deutsche mit seinem Bildnis vermehrt. Den Stuhl, auf dem Napoleon an jenem Septembermorgen saß, hat ein deutscher Landwehrmann 1871 mit heimgenommen. Bismarck schenkte der Hüterin des Häuschens damals sein Bild, eine verblaßte Daguerrotypie, die heute noch neben einem Bilde Napoleons den einzigen Schmuck des kleinen Zimmers bildet. Ein Spiel des Zufalls wollte es, daß auch bei der Beschießung von Donchéry durch die Deutschen in der Nacht vom 27. zum 28. August vorigen Jahres ein Schuß durch die Mauer ging, gerade in das historische Zimmer hinein.

Es ist wohl nicht ohne Absicht geschehen, daß man in unmittelbarer Nähe des erinnerungsreichen Häuschens unten am Maasufer den schönen Friedhof für unsere und die französischen Gefallenen jener Kämpfe angelegt hat, der sich der weichen, verträumten Stimmung der Maaslandschaft wundervoll anpaßt.



Feldgrauer Dank

(Verstimmt. — In Regenfluten und Schlammbächen. — Der Chefredakteur als Holzhacker. — Ein Unglück in der Küche. — Der Jünger Domizlaffs. — Weihnachtsduft im April. — Feldgraue Liebenswürdigkeit. — Auf „Eberleinshöhe". — Wie ich mein Eisern Kreuz erwarb.)

Auch im Leben des Kriegsberichterstatters gibt es „Tage, die uns nicht gefallen". Das sind die, wo man vergeblich auf Hindenburgs Siegesmeldungen und freudige Nachrichten von der Westfront wartet, wo auf der See sich nichts ereignet, andererseits aber dieser oder jener „Neutrale" Schwierigkeiten zu machen droht. An solchen Tagen regnets oder schneits dann auch meistens noch, und der Sturmwind biegt die alten Riesentannen im Park des Journalistenschlosses, daß sie ächzen wie ein geschlagenes Tier vor einem überlasteten Wagen. An solchen Tagen will auch das Kaminfeuer nicht brennen, das Arbeitszimmer ist kalt, unbehaglich und voll beizenden Holzrauches. Die Suppe beim Mittagessen ist noch mehr versalzen als sonst schon, und der ebenfalls mißgelaunte

18*

Zensor streicht auch noch die wenigen „Perlen", die man in das mühsam zurechtgemachte „Interview" mit einem Würdenträger des Brüsseler Generalgouvernements über die Bedeutung des Barfußlaufens belgischer Schulkinder für die Lage der Lederindustrie in dem eroberten Lande hineingeheimnißt hatte. Das Benzol der Kraftwagen auf dem Schloßhofe stinkt zum Himmel, die Dorfweiber sehen noch ungewaschener und bärtiger aus als sonst, und die getreue Ordonnanz, Magnus geheißen, zieht einen wahren Bach durchs Zimmer, wenn sie mit dem regenfeuchten Holz hineinkalfaktert.

Das sind Tage, wo man durch beschlagene Scheiben hinausblickt und die armen braven Feldgrauen in den Schützengräben der Champagne, hoch oben in den Vogesen und drunten in den überschwemmten Gebieten Flanderns bedauert, wo man an die verschlammten Laufgänge denkt, in denen die Wasserbächlein unermüdlich rauschen, während vom Felde her der Regen den Tapferen ununterbrochen ins Gesicht schlägt, daß sie kaum noch den Drahtverhau, geschweige denn die feindlichen Linien zu erkennen vermögen. Man hat sie nicht umsonst im schönen Sonnenschein fröhlich sich tummeln und auf den Feind warten sehen, um ihnen nicht auch nachfühlen zu können, wie es in Schmutz und Schnee, in Regen und Wind um ihre Seelen stehen mag. Und auch zu solchen Zeiten bin ich ja bei ihnen gewesen, in der feuchten Nebelluft der Nordsee bei Westende und im zerschossenen Dixmuiden, im Lehmmeer vor Ypern und bei Soissons, rings um Verdun und hoch oben im regenschweren Wasgenwald. — Die daheim können sich an solchen Tagen die Zeit auf allerlei Weise vertreiben. Da vertröstet einer den andern auf morgen. Morgen wird ja wieder Hindenburg an die Addierung der Gefangenen gehen, morgen vielleicht auch

wehren die bei Perthes und Arras, die da oben am Reichsackerkopf und die vor Lombartzyde die feindlichen Kräfte mit Erfolg und großen Ehren ab. Aber heute, heute! — Will denn dem einsamen Kriegsberichterstatter gar kein freundlich Sternlein leuchten?

Nebenan hackt der Chefredakteur der „Berliner Morgenpost" verdrossen Holz, um den zum fünften Mal ausgegangenen Kamin ein sechstes Mal in Brand zu setzen. Das „Berliner Tageblatt" dichtet bei eisiger Zimmerkälte einen Sang auf Belgiens reiche Kohlenschätze, während die „Deutsche Tageszeitung" dem Zuckerrübenbau in Flandern einen begeisterten Artikel widmet. Im Hinterzimmer flucht die sonst so fromme „Kölnische Volkszeitung", daß die Petroleumlampe wegen Mangel an Gas nicht brennen will, und die „Tägliche Rundschau" hat einen Katarrh, daß bei jedem ihrer Hustenanfälle das Haus erzittert und der sonst so vornehme und ruhige „Berliner Lokalanzeiger" rabiat wird. Der Kollege aus Wien mit dem Knödeltenor aber singt:

Verloassn, verloassn, verloassn bin i,
Wie a Stoan auf der Stroassn,

so daß der Wachhabende auf alle Fälle den Vertreter des „Pesti Hirlap" aus Ungarland herbeiholen läßt, falls der Bundesbruder etwa wegen der fehlenden Siegesmeldungen aus den Karpathen und anderer Schmerzen einen Selbstmordversuch unternehmen sollte. Derweil durchzieht ein fataler Brandgeruch das ganze Château Olympe, und bald darauf eilt die Schreckenskunde durch das Haus, daß der Koch daß einzige noch vorhandene Bratenstück habe anbrennen lassen, worüber der als Kasinovorstand wirkende Vertreter der „Frankfurter Zeitung" verzweiflungsvoll die Hände ringt.

In diesem Tohuwabuhu klopft es plötzlich an meiner

Tür und der feldgraue Postbote tritt ins Zimmer. Man ist durch Liebesgaben nicht verwöhnt und vermutet daher nur eine unbezahlte Rechnung oder eine bescheidene Anfrage wegen der noch immer fehlenden Schlachtberichte „von unserem eigens in das feindliche Feuer entsandten und von der Zensurbehörde genehmigten Kriegsberichterstatter". — Aber nachdem meine Anwesenheit und meine Persönlichkeit festgestellt ist, schleppt der Jünger Domizlaffs, der Feldpostmeister Obersten, eine schöne große Kiste herein, und mit einem Mal ist mitten im April Weihnachtsduft im Raum. Ich bin allein und lese als Aufgabeort der Kiste ein Dörfchen hoch oben im Wasgenwald, wo ich vor einem Vierteljahr die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich in raschem Fluge mit dem Kraftwagen überschritt. Eine frohe Ahnung dämmert mir auf, und rasch ist die Kiste geöffnet. Obenauf liegt Tannengezweig, dann wird das Dach und schließlich das ganze Gebäude eines der reizenden kleinen Blockhäuschen sichtbar, die auf den Höhen der Nordvogesen die braven bayerischen und rheinpfälzischen Feldgrauen sich dort erbaut haben. „Zur Erinnerung an die Kompagnie E.", lautet die gemalte Inschrift, die daneben ein kleines Seestück in Delfter Manier aufweist, — eine hübsche Anspielung auf meinen Artikel „Von den Vogesen zur Nordsee". — Weißblaue Bändchen laufen über grünes und graues Baum- und Waldmoos, das die Hütte schmückt. Sie haben in wochenlanger mühseliger Arbeit Zweig an Zweig gefügt, die kleinen Balken aufgerichtet, sorgsam miteinander verbunden, gezimmert, gehämmert, geschnitzt, gemalt und schließlich im Innern feldgrau tapeziert, ja sogar die Lagerstätte eingefügt, auf der ich in der Weihnachtsnacht schlief, von ihnen treulich gepflegt und bewacht.

Durch die kleinen Fensterchen blickt man in den traulichen Raum hinein, der mir auf einige Tage ein freundliches Obdach bot, ihnen aber seit Monden Haus und Heimat ersetzt. Und über der Tür, die das Eiserne Kreuz schmückt, prangt die Inschrift: „Höhe ....", auf der sie sich Tag aus, Tag ein im Kampf gegen Alpenjäger und Südfranzosen befinden, voll jener gewaltigen Energie, die dem Sohn des bayerischen Hochlandes ebenso gegeben ist wie denen der fröhlichen Pfalz. Ja, das ist das breite Dach, das mich gegen die herunterprasselnden Sprengstücke eines Schrapnells schützte, das ist die Tür, vor der ich stand, als sie zum Dienst in tiefer Nacht antraten, das ist das Eiserne Kreuz, daß ihres Hauptmanns, eines deutschen Dichters, Brust schmückt, und das auch viele, viele von ihnen tragen, zur Erinnerung an die heißen Tage von St. Dié und Luneville. Nun steht der ganze Bau leibhaftig vor mir, als Gruß aus weiter Ferne. Und ein Brieflein des Feldwebels kündet, daß auf „Eberleinshöhe" das Andenken an den „Schriftleutnant" lebendig geblieben ist, daß man seine Schilderungen über seinen Aufenthalt bei den Heinzelmännchen und Feldmäusen im Wasgenwald beim Appell vorgelesen habe, und daß sie alle ihre Freude daran hatten. Und da wollten sie in irgend einer Form ihm danken, einem, von dem sie wohl wußten, daß er sich niemals in gleicher oder ähnlicher Weise erkenntlich zeigen könne, denn er steht ja nicht wie sie im täglichen Kampf um das Leben, um zwischendurch sogar noch Zeit für die Herstellung solch seltener Gabe zu finden. Aber vielleicht ahnten sie, daß er lange, lange vor diesem Häuschen sitzen und an sie zurückdenken würde...

Und dann mit einem Male ist das Holz im Kamin trocken geworden und helle Flammen lodern auf. Warm

und freundlich erscheint urplötzlich der ganze Raum, und ich bin stolz und glücklich über den Vogesengruß der Bayern, ja so stolz und glücklich, wie sie es damals waren, damals, als sie — ihr Eisern Kreuz erwarben.



Aus dem Inhalt des dritten Bandes

(Von der Yser bis zum Isonzo)

Digitized by Google

Romane der Weltliteratur

Willibald Alexis

Der falsche Woldemar. In Leinenband M. 2.50.
Der Roland von Berlin. In Leinenbd. M. 2.50.
Die Hosen des Herrn von Bredow. In Leinenband M. 2.—.

Alle drei Romane mit Einleitungen von Dr. L. Lorenz.

Alexis (W. Häring), ein Meister des historischen Romans, hat uns mit seinen Werken schlichte und doch gedankentiefe deutsche Bücher geschenkt, wie sie gerade heute nottun. Es ist etwas ungemein Anziehendes, sich in die früheren Jahrhunderte zu versenken und zu sehen, wie die Menschen einst dieselben Leiden, dieselben Freuden hatten wie wir. Viele packende Begebenheiten und Ereignisse fesseln den Leser stets aufs neue.

Berthold Auerbach

Auf der Höhe. Mit Einleitung von Dr. Anton Bettelheim. In Leinenband M. 2.50.

Einer der gelesensten deutschen Romane des 19. Jahrhunderts; er gibt eine lebenstreue Sittenschilderung bäuerlicher und höfischer Kreise und ergötzt immer wieder durch die vortrefflich ausgeführten, anregenden Einzelheiten.

A. E. Brachvogel

Friedemann Bach. Mit Einleitung von Julius Berstl. In Leinenband M. 2.—.

Der Dichter erzählt in diesem packenden Roman die abenteuerliche Lebensgeschichte Friedemann Bachs, des ältesten Sohnes des großen Johann Sebastian Bach. — Der glänzende Hof Augusts des Starken, demgegenüber die einfache Hofhaltung Friedrichs des Großen, das patriarchalische Familienleben der Familie Bach und dazwischen das wechselvolle Schicksal Friedemanns und sein trauriges Ende sind überaus spannend geschildert.

Digitized by Google

E. L. Bulwer

Die letzten Tage von Pompeji. Historischer Roman. Aus dem Engl. übersetzt. In Lnbd. M. 2.—.

Zählt zu den berühmtesten Schöpfungen aller Zeiten; Bulwer schildert hier das Leben und Treiben der lebensfrohen Stadt, bis sie unter der Asche des Vesuvs begraben wurde. Die wechselvollen, zuletzt furchtbaren Schicksale der Helden des Romans, die Figur der blinden Sklavin, die Gladiatorenkämpfe usw. erschüttern uns aufs tiefste.

M. de Cervantes

Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote de la Mancha. Übersetzt von Ludwig Tieck. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. Mit 16 Illustr. von G. Doré. In 2 Lnbdn. M. 5.—.

Cervantes' Don Quixote, ein in seiner Art unübertroffenes Meisterwerk, hat auch heute noch nichts von seiner Beliebtheit eingebüßt. Die hier neu vorgelegte Ausgabe, mit köstlichen Bildern geschmückt, bringt den vollständigen Text und dürfte in dieser gediegenen Aufmachung vielen hochwillkommen sein.

J. F. Cooper

Der rote Freibeuter. Übersetzt und herausgegeben von R. Zoozmann. In Leinenband M. 2.—.

Mit einer beispiellosen Lebendigkeit schildert Cooper hier das Leben auf dem Meere: das Meer in seiner ganzen wechselnden Pracht selbst, sowie die Charaktere, Bräuche und Lebensweise der Seeleute. Kühne Fahrten und Kämpfe des Seeräuber-Häuptlings erwecken unsere volle Teilnahme für den Helden, und wir begleiten ihn mit größter Spannung bis zu seinem erschütternden Ende.

Der letzte der Mohikaner. Übersetzt und herausgegeben von R. Zoozmann. In Leinenband M. 2.—.

Dieser Indianerroman ist eines der besten Werke Coopers und gehört zu unseren Lieblingsbüchern. Die vorliegende Ausgabe

ist nicht gekürzt wie die meisten anderen, und läßt die spannenden Ereignisse und farbenprächtigen Szenerien wie ein glänzendes Panorama an uns vorüberziehen.

Der Wildtöter. Übersetzt und herausgegeben von R. Zoozmann. In Leinenband M. 2.—.

In dem Roman, der die Schicksale des berühmten Lederstrumpfs in seinen jüngeren Jahren behandelt, steht die Kunst der Natur- und Menschenschilderung, wie sie Cooper von jeher nachgerühmt wurde, auf ihrer Höhe. Ist der „Wildtöter" doch das letzte Glied in der Reihe der Lederstrumpferzählungen, und verfügte doch der gereifte Dichter über einen Reichtum an Farben und Tönen, wie er nur wenigen Romanschriftstellern zu Gebote steht. Überflüssig, zu betonen, daß das Buch, zumal in dieser ungekürzten Form, in erster Linie für Erwachsene geschrieben ist.

Charles Dickens

Oliver Twist. Übersetzt und herausgegeben von R. Zoozmann. In Leinenband M. 2.—.

Zu den volkstümlichsten Romanschriftstellern der Weltliteratur zählt unbestritten Charles Dickens. Versöhnender Humor und tapfere Lebensbejahung sind die Gründe dafür, daß zahllose Leser an den Werken des großen Sittenschilderers hängen. — „Oliver Twist" behandelt die Lebensgeschichte eines elternlosen Knaben. Die unmenschliche Behandlung des unglücklichen Kindes, sein späterer Aufenthalt in einer Diebeshöhle und seine endliche Befreiung daraus, schildert Dickens in packender Darstellungsweise. Zum Schluß findet der schwergeprüfte Oliver bei einem alten Freunde eine glückliche Heimat.

F. M. Dostojewski

Raskolnikoff (Schuld und Sühne). Übersetzt von Mich. Feofanoff. In Leinenband M. 2.50.

Die Mordtat des russischen Studenten Radion Raskolnikoff an einer alten Wucherin und sein heißes Ringen nach Reinigung und Erlösung sind mit einer Kraft und Sicherheit dargestellt, daß man das Buch mit atemloser Spannung liest. Greifbar deutlich werden die Zustände im großen Zarenreiche geschildert.

Digitized by Google

Ernst Eckstein

Pia. Roman aus dem 13. Jahrhundert. Mit 7 ganzseitigen Bildern von Franz Simm. In Leinenband M. 2.—.

Ernst Eckstein, der Verfasser mehrerer Romane aus der römischen Geschichte, schildert in dem vorliegenden Buche ein ergreifendes Frauenschicksal. Der Roman führt uns in die Zeit des ausgehenden italienischen Mittelalters, wie sie uns Deutschen vertraut ist durch Jakob Burckhardts klassisches Werk über die Kultur der Renaissance. Menschen und Örtlichkeiten sind mit leuchtenden Farben gemalt, und die spannende Handlung hält den Leser bis zur letzten Seite in Atem. Die treffliche Ausstattung und die Beigabe wohlgelungener Bilder machen das Buch zu einem vornehmen Geschenkwerk.

Jeremias Gotthelf

Geld und Geist. Mit Einleitung von Prof. Adolf Bartels. In Leinenband M. 2.—.

Einer der besten Romane des schweizerischen Erzählers. Eine bäuerliche Familiengeschichte, wie wir deren wenige haben. Nicht auf das Geld kommt es an, das eine Familie besitzt, sondern auf den Geist, die Gesinnung, die das Leben der Familie beherrscht — das ist die gesunde Tendenz der prächtigen Erzählung, eines Volksbuches im besten Sinne des Wortes.

Robert Hamerling

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. In Leinenband M. 2.50.

Hamerlings Griechenroman Aspasia führt uns in schillernder Farbenpracht das sonnige Zeitalter klassischer Kultur zur Zeit des Perikles vor Augen. Perikles selbst, Athens größter Staatsmann, und seine Geliebte, die ebenso schöne wie geistreiche Milesierin Aspasia, stehen im Mittelpunkt des Romans. Packend und lebendig sind das Leben in Athen, die Zeitereignisse, die Festlichkeiten, die inneren und äußeren Kämpfe Athens dargestellt.

Digitized by Google

J. P. Jacobsen

Niels Lyhne. Roman aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Mit Einleitung von Dr. L. Fürstenwerth. In Leinenband M. 2.—.

Niels Lyhne erregte bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen, und auch Ibsen gehörte zu seinen Bewunderern. — Liebestreue und Liebesleid, Liebessehnsucht und Liebesahnung fesseln den Leser bis zuletzt; der Tod des Helden wirkt erschütternd.

Frau Marie Grubbe. Roman aus dem Dänischen von Adolf Strodtmann. Mit Einleitung von Karl Quenzel. In Leinenband M. 2.—.

Dieser Roman des dänischen Dichters genießt Weltruf, und mit Recht. Die merkwürdigen Schicksale der schönen und stolzen Marie Grubbe sind mit einer Eindringlichkeit erzählt, der sich niemand entziehen kann.

Selma Lagerlöf

Gösta Berling. Deutsch von Pauline Klaiber. In Leinenband M. 2.50.

Jerusalem (I—II). Deutsch von Pauline Klaiber. In Leinenband M. 2.50.

Die berühmte schwedische Dichterin, die 1909 den Nobelpreis erhielt, hat mit ihrem unvergleichlichen „Gösta Berling" und dem ergreifenden „Jerusalem" in Deutschland ihren literarischen Ruf begründet.

Heinrich Lang

Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers im Feldzuge 1870—1871. In Leinenband M. 2.—.

Der im Jahre 1891 verstorbene Maler Heinrich Lang machte den Feldzug 1870/71 mit und brachte eine reiche Ausbeute an Skizzen und Aufzeichnungen nach Hause. Später schilderte er an

der Hand dieser Notizen seine persönlichen Erlebnisse in novellistischer Form. Das so entstandene Buch ist von einer reizenden Frische und Unmittelbarkeit und liest sich streckenweise wie ein Roman. Gerade in der jetzigen Zeit wird es viele Freunde finden und zu mancherlei Vergleichen zwischen damals und heute Veranlassung geben.

Theodor Mügge

Der Vogt von Sylt. Ein Roman aus Schleswig-Holsteins Vergangenheit. In Leinenband M. 2.—.

Einer der besten, wenn nicht der beste Roman des vielgelesenen Theodor Mügge, dessen Art mit der des Märkers Willibald Alexis und des Mähren Sealsfield (Postl) verwandt ist. Die reichbewegte Handlung spielt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts und hat zum Gegenstande den Kampf des Landvogts von Sylt, Uve Jens Lornsen, mit der dänischen Regierung um die Rechte Schleswig-Holsteins. Lornsen unterlag, aber wenige Jahrzehnte später wurde Schleswig-Holstein von Dänemark losgelöst.

Fritz Reuter

Ut mine Stromtid. Mit Einleitung von Prof. Dr. C. Fr. Müller. In Leinenband M. 2.50.

Für dies Hauptwerk unserer gesamten plattdeutschen Literatur macht sich jede Empfehlung überflüssig; Reuter bewährt sich gerade in dieser Schöpfung als unser größter Humorist.

Johannes Scherr

Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. In Leinenband M. 2.50.

Das wertvollste von Scherrs dichterischen Werken ist wohl dieser prächtige Roman, dessen poetisch verklärter Hintergrund die Studenten- und Wanderjahre des Dichters selbst bilden, der einst in Tübingen als Burschenschafter mit Stolz das dreifarbige Band getragen hat.

Charles Sealsfield

Der Legitime und die Republikaner. Mit Einleitung von Prof. Frz. Fiedler. In Lnbd. M. 2.—.

Sealsfield ist einer der besten Vertreter des exotischen Romans und ein ganz vortrefflicher Erzähler. Der obige Roman spielt zur Zeit des Krieges von 1812 zwischen den Vereinigten Staaten und England und enthält spannende Szenen aus dem Indianerleben.

Henryk Sienkiewicz

Quo vadis? Übersetzt von Hugo Reichenbach. In Leinenband M. 2.—.

In packender Lebenswahrheit wird hier die prunkvolle, aber furchtbare Zeit Neros geschildert. Die entsetzlichen Christenverfolgungen, der Brand Roms usw. sind so meisterhaft gezeichnet, wie es wohl kaum je ein Schriftsteller verstanden hat.

Leo Tolstoi

Auferstehung. Übersetzt von W. Czarnikow. In Leinenband M. 2.—. (Erscheint 1916.)

Der letzte und ergreifendste Roman des großen Russen. Trotz krasser Einzelheiten wird das Werk von einem reinen, tiefsittlichen Geiste getragen. Gewissen Schichten der russischen Gesellschaft wird in dem Buche ein Spiegel vorgehalten, und ihnen zugleich der Weg zur Gesundung gezeigt. Fürst Nechljudow, der dem Mädchen, das er unglücklich gemacht hat, in die Verbannung folgt, trägt viele Züge des Dichters selbst.

Mark Twain

Tom Sawyers und Huckleberry Finns Abenteuer. Übersetzt von H. Koch und L. Ottmann. In Leinenband M. 2.—.

Die Abenteuer und Fahrten der beiden jugendlichen Helden fesseln stets aufs neue und werden von uns ebenso herzlich be-

lacht wie in Amerika. Sie sind so wunderhübsch geschildert, so lebendig und mit warmem Empfinden dargestellt, daß man mit größter Spannung Seite um Seite liest.

Lewis Wallace

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Aus dem Englischen übersetzt von Hugo Reichenbach. In Leinenband M. 2.—.

In diesem begeistert aufgenommenen Roman tritt in aller Pracht das herrliche Antiochien vor unsere Augen, reizvolle Landschaftsschilderungen schließen sich im bunten Wechsel an römische Wettrennen und Zechgelage. Jerusalem und die jüdische Heimat Ben Hurs, Dünkel und Druck der Römer, Rachedurst und Messiashoffnung der Juden spielen in dem Roman eine wichtige Rolle.

Oskar Wilde

Das Bildnis des Dorian Gray. Aus dem Englischen übersetzt von Hugo Reichenbach. In Leinenband M. 2.—.

Diese berühmte Arbeit Wildes zählt zu den packendsten Erscheinungen der neuesten Zeit. Der Dichter zwingt jeden Leser in seinen Bann und fesselt ihn durch den eigenartigen phantastischen Inhalt der spannenden Erzählung bis zur letzten Zeile!

N. Wiseman

Fabiola oder Die Kirche der Katakomben. Übersetzt von J. Okorn. In Leinenband M. 2.—. Mit zahlreichen Abbildungen. (Erscheint 1916.)

Der Roman schildert die Zustände und Sitten Roms zur Zeit der Christenverfolgungen und diese selbst. Ein kulturhistorisches Werk, das von ernsten Studien zeugt und auf angenehme Weise die Bekanntschaft mit einer Epoche vermittelt, die ohne Frage zu den interessantesten in der ganzen Weltgeschichte gehört.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google


Princeton University Library
32101 062160179